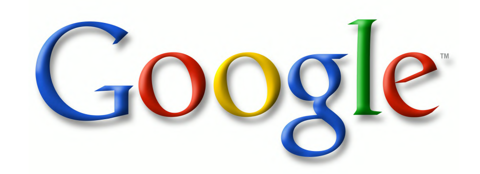



Sammlung
historischer Bildnisse.

Verlag von Herder in Freiburg.

Sammlung historischer Bildnisse. 12°.

Erste Serie.

Vollständig broschirt *M.* 12.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 22.; geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 15.

I. Philipp Howard, Graf von Arundel, und Marc-Anton Bragadino, von A. F. Rio. Zweite Auflage. (114 S.) 90 *Pf.*

II. Lioba und die frommen angelsächsischen Frauen, von Karl Zell. Zweite, umgearbeitete Auflage. (VI u. 69 S.) 60 *Pf.*

III. Tilly im dreißigjährigen Kriege. Nach Onno Klopp bearbeitet von Franz Keym. Mit Tilly's Bildniß. Zweite Auflage. (VIII u. 163 S.) *M.* 1.20.

IV. Prinz Eugen von Savoyen. Nach Arneth bearbeitet von Franz Keym. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. (IV u. 234 S.) *M.* 1.50.

V. Karl der Große. Heinrich I. von Sachsen und die heilige Mathilde. Otto der Große. Die letzten Ottonen und Heinrich der Heilige. (172 S.) *M.* 1.20.

VI. Die heilige Elisabeth, von Alban Stolz. Illustrirt. (VIII u. 263 S.) *M.* 1.25.

VII. Friedrich Leopold, Graf von Stolberg. Amalia, Fürstin von Gallitzin. (150 S.) *M.* 1.20.

VIII. Die heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien und Polen. Von F. Becker. (201 S.) *M.* 1.50.

IX. Friedrich von Spee. Von J. B. M. Diel S. J. Mit einem Titelbild. (120 S.) *M.* 1.20.

X. Papst Sixt[illegible] Werke des Barons von Hübner b[illegible] u. 182 S.) *M.* 1.50.

Sammlung

historischer Bildnisse.

VIII



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.

Die heilige Hedwig

Herzogin von Schlesien und Polen.

Von

F. Becker.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Druck von H. Stratz in Altbreisach.

Die heilige Hedwig

Herzogin von Schlesien und Polen.

Einleitung.

Die religiösen und politischen Zeitverhältnisse des Jahrhundertes, in welchem die heilige Hedwig gelebt und gewirkt hat, sind bereits in dem sechsten Bändchen der historischen Bildnisse *) geschildert worden, soweit sie für Denjenigen Interesse bieten, der nicht Geschichte studiren, sondern nur einzelne Bilder aus derselben kennen lernen will. Daher mag es genügen, den Leser mit wenigen Worten an die für Kirche, Staat und Volk segensreiche Epoche zu erinnern, in welcher Kultur, Bildung und Gesittung unter der Aegide des lebendigen und herzlichen Glaubens einen mächtigen Aufschwung genommen hatten. Die edlen Gestalten einer ehrwürdigen, sechshundertjährigen Vergangenheit, ihre Thaten und Schöpfungen sprechen noch immer laut genug zu den Herzen der Nachkommen, um vor dem Loose undankbarer Vergessenheit bewahrt zu bleiben. Niemals werden jene wahrhaft großen Männer, wie Ludwig der Heilige von Frankreich, Papst Innocenz III., die beiden heiligen Ordensgründer Franziskus und Dominikus aus dem Gedächtnisse der Völker verschwinden, denn ihre Werke leben fort und geben Zeugniß von der Kraft und Geistesgröße

*) Leben der hl. Elisabeth von Thüringen.

ihrer Zeit. Die Siege und Heldenthaten der deutschen Ordensritter im Orient, ihre Kämpfe gegen die heidnischen Eindringlinge im Abendlande, wie könnten sie in unserem Andenken erlöschen? Ihnen verdankt ja Europa die Erhaltung des Christenthums und seiner göttlichen Segnungen.

Es ist das 13. Jahrhundert, in dessen Rahmen diese ruhmreichen Namen glänzen; diesem Jahrhunderte gehört auch die merkwürdige, heilige Frau an, von welcher diese Blätter erzählen, Hedwig, die Tochter eines angesehenen deutschen Fürsten und Gemahlin des Herzogs Heinrich I. von Schlesien und Polen. Ihr Leben und Wirken ist unzertrennlich mit der Geschichte des Landes verknüpft, das ihre zweite Heimath geworden, das sie mit mütterlicher Liebe und Sorge umfaßt, für dessen Wohl und Wehe ihr Herz bis zum letzten Athemzuge geschlagen. Heinrich I. hatte unter vielen Kämpfen sein vom Vater, Herzog Boleslaus I., ererbtes Ländergebiet vergrößert und sich zum Beherrscher von ganz Schlesien*), des Landes Leubus bis wenige Meilen von Berlin, Krakau's und Großpolens bis an die Wartha aufgeschwungen. Unter seiner Herrschaft war also der größte Theil des später so mächtigen polnischen Reiches vereinigt, in welches sich im Jahre 1772 Rußland, Preußen und Oesterreich theilten, nachdem es ein halbes Jahrtausend unter seinen Königen eine selbstständige und häufig achtunggebietende Stellung unter den Nationen Europa's eingenommen hatte. Der Wirkungskreis unserer Heiligen wurde demzufolge um so bedeutender, je mehr sich das Gebiet ihres Gemahls ausdehnte. Die deutsche Fürstentochter, in einem stillen Kloster erzogen,

*) Er war bei seinem Regierungsantritte nur Herzog von Oberschlesien; Niederschlesien hatte einen eigenen Fürsten.

einem Lande entsprossen, das sich zur höchsten Blüthe der Kultur erhoben hatte, fand aber den Boden rauh, der ihr von der göttlichen Vorsehung als Berufsstätte zugewiesen worden. Noch waren die Segnungen der Religion und der Kultur nur spärlich in die dichten Wälder gedrungen, welche das Gebirgsland Schlesien und die großen Ebenen Polens bedeckten. Nur langsam wichen die Nebel des Heidenthumes, die Unwissenheit und die rohen, verwilderten Sitten vor der aufgehenden Sonne des christlichen Glaubens zurück, dessen erste Boten bereits vor dreihundert Jahren in diesen Gegenden erschienen waren. Immer noch wütheten verheerende Kriege, denn Haß und Zwietracht unter den Fürsten des von Natur aus kindlichen und gutmüthigen Slavenvolkes führten stets neue Kämpfe herbei, welche die Felder mit Blut düngten und die Fluren in Grabstätten verwandelten. Streit, Habsucht und Bruderkrieg blieben das Erbtheil des piastischen Königsstammes bis zu seinem Erlöschen. Der Gründer desselben war ein armer Bauer, Namens Piast, der wegen seines frommen, erbaulichen Wandels von den Polen zum König erwählt wurde, nachdem Fürst Popiel, ein Tyrann des Volkes, einen elenden Tod gefunden hatte. Piast und seine ersten Nachfolger, welche sich nach ihm Piasten nannten, regierten mit väterlicher Milde. Bald jedoch ging der Same der Zwietracht unter ihnen auf und wucherte reichlich fort zum Unglück Polens. Es konnte, oft von äußern Feinden bedroht, auch in seinem Innern keinen Frieden finden, und so blieb es fast drei Jahrhunderte lang nebst seinen Nachbarländern Ober- und Niederschlesien der Schauplatz blutiger Wirren und Kämpfe. Endlich trat ein Fürst aus dem Piastengeschlechte auf, den das Leiden der Völker rührte und der sie mit kräftiger Hand aus ihrem Unglück erheben,

sie zu Frieden und Wohlfahrt führen wollte, Herzog Heinrich I. von Schlesien. Mit ihm zugleich stieg ein schöner Stern am Himmel dieser nordischen Länder empor. Sein Licht strahlte weithin durch undurchdringliche Wildnisse in die entferntesten Gegenden; es war Heinrichs heilige Gemahlin, Hedwig von Andechs. Durch sechs Jahrhunderte leuchtet dieser helle Stern noch in unsere Zeit herüber. Und unsere Zeit bedarf in ihrer tiefen Nacht so sehr der leuchtenden Sterne! Allenthalben erhebt die Hydra des Zweifels, des Unglaubens und einer durch den Hochmuth irregeleiteten Wissenschaft ihr giftiges Haupt, um die göttliche Autorität vom Throne zu stürzen, den sie selbst einnehmen will. Die Staaten, betäubt und verwirrt von dem Gifthauche des dreiköpfigen Ungethüms, begünstigen sein Streben, wähnend, die Herrschaft mit ihm theilen zu können. Dabei verhehlen sie sich die drohende Gefahr des eigenen Sturzes, welchen die Erschütterung der Grundlagen des Glaubens und der Religion, auf welche sie gebaut sind, nothwendig zur Folge haben muß. In diesem traurigen Dunkel, das die Geister und Gemüther in unsern Tagen umfangen hält, gewährt es Trost und Stärkung zu den leuchtenden Vorbildern der Vergangenheit aufzublicken, deren ganzes Leben sich in die Worte zusammenfassen läßt: Frommer, lebendiger Glaube, heilige Gottes- und Nächstenliebe. Ein solches Vorbild ist uns die hl. Hedwig. Und wenn sich die ganze christliche Welt des mächtigen Glanzes ihrer Heiligkeit erfreut, so haben wir Deutsche gewiß ein Recht, darauf stolz zu sein, daß sie eine Tochter unserer Heimath ist. Frommen, deutschen Eltern entsprossen, in einem stillen, deutschen Kloster erzogen, trug sie den köstlichen Samen, der dort in ihr Herz gelegt worden, hin in das ferne Land ihres Wirkens, wo er zur herrlichen, tau-

sendfältigen Frucht gedieh. Darum hat Polen ein noch höheres Anrecht auf die Heilige, als das Land ihrer Geburt und Erziehung, und es macht dasselbe geltend durch seine fromme Verehrung, durch sein kindliches Vertrauen auf die Fürbitte Derjenigen, die ihm einst eine so treue, liebende Mutter gewesen. Ja, das arme Polen, ebenso beklagenswerth durch die blutigen Wirren, die seinen Untergang herbeiführten, als durch die Folgen, welche dieser nach sich gezogen, bedarf der Fürbitten seiner heiligen Fürstin am Throne Gottes, und sein Vertrauen wird sich rechtfertigen, die Zeit der Prüfung wird vorübergehen. Mögen die schwachen Strahlen, welche jetzt so spärlich und selten den düstern Himmel dieses Landes durchbrechen, die Vorboten der neuaufgehenden Sonne einer besseren, glücklicheren Zukunft sein! Auf eine solche Zukunft hoffen und bauen die Söhne und Töchter der hl. Hedwig, indeß sie mit Zuversicht aufschauen zu ihr, vor deren Auge die geheimnißvollen Wege der göttlichen Weisheit entschleiert sind, welche die menschliche Kurzsichtigkeit nicht begreifen kann und die doch so oft durch Leiden und Trübsale dem herrlichsten Ziel entgegenführen. Die glorreiche Heilige aber blickt mild und segnend hernieder auf ihr geliebtes Volk, auf seine Hoffnungen, auf seine Thränen und Schmerzen, die sich einst in Glück und Freude verwandeln werden. Denn auch die Prüfungen des Lebens sind nichts anderes, als huldvolle Geschenke der göttlichen Liebe, durch welche sie uns die rechte Bahn zum ewigen Glücke weisen will.

I.

Die Heimath und das elterliche Haus der hl. Hedwig.

Nahe dem stillen Ufer des Ammersees, neun Stunden südlich von der bayerischen Hauptstadt, steigt, die östliche Hügelreihe der Landschaft überragend, der Berg Andechs empor, vom Volksmunde der heilige Berg genannt. Von seinem Gipfel schaut eine schöne, große Wallfahrtskirche mit einem stattlichen Kloster hinab auf das blaue Gewässer und weithin in die Gegend über Thäler und Hügel. Wie in früherer Zeit, so wohnen auch jetzt wieder Söhne des heiligen Benedikt auf dieser abgeschiedenen Höhe, welche jährlich von Tausenden frommer Wallfahrer aus Nah und Fern besucht wird. Die Bayern lieben diese Stätte und ziehen vertrauensvoll auf den heiligen Berg, um Trost und Hülfe in ihren Anliegen zu finden. Die Kirche zu Andechs beherbergt noch immer einen großen Schatz von Heiligthümern, obgleich sie einen bedeutenden Theil derselben verlor, als das ehemals reiche Kloster im Jahre 1806 *) an einen Juden um einen Spottpreis verkauft wurde. Die Mönche flüchteten und verbargen von den ehrwürdigen Reliquien so viel ihnen nur möglich war, aber es gelang nicht, sie alle der Habgier zu entziehen. Mit tiefem Schmerze mußten

*) Es war jene Zeit, in welcher die katholische Regierung von Bayern fast alle Klöster aufhob, und sich der Kirchengüter bemächtigte.

sie einen Theil ihres herrlichen Schatzes Händen überlassen, welche ihn verunehrten und verschleuderten, nachdem sie ihn seiner kostbaren Fassung beraubt hatten. Mit desto größerem Eifer und in dichteren Schaaren wallfahrteten die Gläubigen zu dem noch erhaltenen Heiligthume in Andechs, um es gebührend zu ehren.

Seit die erste Pilgerin, die heilige Elisabeth von Thüringen, hier geweilt und gebetet und ihr hochzeitliches Kleid als Opfer auf den Altar gelegt hatte, waren die Gaben frommer Fürsten wie eine reiche Quelle an der heiligen Stätte geflossen. Sechs Jahrhunderte des Glaubens und der werkthätigen Liebe hatten sich hier vereinigt in Andacht und Vertrauen, bis der Sturm gezogen kam, der den Gnadenort zu vernichten drohte. Aber die göttliche Vorsehung schützte ihn, sie wollte nicht, daß die Heimath der hl. Hedwig durch unchristlichen Besitz entweiht werde.

Vor dem Jahre 1200 erhob sich an der Stelle des heutigen Klosters eine ritterliche Veste, Schloß Andechs, die Geburtstätte unserer Heiligen. Die festen, altersgrauen Thürme und Mauern hatten das Ansehen Jahrtausenden trotzen zu wollen, gleichwie dem edlen Geschlechte, welches darin hauste, nach mehrhundertjähriger ruhmvoller Vergangenheit noch eine wenigstens ebenso große Zukunft zu blühen schien. Die Grafen von Andechs waren ihrer großen Tapferkeit und ihres frommen, sittlichen Wandels wegen in allen deutschen Landen berühmt und hochgeachtet. Sie besaßen große Reichthümer und konnten ihren Stammbaum bis auf die karolingischen Kaiser zurückführen. Ihre Besitzungen dehnten sich von der Küste des adriatischen Meeres bis nach Tyrol, Bayern, Franken und Schwaben aus, und außer dem Namen ihres Stammhauses Andechs führten sie noch die Titel eines Markgrafen von Istrien,

Herzogs von Dalmatien und Kroatien, Grafen von Meran, Amras, Diessen, Wolfrathshausen und Plassenburg. Den mächtigen Reichthümern entsprach ihre Wohlthätigkeit gegen Arme und die wahrhaft fürstlichen Schenkungen an Kirchen und Klöster. Zehn der letzteren, in der Umgebung von Andechs in einem Umkreise von ungefähr vier Meilen, verdankten ihnen ihre Gründung und reichliche Ausstattung. Ihr Name wurde in den deutschen Heldensagen und Liedern hochgefeiert, sie selbst als Muster deutschen Ritterthums gepriesen, und Schloß Andechs von den Minnesängern als „Lilienporte" bezeichnet, um die Reinheit und edle Sitte anzudeuten, welche dort stets gepflegt ward. Um das Jahr 1224 führten Berthold IV. und seine Gemahlin Agnes, eine geborene Markgräfin von Meissen, auf Schloß Andechs eine glänzende Hofhaltung. Von gleich edelmüthiger Gesinnung übten sie Gastfreundschaft an armen Pilgern wie an vornehmen Rittern und erfüllten mit Eifer und Treue alle Pflichten ihres fürstlichen Berufes. Mild und gerecht gegen ihre Unterthanen, barmherzig gegen die Bedrängten, hochsinnig, wo es galt, irgend ein frommes oder nützliches Unternehmen zu fördern, leuchteten sie Allen, die sie umgaben, mit dem schönsten Tugendbeispiele voran. Von Hoch und Nieder geliebt und geachtet, verlebten sie glückliche, stille Tage im häuslichen Kreise, die jedoch nicht selten durch hohe Besuche und Festlichkeiten unterbrochen wurden. Die gastliche Burg Andechs zog Ritter und Fürsten gerne zu öfterem und längerem Verweilen an, bei welchen Gelegenheiten der Herzog Berthold und seine Gemahlin nichts fehlen ließen, um ihren Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen. Da rauschte fröhliche Musik durch die weiten Schloßhallen, man vernahm den Klang der Becher, welche mit köstlichem Rheinwein gefüllt, von der Herzogin selbst

den vornehmen Gästen kredenzt wurde. Zwischen Spiel und heiteren Gesprächen ertönten die Harfenweisen der Minstrels, denn diese durften bei keinem Feste fehlen. Jagden und Kampfspiele wechselten mit einander ab und Jedermann gab sich einer ungezwungenen Fröhlichkeit hin; dafür aber sorgte der Burgherr, wie seine edle Gemahlin, daß die Fröhlichkeit niemals die Grenze der guten Sitte überschritt. Und da die Festigkeit, mit welcher sie auf christliche Sitte hielten, wohlbekannt im Lande war, so kam es, daß auch nur solche adelige Herren und Damen auf Schloß Andechs vorsprachen, welche diese edle Gesinnung theilten. Waren dann die Gäste wieder abgezogen, so widmeten sich die fürstlichen Gatten mit neuem Eifer den Pflichten ihres Standes und den Werken der Wohlthätigkeit. Während der Herzog den Sorgen um die Wohlfahrt des Landes oblag, waltete seine Gemahlin Agnes im häuslichen Kreise, woselbst ihr ebenfalls eine große Aufgabe zu erfüllen vorbehalten war. Ihre Ehe war bereits mit einer Tochter, Gertrude, gesegnet worden. Dieses Kind sorgfältig zu erziehen, war der Herzogin wichtigste Angelegenheit. Sie hatte es daher beständig um sich, um seine junge Seele vor jedem verderblichen Einflusse zu hüten. Sie unterzog sich mit Freuden der mühevollen Pflege, um die ersten Regungen des kindlichen Herzens zu überwachen, die guten entwickeln, die schlimmen unterdrücken zu können.

Noch lebten die sehr betagten Eltern des Herzogs, Berthold III. und seine Gemahlin Hedwig. Sie bewohnten gleichfalls die Burg Andechs, und gaben so der Herzogin Agnes Gelegenheit, die Pflichten der Kindesliebe an ihnen zu üben. War sie ihrem Kinde die sorgsamste, zärtlichste Mutter, so war sie den Eltern ihres Gatten die beste, liebevollste Tochter. Sie hätte gegen ihre eigenen Eltern

unmöglich eine größere Hingebung, eine herzlichere Zuneigung an den Tag legen können, als sie gegen den Vater und die Mutter ihres Gemahls bewies. Sie bediente und pflegte sie, erholte sich in allen Angelegenheiten ihren Rath, verkürzte ihnen die Stunden und suchte ihren Wünschen auf jede mögliche Weise zuvorzukommen. Die herzlichste Liebe ihrer Schwiegereltern lohnte sie dafür. — Vorzüglich gerne beschäftigte sich die edle Herzogin mit dem Schmucke von Kirchen und Kapellen, wozu ihre kunstgeübten Hände die herrlichsten Zierden lieferten. Sie verfertigte priesterliche Gewande, Altartücher und Teppiche in prachtvollen Stickereien und schenkte dieselben in Kloster- oder andere Kirchen, welche zu arm waren, um sich den nöthigen Schmuck selbst anzuschaffen. Hierin wetteiferte sie mit dem Herzoge an Freigebigkeit. Während Berthold bald diesem, bald jenem Kloster ein Stück Land, Acker oder Wald zu seinem bessern Unterhalte schenkte, theilte Agnes die Erzeugnisse ihres Fleißes aus, um sich auf diese Weise den Handlungen christlicher Wohlthätigkeit ihres Gemahles anzuschließen. Dafür wurden die Namen des fürstlichen Paares von allem Volke nur mit Rührung genannt und gesegnet. Aber auch das Wohlgefallen Gottes ruhte auf ihm. Der augenscheinlichste Beweis hiefür ist das köstliche Kleinod, mit welchem der Himmel es beglückte, eine Tochter, die von der Wiege an zur vollendeten Heiligkeit berufen schien.

Es war im Jahre 1174 (der Tag der Geburt ist nicht bekannt), als in der Burg zu Andechs die zarte Blüthe zum Leben sich erschloß, deren Duft alle späteren Jahrhunderte erfreuen, deren Schönheit die Kirche Gottes mit neuem Glanze schmücken sollte. Mit großer Innigkeit dankten die herzoglichen Eltern dem lieben Gott für dieses zweite theure Unterpfand ihrer Liebe. Jubelnd nahm es

der greise Ahnherr in seine Arme, herzte und küßte es und gab es dann der ehrwürdigen Großmutter hinüber, deren Wangen von Thränen der Freude und Rührung benetzt waren. Eine selige Ahnung zog in diesem Augenblicke durch die Herzen, ein Vorgefühl, daß diese erlauchte Tochter des Grafengeschlechtes von Andechs den unsterblichen Ruhm ihres Hauses begründen werde. — Mit großer Feierlichkeit wurde die heilige Taufe begangen, wobei sie den Namen der Großmutter, Hedwig, empfing. Dieser wurde damals Hathui, oder Hathuwich gesprochen und bedeutet in althochdeutscher Mundart so viel als „die dem Kampfe und Siege Geweihte". — Gewiß geschah es nicht ohne besondere göttliche Fügung, daß Hedwig diesen Namen erhielt. Dadurch sollten ihr schon zum Voraus die Kämpfe und Siege angedeutet werden, welche ihr ganzes Leben hindurch eine ununterbrochene Kette bildeten. — Gleichwie ihre erstgeborene Tochter Gertrud, pflegte die Herzogin Agnes auch Hedwig von ihren ersten Tagen an mit der zärtlichsten mütterlichen Sorgfalt. Bald gewahrte sie, daß dieses Kind mit ganz besonderen Gaben ausgestattet sei und verdoppelte deßhalb ihre Aufmerksamkeit. Es zeigte einen weit über sein kindliches Alter hinausgehenden Ernst. Während Gertrud sich mit unschuldigen Spielen, mit Puppen und Hündchen vergnügte, oder im Freien herumtummelte, saß Hedwig zu den Füßen oder auf den Knieen des alten Herzogs Berthold, welcher ihr von den Ereignissen früherer Tage erzählte; von den Kämpfen, welche er mit seinem kaiserlichen Vetter Barbarossa gegen Italien bestanden hatte. Gerne nahm er die kleine Enkelin mit sich auf den Söller der Burg. „Siehst du jene blauen Berge dort", sagte er zu der aufmerksam lauschenden Hedwig, indem er ihr die ferne Alpenkette zeigte, deren schneeige

Gipfel im Sonnenlichte oft wundersam glühten, „jenseits derselben liegt ein schönes, sonniges Land mit großen Städten. Dorthin sind ich, meine Brüder und alle deutschen Fürsten mit dem großen Kaiser Friedrich gezogen, dort haben wir mit ihm gekämpft und gesiegt. Dort habe ich den mächtigen Riesen im Zweikampfe erschlagen, der täglich aus Mailand herauskam, unsere tapferen Ritter und das ganze Heer zu verhöhnen, weil er glaubte, keiner hätte den Muth, mit ihm zu streiten." — Diese und ähnliche Erzählungen, besonders die Schilderung blutiger Schlachten machten auf das ohnehin ernste Gemüth Hedwigs einen tiefen Eindruck, und man sah sie daher selten scherzen und lachen wie andere Kinder. Wohlthätiger und erheiternder wirkten auf ihre Seele die Gespräche ihrer Mutter und Ahnfrau. Von diesen erfuhr sie, daß das edle Geschlecht, dem sie entstammte, viele Glieder von heiligmäßigem Wandel zählte, z. B. den Bischof Conrad von Konstanz, der noch zu Lebzeiten Hedwigs kanonisirt wurde, den seligen Grafen Rasso, Stifter des Klosters Wörth, dessen Reliquien jetzt in der Kirche zu Grafrath in Bayern verehrt werden, und noch viele andere Priester, Mönche, Bischöfe und Abtissinen. Freudig und staunend hörte sie ihre Namen nennen und erkannte schon jetzt, daß der Ruhm der Heiligkeit unendlich höher zu schätzen sei, als jener des Muthes und der Tapferkeit in Krieg und Gefahr. Mit innigem Wohlgefallen hörte sie von dem gottseligen Leben dieser ihrer Verwandten erzählen und fühlte sich dabei auf das Lebhafteste zur Nachahmung desselben angetrieben. Den Adel der Geburt schätzte sie gering im Vergleiche zum Adel eines tugendhaften, frommen Lebens. Sie prägte die erhabenen Beispiele, die ihr vorgestellt wurden, so tief in ihr Herz ein, daß, noch ehe sie volle sechs Jahre zählte, man deut-

lich wahrnehmen konnte, sie habe den Weg der Heiligkeit bereits betreten. Mit freudigem Erstaunen bemerkten dieß die Eltern. Sie erkannten, daß Hedwig eine höhere Bestimmung habe, als ihre Geschwister, daß sie die edelste Blume in ihrem Kreise sei. Demzufolge nahmen sie sich vor, ihr Entfalten auf jede Weise zu begünstigen und sie auf den hiezu gedeihlichsten Boden zu versetzen. Das Leben auf Schloß Andechs war für die stille, beschauliche Hedwig oft zu geräuschvoll, besonders wenn bei kriegerischen Rüstungen die Burgen der Grafen und Ritter einen lebendigeren Verkehr mit einander unterhielten. Das sahen der Herzog und seine Gemahlin wohl ein und entschlossen sich daher, obwohl mit schwerem Herzen, die geliebte Tochter in einem Kloster erziehen zu lassen, wo sie Gelegenheit fände, alles das zu erlernen, was einer Jungfrau von so hoher Geburt nach den Begriffen jener Zeit wohl anstand. Diese Anforderungen waren auch keineswegs so gering, wie vielleicht manche glauben möchten, die sich von den Sitten und Zuständen des Mittelalters keinen richtigen Begriff machen. Gerade von den Frauen höheren Standes wurde damals eine gründlichere und umfassendere Bildung verlangt als von den Männern. Während letztere, wenn auch vom höchsten Range, oft nicht lesen und noch weniger schreiben konnten, erwarben sich die ersteren hierin nicht selten eine große Fertigkeit. Besonders stellten sich die Frauenklöster die Aufgabe, die ihnen anvertrauten Zöglinge mit möglichst vielen nützlichen und schönen Kenntnissen auszustatten. Gewöhnlich brachte man nur Kinder aus den vornehmsten, meist fürstlichen Häusern in solchen Erziehungsanstalten unter. Zur Zeit unserer Geschichte genoß das Kloster Kitzingen in Franken den vorzüglichsten Ruf als Bildungsstätte für die weibliche Jugend. Deßhalb richteten auch

Hedwigs Eltern ihre Blicke dahin, obwohl die Entfernung bei der damaligen Art zu reisen sehr groß war. Die zärtliche Mutter hatte das heißgeliebte Kind mit Allem wohl ausgestattet, was einer Fürstentochter nothwendig und dienlich sein konnte. Es scheint, daß beide Eltern ihre Hedwig selbst nach Kitzingen geleiteten, weil nur der Abschied von den Geschwistern, nicht aber von Vater und Mutter in einer der alten Chroniken jener Zeit erwähnt wird. Die Großeltern waren bereits aus diesem Leben geschieden. Hedwig verließ also noch in sehr zartem Alter das väterliche Haus, den muntern Kreis ihrer Brüder und Schwestern*) und die freundlichen Ufer des Ammersee's, um ferne von der Heimath die schönen Jahre der Kindheit und der ersten Jugend zu verleben und sich ernsten Beschäftigungen und klösterlichem Stillleben zu weihen. Wohl mochte der flüchtige Gedanke in ihrer Seele aufsteigen, daß ihre Geschwister glücklicher seien, weil sie in der Nähe der geliebten Eltern bleiben durften. Allein, wenn dieß auch der Fall war, sie äußerte ihn nicht, weil sie begriff, daß diese nur ihr Wohl dabei im Auge hatten, und weil sie sah, daß die Trennung von ihr ihnen selbst ein schmerzliches Opfer auferlegte. Willig und heiteren Muthes trat sie die weite Reise nach dem Frankenlande an und erreichte glücklich den Ort ihrer Bestimmung.

---

*) Nach Hedwig waren dem gräflichen Hause von Andechs noch sechs Sprossen geschenkt worden, vier Söhne und zwei Töchter, von welchen jedoch bei ihrer Abreise nach Kitzingen noch nicht alle geboren waren.

II.

Hedwigs Aufenthalt im Kloster Kitzingen. Rückkehr in's Vaterhaus und ihre Verlobung mit dem Prinzen Heinrich von Schlesien und Polen.

Nahezu ein halbes Jahrtausend war vorübergegangen, seitdem die heilige Thekla von England gekommen und in der anmuthigen Main- und Neckargegend jenen stillen Garten Gottes angelegt hatte, in welchen Hedwig von Andechs als zarte Pflanze versetzt wurde, um sich in seinem gesegneten Erdreiche zur schönen Blüthe zu entfalten. Mancher Fürstenthron, manches berühmte adeliche Geschlecht hatte sich der köstlichen Früchte erfreut, welcher auf dieser von Himmelsfrieden umhegten Stätte zur Reife gediehen waren.

Zur Zeit unserer Geschichte bekleidete Bertha III. die Würde einer Abtissin im Kloster Kitzingen. Sie war eine Tochter des bayerischen Grafen Rapato, eine Frau von großer Entschiedenheit und scharfem Verstande, hochgeachtet von geistlichen und weltlichen Fürsten wegen der Umsicht und Klugheit, womit sie die Rechte ihres Stiftes zu wahren wußte. Mit mütterlicher Freundlichkeit empfing sie die junge Fürstentochter, und mit dem ihr eigenthümlichen Scharfsinn erkannte sie alsbald Hedwigs frommes Gemüth und ausgezeichnete Geistesgaben. Diese hinwieder schloß sich von dem ersten Augenblicke ihres Zusammenseins mit vertrauensvoller Zärtlichkeit an die Frau an, welche ihr von nun an Ersatz für die eigene vortreffliche Mutter sein sollte. Auch für die Schwester Petrussa, deren Leitung sie übergeben wurde, legte sie eine so kindliche, herzliche Zuneigung an den Tag, daß sie das Herz dieser Nonne

schon in den ersten Stunden gewonnen hatte. Nicht weniger günstig war der Eindruck, den Hedwig auf ihre jugendlichen Genossinen machte, als sie zum ersten Mal in ihren Kreis geführt wurde. Alle umringten die freundliche neuangekommene Gefährtin und bemühten sich auf das Eifrigste, ihre Liebe zu gewinnen und sich ihr gefällig zu erweisen. So ward sie in wenigen Tagen der Liebling des ganzen Hauses. Während der Unterrichtsstunden zeigte sie einen für Kinder ihres Alters ganz ungewöhnlichen Ernst und Lerneifer. Keine Flatterhaftigkeit, keine Spur von kindischem Wesen, kein Verlangen nach Spiel und Ergötzung wurde an ihr wahrgenommen, obwohl sie sich von letzteren nicht ausschloß, wenn die bestimmte Zeit dazu gekommen war. Sie machte in allen Gegenständen bewunderungswürdige Fortschritte, so daß sie bald ihre Altersgenossinen an Kenntnissen und Fertigkeiten weit übertraf. Die jungen Fräulein wurden im Lesen, Schreiben, in der lateinischen Sprache, in Handarbeiten, häuslichen Geschäften, Musik, ja selbst in der Heilkunde unterrichtet. Diese letztere war für die adeligen Damen jener Zeit sehr nützlich, denn auf den einsamen Burgen, welche sie meistens bewohnten, befand sich selten ein Arzt; wenn man eines solchen bedurfte, mußte man Meilen weit schicken und die Hülfe würde sehr oft zu spät gekommen sein, wenn nicht die Burgfrau vermittelst ihrer Kenntniß der Heilmittel, insbesondere bei Verwundungen, hätte schnelle Hülfe leisten können. Die Zöglinge mußten also wacker lernen und arbeiten, um sich Alles anzueignen, was damals von einer jungen Dame hohen Standes gefordert wurde. In ihren Freistunden durften sie sich dann im Garten erholen und selbst diese Zeit suchte man ihnen nützlich zu machen, indem sie Anleitung zur Pflege der Blumen und edler Ge-

wächse erhielten. Da sah man die jugendlichen Gärtnerinen in den stillen, weiten Räumen des Klostergartens eifrig und sorgfältig ihre Blumen und Pflanzen warten, während sie selbst den zarten Pfleglingen ihrer Hände glichen, wie sie mit treuer Liebe und Sorge von den frommen Nonnen behütet und herangezogen wurden. Aus allem, was uns über die klösterliche Erziehung jener Zeit bekannt ist, geht hervor, daß sie es sich zur Hauptaufgabe gemacht hat, die kostbaren Jahre der Jugend gewissenhaft zu benützen, um gottesfürchtige und brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Es konnte daher nicht fehlen, daß die aus solcher Schule hervorgegangenen Zöglinge in die ihnen von Gott angewiesenen Berufskreise alle Segnungen eines tief eingewurzelten religiösen Sinnes, untadelhafter Sitte und eines an Thätigkeit gewohnten Lebens mit sich brachten und in Haus und Familie und oft auch über diese Grenze hinaus verbreiteten. Frisch und gesund an Leib und Seele und wohl ausgerüstet mit allen ihrem Stande angemessenen Kenntnissen, verließen die meisten aus ihnen die Hallen des Klosters, um an der Seite eines Gemahls in die Welt einzutreten und die Frucht des Erlernten sich und andern nutzbar zu machen. — Nur zu schnell waren die glücklichen Kinderjahre für Hedwig im Kloster vorübergegangen. Immer inniger hatte sie sich an die ehrwürdige Abtissin und an ihre geliebte Lehrerin Petrussa angeschlossen und diese lernten immer mehr das seltene Kleinod schätzen, das ihnen in der jungen Fürstentochter von Andechs anvertraut war. Sie hatte nunmehr das Alter von zwölf Jahren erreicht, das liebliche Kind entwickelte sich zur schönen, blühenden Jungfrau und ihre Erziehung war vollendet. Es stand zu erwarten, daß die herzoglichen Eltern sie bald in die Heimath zurückrufen würden, um sie einer ihrer

Geburtwürdigen, glänzenden Bestimmung entgegenzuführen. Mit bangem Herzen sahen die Abtissin Bertha und Petrussa diesem Zeitpunkt entgegen, denn sie wußten, daß der Ruf von Hedwigs Schönheit, Frömmigkeit und hohen Geistesgaben aus den stillen Zellen hinaus in ferne Lande gedrungen und daß sich für die junge Gräfin von Andechs bereits ein edler Bräutigam gefunden hatte. Sie wußten aber auch, daß Hedwigs beschaulicher, demüthiger Sinn auf ein anderes Ziel gerichtet war, daß sie nicht den Ehrgeiz hatte, in der Welt zu glänzen und zu herrschen und den Thron eines Fürsten zu theilen. Ihnen war der heiße Wunsch, die reine, heilige Begierde ihres Herzens bekannt, Gott allein in klösterlicher Abgeschiedenheit zu dienen fern von der Welt, nach deren Gütern und Ehren sie kein Verlangen trug. Sie glaubten auch, daß der Herr, welcher diese Seele in so zarter Jugend mit so großen Gnaden geschmückt, sie zu seinem ausschließlichen Dienste erkoren habe und hofften, daß Hedwig, sollte sie des Klosterberufes wegen vielleicht einen Kampf mit den Wünschen und Plänen ihrer Eltern zu bestehen haben, aus demselben siegreich hervorgehen würde. Beide hätten sich unaussprechlich glücklich gefühlt, sie an ihrer Seite behalten zu dürfen, in gleichem Streben nach geistlicher Vollkommenheit mit ihr vereint zu bleiben und sich täglich und stündlich an ihrem Tugendbeispiel zu erbauen. Allein die göttliche Vorsehung hatte der jungen Fürstin andere Bahnen vorgezeichnet. Ihre großen Gaben, und ihre hohe Frömmigkeit sollten zur Ehre Gottes und zum Heile vieler Tausende in einem größeren Wirkungskreise leuchten! Wie erstaunt waren daher die beiden Nonnen, als Hedwig, nachdem sie wirklich die Botschaft erhalten hatte, sie solle nach Andechs zurückkehren und mit dem Prinzen von Schlesien und Polen

verlobt werden, sich ruhig und gelassen in den Befehl ihrer Eltern fügte, und ohne Säumen Anstalt zu ihrer Abreise traf. Mit wahrer Ehrfurcht betrachteten sie jetzt diese starke Seele, welche keinen Augenblick zögerte, das Opfer ihres Willens, ihrer liebsten Neigung zu bringen, wo sie klar und bestimmt den göttlichen Willen erkannte, der ihr durch den Mund ihrer Eltern kund gegeben wurde. — Die Stunde des Abschiedes war thränenreich für Hedwig und für alle Bewohnerinen des Klosters Kitzingen. Knieend empfing sie von der Abtissin Bertha den letzten mütterlichen Segen. Schluchzend hing sie am Halse Petrussa's, es galt ja einen Abschied für's ganze Leben! Sie ahnte in diesem Augenblicke nicht, daß sie die treue, geliebte Lehrerin ihrer Jugend später in dem fernen Polen wieder sehen werde. Mit zärtlicher Liebe umarmte sie die trauten Gefährtinen ihrer Kinderzeit; die Thränen flossen unaufhaltsam über ihre Wangen und wollten nicht versiegen, selbst nachdem die Klosterpforte sich schon lange vor ihr geschlossen und die Mauern des geliebten Hauses ihren Blicken entschwunden waren. Dieser Abschied mochte das erste tiefe Weh sein, das in Hedwigs Seele Einkehr nahm, die erste, bittere Trennung auf Nimmerwiedersehen. Denn da sie bestimmt war, ihr künftiges Leben so weit entfernt von der Heimath zuzubringen, konnte sie nicht hoffen, jemals wieder nach Kitzingen zu kommen und ein oder das andere theure Antlitz, das sie heute mit ihren Thränen benetzte, nochmals zu schauen. Während der ganzen Reise von Franken nach Andechs zitterten die wehmüthigen Klänge, welche der Schmerz des Abschiedes wach gerufen, in Hedwigs Herzen nach und erst, als sie sich mit ihrer Begleitung der väterlichen Burg nahte, wurde es ihr heiterer und fast wundersam zu Muthe.

Die Thäler und Hügel, die Wiesen und Wälder, die Bäume und Quellen, an denen sie vorüberzog, schienen sie als eine alte Bekannte grüßen zu wollen, und immer deutlicher und bestimmter tauchten in ihrem Geiste die Erinnerungen auf, welche sie von der trauten Heimath einst mit sich in's Kloster genommen hatte. Als sie nun aber die Thürme und Zinnen des Schlosses im Abendlichte über dem grünen Laubwald aufblitzen, und hie und da durch eine Baumlücke die tiefblaue, gekräuselte Seefläche leuchten sah, fing ihr Herz an mächtig zu pochen. Es ward von einer heißen Sehnsucht erfüllt, die geliebten Eltern wieder zu sehen, die Geschwister zu umarmen, deren Kreis, wie sie wußte, sich vergrößert hatte. Nicht weniger bewegt als Hedwig mochten auch Herzog Berthold und seine Gemahlin der Ankunft ihrer erlauchten Tochter entgegen gesehen haben. Die Berichte über ihre ausgezeichneten Fortschritte in allen Zweigen des Unterrichtes und über ihren heiligmäßigen Wandel, welche die Abtissin von Zeit zu Zeit nach Andechs gesendet hatte, waren von den frommen Eltern nicht nur mit unaussprechlicher Freude und mit Dank gegen Gott aufgenommen worden, sie erweckten auch eine gewisse Ehrfurcht vor dem geliebten Kinde, das mit der göttlichen Gnade so besonders ausgerüstet schien. Sie erblickten in ihm ein kostbares Werkzeug der Vorsehung, das berufen war, große und heilige Zwecke zu erfüllen. Mit zärtlicher Sorge und Ungeduld harrten sie am Söller der Burg des Augenblickes, wo sie den Reisezug würden heran kommen sehen, der das Kleinod des Hauses in ihre Arme zurückführen sollte. Indessen bestürmten die jüngeren Söhne und Töchter sie mit kindlich neugierigen Fragen über die Schwester, die sie noch nicht kannten und von welcher auch sie eine hohe Meinung gefaßt hatten, da sie hörten, daß Hed-

wig die Braut eines mächtigen Fürsten sei und weit von ihnen fortziehen werde. Als nun aber endlich die Erwarteten um eine bewaldete Hügelspitze ganz in der Nähe des Schlosses herumbogen, hatte das Fragen ein Ende. Vom Herzog angefangen bis zum letzten Dienstboten eilten Alle an das Burgthor, um die Heimkehrende mit allen Zeichen der Liebe und Verehrung zu empfangen, welche von der jungen Fürstin mit kindlicher Demuth und rührender Innigkeit erwiedert wurden. Herzlich und unbefangen erwiederte sie die Fragen, die man an sie richtete; unermüdlich herzte und liebkoste sie die kleinen Geschwister, die sich vertraulich an sie anschlossen und schon in der ersten Stunde die wärmste Zuneigung für die Schwester faßten, welche sie ihr auch, obwohl weit von einander getrennt, zeitlebens bewahrten. Das eine zog sie hier, das andere dorthin, jedes wollte ihr seine liebsten Spielsachen zeigen, sie um dieß und jenes fragen, und von allem erzählen, was nach seiner Meinung für sie wichtig sein könnte. Als nun Hedwig die Neugierde der kleinen Brüder und Schwestern theilweise befriedigt hatte, äußerte sie das Verlangen, die Burgkapelle zu besuchen. Diesen heiligen, trauten Ort hatte ihr Gedächtniß am treuesten bewahrt. Wie oft hatte sie als zartes Kind hier in Mitte ihrer frommen Eltern die kleinen Hände gefaltet, das Herz zu Gott erhoben und gedankt für die Gnade der heiligen Taufe, die sie hier empfangen, gefleht, daß sie dieselbe während ihres ganzen Lebens nicht verlieren möge! Und jetzt, nach so langer Abwesenheit, fühlte sie in ihrer tiefsten Seele das Bedürfniß, vor demselben Altar ein heißes Dankgebet für den göttlichen Schutz empor zu senden, der ihre Kindheit so sichtbar geleitet hatte — ein erneutes Flehen, um denselben auch für ihre Zukunft, der sie nicht ganz ohne Wehmuth und Bangen ent-

gegenblicken konnte. Die Freude des Wiedersehens hatte sie so recht lebhaft das Glück empfinden lassen, im Kreise ihrer Angehörigen zu weilen, und wie kurz nur sollte sie jetzt dieses langentbehrte Glück genießen. Sie durfte es kaum kosten, um es sogleich wieder zu entbehren, ihm für immer zu entsagen. Lange verweilte die jugendliche Fürstin in der Kapelle; vielleicht ließ sie in dieser Stunde ihren Thränen freien Lauf, um durch sie das Opfer des kindlichen Gehorsams zu besiegeln, das sie zu bringen bereit war. Gewiß ist, daß sie von diesem Gebete muthig und gestärkt sich erhob, und als ihre Eltern sie bald darauf fragten, ob sie entschlossen sei, ihren Wunsch und Willen zu erfüllen und die Gemahlin des Prinzen von Polen und Schlesien zu werden, verbeugte sie sich tief, küßte ihnen die Hand und sprach ein so vernehmliches „Ja", daß diese nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit und Festigkeit ihres Entschlusses haben konnten. Tief gerührt und sicherlich selbst schmerzlich bewegt von dem Gedanken an die nahe Trennung, schlossen sie die geliebte Tochter in die Arme. Sie fühlten in diesem Augenblicke erst recht, welch' schweres Opfer auch sie zu bringen hatten, indem sie Hedwig das glänzende Loos zu bereiten gedachten, die Gemahlin eines der mächtigsten Fürsten zu werden. Unverzüglich wurde nun Hand angelegt, um die Ausstattung der herzoglichen Braut zu besorgen. Sie sollte glänzend werden und der Tochter des reichen, angesehenen Herzogs Berthold in jeder Weise würdig sein. Außer derselben erhielt sie als Brautschatz die bedeutende Summe von 30,000 Mark, nach unserer Rechnung ungefähr 600,000 fl., was zu jener Zeit, wo das Geld einen viel höheren Werth hatte, als ungeheuerer fürstlicher Reichthum galt. Während im Schlosse zu Andechs alle Hände thätig waren, um die Vorberei-

tungen zur Vermählung und Abreise Hedwigs zu treffen, rüsteten sich auch einige Vasallen des Herzogs, mit ihren Familien die Heimath zu verlassen und nach seinem Wunsche die theure Tochter in das ferne Polen zu begleiten, welches ihr neues Vaterland werden sollte. Lag es schon überhaupt im Gebrauche der Zeit, den fürstlichen Töchtern bei ihrer Vermählung einige getreue Ritter mit ihren Familien, als eine Art von Hofstaat mitzugeben, wie dieß auch im Leben der hl. Elisabeth von Thüringen ausführlich erzählt wird, so mochten hier wohl noch besondere Gründe dazu vorhanden sein. Der Vater des Bräutigams, Herzog Boleslaus I., hegte eine große Vorliebe für die deutsche Nation. Seine Mutter und seine Gemahlin waren deutsche Fürstinen gewesen und er selbst hatte während mehreren Jahren seiner Jugend in Deutschland ein Asyl gefunden, als seine Familie aus Polen vertrieben worden war. Als er später wieder in die Heimath zurückkehren durfte, folgten ihm viele Deutsche von adeligem und bürgerlichem Blute dahin, ließen sich in Polen nieder und brachten in das verwilderte, großentheils noch uncultivirte Land eine allmähliche Verbesserung der Zustände und Sitten. Herzog Boleslaus gewahrte mit Freuden den günstigen Einfluß, welchen die Einwanderer auf Land und Volk ausübten und es ist daher leicht begreiflich, daß er sich eine deutsche Schwiegertochter gewünscht und gehofft habe, um durch sie einen neuen Zuwachs von deutschen Unterthanen zu gewinnen. — Prinz Heinrich war ein feuriger, ritterlicher Jüngling von etwa achtzehn Jahren, er hatte eine sanfte, freundliche Gemüthsart, einen frommen Sinn und einen offenen, biederen Charakter, dabei eine schöne, einnehmende Gestalt und war so seiner vortrefflichen Braut würdig. Obwohl er dieselbe noch nicht gesehen hatte, so

war er doch vollkommen mit seines Vaters Willen einverstanden, sich mit einer deutschen Prinzessin zu vermählen. Er hatte dessen Vorliebe für die Deutschen geerbt, floß ja auch in seinen Adern deutsches Blut. Mit jugendlicher Ungeduld harrte er des Tages, wo er mit Hedwig vereinigt werden sollte. Auffallender Weise findet sich jedoch dieser Tag nirgend genau angegeben, nur das Jahr 1186 ist mit Sicherheit als Zeitpunkt ihrer Vermählung bezeichnet. Auch über die Festlichkeiten, welche dabei stattgefunden, über den Ort der Vermählung, wer dieselbe vollzogen, über den Abschied von Schloß Andechs und die weite Reise nach Polen sind keine Nachrichten auf uns gekommen. Einer der ältesten Geschichtsschreiber der Heiligen erzählt nur ganz kurz, daß Herzog Boleslaus dem Brautpaar bis an die Landesgrenze entgegengeeilt sei, und daß Bischof Franziskus, der Erzieher des Prinzen Heinrich, es feierlich in seine Kathedrale eingeführt habe. So muß denn dieser wichtige Moment im Leben der Herzogin Hedwig schweigend übergangen werden, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß die fürstliche Hochzeit mit allen zu jener Zeit gebräuchlichen Festlichkeiten vollzogen wurde, welche meistens in großen Gelagen, Ritterspielen und Turnieren bestanden. Statt einer anmuthigen und ergötzlichen Beschreibung dieser festlichen Tage muß hier dem Leser ein ernsteres Bild aufgerollt werden, das in kurzen Zügen das nordische Land und seine Zustände zeigt, welches die Heilige gegen ihre schönere südliche Heimath eingetauscht hatte.

III.

Hedwigs zweite Heimath und ihr Wirken im neuen Familienkreis.

Schlesien, eine von rauhen Gebirgen umzogene Länderstrecke, hatte erst an Herzog Boleslaus, Hedwigs Schwiegervater, einen eigenen Fürsten erhalten. Bis dahin war es ein Theil des bedeutenden Königreiches Polen gewesen und hatte alles Ungemach erfahren müssen, welches die Händelsucht der polnischen Fürsten über ihr unglückliches Land heraufbeschworen. In Folge der gräulichen Verwüstungskriege zwischen den Polen und Böhmen war ein großer Landstrich längere Zeit menschenleer geblieben. Dafür hausten dort in ungeheuren Wäldern ganze Heerden von wilden Thieren. Bären, Wölfe, ungezähmte Pferde waren in dieser Gegend heimisch geworden, wo Niemand auf sie Jagd machte. Sümpfe und Moräste, die besonders zur Zeit der Ueberschwemmungen das Land mit einem giftigen Pesthauche erfüllten, unterbrachen zuweilen die unübersehbare Wildniß, in welcher hie und da ein vereinzeltes Dorf lag, dessen Bewohner das elendeste Sklavenleben führten. Fast ganz ohne Recht und Schutz waren sie der Willkür ihrer rohen Herren preisgegeben, mußten ihnen, wenn sie kamen, Unterhalt verschaffen und ihr Vieh von ihnen fortführen lassen. Ihre Wohnungen waren schlechte Hütten, die nicht einmal vor rauher Witterung ausreichenden Schutz gewährten. Sie gingen meistens barfuß und nährten sich von den gemeinsten Feldfrüchten. Die Art der Gerechtigkeitspflege war barbarisch. Für die geringsten Vergehungen wurden sie mit grausamen Körperverstümmelungen bestraft. Allerdings hatte Herzog Boleslaus schon vieles ge-

than, um die bedauerungswürdige Lage seines Landvolkes besser zu machen. Aber seinem guten Willen setzten sich ungeheuere Schwierigkeiten entgegen; eine der größten war die Widerspenstigkeit seiner eigenen Dienstleute, die ihrer gewohnten Willkür keine Schranken wollten setzen lassen. In ihrer Herzlosigkeit gegen die niederen Volksklassen konnten sie nicht begreifen, wie der Herzog wünschen könne, das Loos seiner Unterthanen zu erleichtern, indem er selbst auf hergebrachte Rechte und Bräuche dabei verzichten mußte. Daher kam es, daß seine Befehle häufig gar nicht oder nur sehr unvollständig ausgeführt wurden; weil er nicht überall selbst zugegen sein konnte, so fanden die Verordnungen, die er erließ, nur dort Eingang, wo zufällig ein bessergesinnter Rechtspfleger war, und deren gab es eben nur gar zu wenige. Der ganze Zustand Schlesiens, insbesondere der Landbevölkerung, gemahnte noch an das rohe, wilde Heidenthum, dem die slavischen Völkerschaften viel schwerer entsagten, als alle andern Europa's. Obgleich zum größten Theil getauft, behielten sie dennoch viele heidnische Sitten bei und die Beobachtung der Lehren und Vorschriften des christlichen Glaubens, wie z. B. des Fastengebotes, konnte nur durch außerordentliche Strenge aufrecht erhalten werden. Sehr viele Priester waren noch verheirathet und kümmerten sich wenig um die ihrer Obhut anvertrauten Seelen, da sie mit der Sorge für ihre eigenen Familien belastet waren und zu deren Unterhalt sich allerlei Erwerbszweige suchen mußten, welche sich mit der priesterlichen Würde durchaus nicht vereinigen ließen. Dazu kam, daß die meisten aus ihnen unwissend und deßhalb unfähig waren, die hohe Mission zu erfüllen, welche sie durch die Priesterweihe empfangen hatten. — Mönchsklöster bestanden zur selben Zeit nur drei in ganz Schlesien.

Schon hierdurch erklärt sich der schlechte Kulturzustand des Landes; denn bekanntlich waren es überall die geistlichen Orden gewesen, welche zuerst die Felder urbar gemacht, die Wälder gelichtet und ausgerodet und die schauerlichsten Wildnisse zu freundlichen Menschenwohnungen umgewandelt hatten. Durch solche Wohlthaten und Segnungen wollten sie die Herzen für die Aufnahme des christlichen Glaubens empfänglich machen, und indem sie ihnen Anleitung zu gemeinschaftlicher und nützlicher Beschäftigung gaben, hofften sie die Leidenschaften zu bekämpfen und den Geist der christlichen Liebe und des Friedens zu erwecken, so daß sie fortan nicht in Haß und Rachsucht sich bekriegen und tödten, sondern in gottgefälliger Eintracht mit einander leben und sich unterstützen sollten. Diese schöne, edle Aufgabe gelang auch überall und oft überraschend schnell. Allein in Schlesien und Polen verbreiteten sich die Klöster nur sehr langsam, und daran waren die unablässigen Kriege zum großen Theil schuld, welche in diesem Lande geführt wurden. Auf dem von fremden Horden so oft verwüsteten Boden war nicht leicht Raum für eine friedliche Klosterstätte zu gewinnen.

Die Wahrnehmung solcher traurigen Zustände mußten auf das Gemüth der deutschen Prinzessin, welche an ganz andere Verhältnisse gewohnt war, einen sehr trüben Eindruck machen. Statt der frohen, freien Menschen ihrer Heimath sah sie sich hier von Schaaren von Unglücklichen umgeben, deren Gesichtsausdruck deutlich von Elend und Sklaverei erzählte. Statt der lieben Klänge der Muttersprache, tönte ein fremdes Idiom an ihr Ohr, das nun auch das ihrige werden mußte, wenn sie ihr Volk verstehen und von ihm verstanden sein wollte. Richtete sie ihre Blicke auf die Umgegend, so begegneten ihnen düstere me-

lancholische Wälder, rauhe, steinige Berge, große Strecken unbebautes Feld, nirgend aber die reiche Vegetation, die blühenden Gefilde und freundlichen Thäler und Dörfer ihres Vaterlandes. Alles dieß aber würde sie gewiß weniger schmerzlich berührt haben, hätte sie wenigstens in dem neuen Familienkreis, in den sie eingetreten war, den Frieden, die glückliche Eintracht und Liebe gefunden, welche in ihrem elterlichen Hause alle Glieder verband. Dieß war aber nicht der Fall. Ein besonderer Unstern waltete über dem sonst so ruhmwürdigen, kräftigen Piastengeschlechte. Fast alle seine Sprossen waren von dem Geiste der Habsucht und Ländergier in solchem Grade beherrscht, daß sich fortwährend die nächsten Blutsverwandten, Neffe und Oheim, Bruder und Bruder, sogar Kinder und Eltern bekriegten und anfeindeten. Auch zur Zeit, als Hedwig am schlesischen Hofe ankam, gab es dort arge Zerwürfnisse, als deren Veranlasser zunächst der älteste Stiefbruder ihres Gemahls bezeichnet wird. Er war der Sohn aus erster Ehe des Herzogs Boleslaus mit einer russischen Prinzessin. Als sich sein Vater später mit Adelheid, einer deutschen Fürstin vermählte, ward er eifersüchtig auf seine jungen Stiefbrüder, die er vom Vater bevorzugt glaubte und fürchtete, sein Erbe möchte durch sie verkürzt werden. Deßhalb verband er sich mit seinem Oheim, Herzog Micislaus von Oppeln, und vertrieb Vater, Stiefmutter und die zwei Kinder derselben, von welchen das eine Prinz Heinrich, Hedwigs Gemahl war, aus dem Lande. Herzog Boleslaus gelang es zwar bald wieder, nach Schlesien zurückzukehren und Jaroslaus, den feindseligen Sohn, zur Flucht zu zwingen. Später verzieh er ihm und erlaubte ihm, wieder am Hoflager zu verweilen. Doch in Jaroslaus neidischem Gemüthe wohnte noch immer der alte Groll. Die Geschichte

berichtet nicht genau, ob er kurz vor oder sehr bald nach der Ankunft Hedwigs noch einmal das Schwert gegen den eigenen Vater erhob, so daß dieser sich genöthigt sah, zum zweiten Mal sein Land zu verlassen und ihm ein bedeutendes Ländergebiet, Oppeln und Neisse, abzutreten. Jedenfalls bestanden diese traurigen, feindseligen Verhältnisse schon in der ersten Zeit der Ehe Hedwigs, und unter ihnen muß ihre zarte Seele unaussprechlich gelitten haben. Um so inniger schloß sie sich an ihren Gemahl Heinrich an, dessen edler, großmüthiger Sinn ihr ganzes Herz gewonnen und mit Muth und Vertrauen für die Zukunft erfüllt hatte.

Prinz Heinrich erkannte schon in den ersten Tagen seiner Ehe, welch' großen Schatz er in seiner Gemahlin von Gott empfangen hatte, und fühlte sich in ihrem Besitze überaus glücklich. Er begegnete ihr mit inniger Zärtlichkeit, suchte allen ihren Wünschen zuvorzukommen und empfand eine gewisse Ehrfurcht vor der hohen Frömmigkeit, vor den reichen, gründlichen Kenntnissen, mit welchen sie ausgestattet war und worin er von ihr weit übertroffen wurde. Willig ließ er sich in Vielem belehren und zurecht weisen, besonders in religiösen Dingen, in welchen er, ungeachtet seiner wahrhaft frommen Gesinnung, oftmals eine große Unwissenheit an den Tag legte. Die jugendliche Fürstin berührte die Wahrnehmung seltsam und schmerzlich, daß ihr Gemahl sogar in gewöhnlichen Gebeten nicht immer Bescheid wußte. Mit großem Eifer begann sie daher, ihn zu unterrichten und lehrte ihn noch manche andere Gebete, die sie im Kloster gelernt und mit besonderer Liebe und Andacht zu verrichten gewohnt war. Heinrich war der freundlichste, aufmerksamste Schüler, der es sich sehr angelegen sein ließ, seine Aufgabe zu merken und alle Belehrungen seinem Gedächtnisse wohl einzuprägen, damit

seine liebe Lehrmeisterin ja nicht Ursache habe, sich zu betrüben oder unzufrieden mit ihm zu sein. Hedwig freute sich von ganzem Herzen an dieser Bereitwilligkeit und knüpfte daran ihre besten Hoffnungen für die Zukunft des Landes; denn ihr lebhafter Geist hatte schnell die erste Bedingung zur Besserung der Zustände begriffen. Vor allem mußte der Herr des Landes so gründlich in der Religion unterrichtet sein, um ein bestimmtes Ziel in's Auge fassen und anstreben zu können, wenn er die geeigneten Mittel und Wege finden sollte, um auf die Masse des Volkes sicherer und tiefer einzuwirken, als es bisher durch eine barbarische, unduldsame und verhaßte Strenge geschehen war. Indem sie also die Fortschritte ihres Gemahls in der wahren Erkenntniß des christlichen Glaubens mit aller Sorgfalt leitete, wurde ihr sehr bald der Trost zu Theil, die Früchte ihres heiligen Werkes reifen zu sehen. Je tiefer Heinrich in den Geist der göttlichen Religion eindrang, desto klarer wurden ihm die Pflichten, welche er dereinst als Fürst an seinem Volke zu erfüllen hatte, desto eifriger suchte er nach Mitteln, wie die Uebelstände und traurigen Reste der heidnischen Vergangenheit beseitigt werden könnten. Noch führte sein greiser Vater, Boleslaus I., das Scepter der Regierung. Das hinderte ihn aber nicht, schon jetzt mit seiner geliebten Hedwig die Pläne zu entwerfen, die nach ihrer beiderseitigen Anschauung das Glück und die Wohlfahrt des Landes begründen mußten. Dahin gehörten vorzüglich die Stiftung von Klöstern und wohlthätigen Anstalten und die Erbauung von Kirchen, welche nicht eben zahlreich vorhanden waren. Indessen beschränkte sich Hedwig nicht darauf, die Lehrerin ihres Gemahls allein zu sein. Ihre ganze Umgebung bedurfte des Unterrichtes, und es erforderte von ihrer Seite keine ge-

ringe Geduld und Anstrengung, um eine zahlreiche Dienerschaft, höheren und niederen Ranges, in religiöser Beziehung aber auf ziemlich gleicher Stufe stehend, zu besserer Einsicht und zur Ablegung ihrer schlimmen, alten Gewohnheiten zu bringen. Große Schwierigkeit bot ihr dabei der Umstand, daß sie sich erst die polnische Sprache aneignen mußte, die ihr ganz fremd, aber in Schlesien die einzig übliche im Verkehr war. Doch die Liebe überwindet Alles, und so gelang es ihr in überraschend kurzer Zeit, sich über Alles verständlich ausdrücken zu können und die Reden, welche an sie gerichtet wurden, zu verstehen und mit Geläufigkeit zu beantworten. Von da an ging es auch mit dem Unterrichte rasch vorwärts. Bald wußten alle Personen in ihrer Umgebung die Andachtsübungen auswendig, die sie täglich mit ihnen gemeinschaftlich betete, ebenso die Antworten des Katechismus, dessen Fragen sie ihnen vortrug, erklärte und so oft wiederholte, bis sie verstanden und im Gedächtniß behalten wurden. Es wird erzählt, daß eine alte Dienerin das Vaterunser nicht beten konnte und die Fürstin dieß einmal bemerkt habe. Sogleich begann sie, ihr dasselbe Satz für Satz vorzusagen und so oft nachsprechen zu lassen, bis sie glaubte, daß die Alte es werde behalten haben. Diese aber konnte nur sehr langsam und mit vieler Mühe sich einige Worte merken, welche Hedwig mit unendlicher Geduld ihr hundertmal wiederholte, und brachte es in langer Zeit nicht dahin, das Gebet des Herrn im Zusammenhange zu sprechen. Weit entfernt, darüber unwillig zu sein, machte ihr die Fürstin den Vorschlag, in ihrem Zimmer zu wohnen und zu schlafen, damit sie öfters des Tages Gelegenheit hätte, ihre Aufgabe zu üben und selbst während der Nacht, wenn sie vom Schlafe erwachen sollte, die Zeit dazu benützen könnte.

„Du bist schon alt, meine Liebe," sagte sie freundlich zu ihr, „ich wünschte nicht, daß Gott, vor dem ich auch für Dich verantwortlich bin, weil Du in meinem Hause und in meinem Dienste bist, Dich von der Welt abberufe, ehevor Du wenigstens das Gebet seines Sohnes in Deine Seele aufgenommen hast. Wie wolltest Du als getaufte Christin vor seinem Richterstuhle erscheinen, wenn Du niemals die Worte gesprochen hättest, welche der Herr und Meister uns selbst gelehrt hat: Vater unser, der du bist in dem Himmel." — Die Dienerin nahm sich diese Rede zu Herzen, befolgte den Vorschlag und konnte dann auch wirklich bald zur größten Freude ihrer Herrin das Vaterunser ohne Anstoß hersagen. — Dieß eine Beispiel unter unzähligen genügt, den Eifer der Heiligen für die Ehre Gottes und das Heil ihrer Mitmenschen, wenn sie auch der geringsten Klasse angehörten, im schönsten Lichte zu zeigen und von demselben für die spätere Zeit jene Wunderwerke der Gottes- und Nächstenliebe zu erwarten, welche ihr ganzes Leben wie mit einem goldenen Faden durchziehen.

Der alte Herzog blickte mit Stolz und Entzücken auf die Schwiegertochter, die alle seine Erwartungen übertraf und sich in so kurzer Zeit die Zuneigung und Verehrung eines Hofes gewonnen hatte, der nicht frei von ungünstigen Vorurtheilen gegen die Deutschen war. Hedwigs Handlungsweise, ihre Frömmigkeit, Güte, Bescheidenheit und Geduld war für die meisten Menschen ihrer Umgebung ein Räthsel; sie bewunderten die Fürstin, die in fast kindlichem Alter den Ernst, die Ueberlegung und Selbstbeherrschung der reifen Jahre besaß und im Umgange mit Andern so mild und leutselig war, daß Niemand, der ihr nahe kam, sich ihrem veredelnden, dem Herzen wohlthuenden Einfluß

entziehen konnte. Derselbe machte sich denn auch bald allgemein bemerkbar; das Betragen der Hofleute wurde gesitteter, liebevoller gegen einander, williger, gehorsamer gegen die Höheren, freundlicher und duldsamer gegen die Untergebenen. Mit Hedwig war der Geist des Friedens und der Liebe in der herzoglichen Burg eingezogen, dessen Segnungen die Bewohner dankbaren Herzens empfanden.

Eine Seele aber hatte sich mit besonderer Innigkeit an die junge Herzogin angeschlossen. Es war Adelheid, die Schwester des Prinzen Heinrich, welche zu dieser Zeit noch im väterlichen Hause weilte. Ihr edles, sinnverwandtes Herz hatte sich vom ersten Augenblick ihres Zusammenseins zu der lieblichen Gemahlin des Bruders hingezogen gefühlt. Da sie der deutschen Sprache, die sie von ihrer Mutter gelernt hatte, ziemlich mächtig war, so konnte sie sich in Allem mit ihr verständigen, und erleichterte dadurch auch wesentlich Hedwigs Aufenthalt in Schlesien während der ersten Zeit. Sie machte sie mit den ihr fremden Sitten und Gebräuchen bekannt und war ihre erste Lehrmeisterin in der polnischen Sprache. Obwohl sie die Ueberlegenheit des Geistes und die gediegenen Kenntnisse ihrer Schwägerin sehr bald erkannte, so fand dennoch kein mißgünstiges, neidisches Gefühl Eingang in ihrer Seele. Sie freute sich vielmehr aufrichtig dieser Vorzüge und suchte im Umgange mit Hedwig selbst besser und unterrichteter zu werden. Nach wenigen Tagen schon umschloß ein zartes, heiliges Freundschaftsband die Herzen der beiden Fürstinen. Für Hedwig war es eine Wohlthat, eine Beruhigung, in dem fremden Lande eine Vertraute ihres Geschlechtes zu besitzen, der sie rückhaltlos die Zweifel und Bedenken, welche zuweilen über so viel Neues und Ungewohntes in ihr aufsteigen mochten, mittheilen konnte. Adelheid hingegen hatte

seit dem Tode ihrer Mutter eine solche Freundin vermißt und unter den adeligen Fräulein, mit welchen sie Umgang pflog, keines gefunden, das mit ihren Gesinnungen so sehr übereinstimmte, um den Wunsch in ihr zu erwecken, ein innigeres Verhältniß anzuknüpfen. In ihrer Schwägerin fand sie Alles, wornach ihr Herz sich sehnte, die traute Freundin, eine geistvolle Gesellschafterin, ein Muster und Vorbild in allem Guten. Mit großem Eifer nahm sie daher an den religiösen Uebungen und Kirchenbesuchen Theil, welche Hedwig täglich vornahm, und unterstützte sie in der Sorge für die Armen und Unglücklichen, die vom ersten Tag der Ehe an der Hauptgegenstand ihrer rastlosen Thätigkeit geworden waren. Welch' tiefen Eindruck mußte es auf das arme Volk machen, wenn es bei aller Ungunst des Wetters, bei Kälte und Regen die zarten Prinzessinen zu Fuß den Kranken und Bedürftigen Erquickung, Trost und Hülfe bringen sah! Man nannte sie die Engel der Barmherzigkeit und oft wurden sie von den lauten Dankrufen und Segenswünschen der Menge nach Hause begleitet.

Wie nun aber in Hedwigs Leben kein irdisches Glück dauernd verweilte, so durfte sie sich auch der angenehmen Genossenschaft mit Adelheid nicht zu lange erfreuen, denn diese wurde nach einigen Jahren mit dem Markgrafen Diepold von Mähren vermählt. Wenn auch von den Biographen der Heiligen nichts Näheres über dieses Ereigniß angedeutet wird, so läßt es sich leicht ermessen, daß die Trennung der Freundinen eine sehr schmerzliche war und dieß um so mehr, da keine von beiden hoffen konnte, so bald wieder einen Ersatz zu finden. Hedwig kannte nur ein Mittel, die Lücke auszufüllen, welche durch Adelheids Entfernung in ihrem häuslichen Glück und Wohlbehagen

entstanden war, nämlich: Verdoppelung ihres Eifers in den Uebungen der Religion und in den Werken der Nächstenliebe. Sie wollte den Armen nun auch die von ihnen geschiedene Adelheid ersetzen, damit sie durch deren Entfernung nichts zu leiden und keine Ursache hätten, sich zu betrüben. Ihr an Frömmigkeit täglich zunehmender Gemahl ließ sie hierin ganz nach ihrem Sinn schalten und walten und verschaffte ihr die reichsten Mittel, damit sie nach Herzenslust Wohlthaten spenden konnte. Er hatte keine Furcht, daß seine Schätze durch die Freigebigkeit der Fürstin erschöpft werden möchten, sondern ermunterte sie im Gegentheile dazu, indem er ihr sehr oft unerwartet große Summen Geldes für ihre Armen übergab und sie bat, dieselben nach ihrem Gutdünken auszutheilen. Wenn er bemerkte, wie sie oftmals auf ihren Wegen von Hülfsbedürftigen umringt wurde und ihr die Gaben, die sie mit sich genommen, nicht reichen wollten, kam er ihr zuweilen selbst entgegen und brachte ihr einen Säckel mit kleiner Münze, damit ja keiner unbeschenkt von ihr gehen durfte. Er fühlte sich unbeschreiblich glücklich, eine Gemahlin zu haben, deren Handlungen alle das Gepräge der Heiligkeit trugen und freute sich innig darüber, daß ihre erhabenen Tugenden von allem Volke erkannt und gepriesen wurden. Dieses Glück und diese Freude mußte er jedoch in seinem Herzen verschließen; er wagte es nicht, sie gegen Hedwig zu äußern, da er wohl wußte, daß er ihre große Demuth dadurch verletzen und betrüben würde.

Das herzogliche Hoflager befand sich den größten Theil des Jahres in Breslau, wurde aber zeitweise auch nach Liegnitz und Glogau verlegt. Auch in diesen Städten schaarten sich die Armen und Nothleidenden um die junge Fürstin, sobald sie dahin kam, denn die Kunde von ihrer

Wohlthätigkeit war aus der Hauptstadt schnell in die Provinzen des Reiches gedrungen. Ueberall wurde sie mit stürmischem Jubel empfangen, als Mutter der Armen und Trösterin der Bedrängten begrüßt. So lange sie an einem Orte verweilte, wohnte dort die Freude und das Glück, denn niemals sah man sie des Wohlthuns müde werden. Schied sie nach längerem Aufenthalte wieder, so begegnete man nur traurigen Mienen, thränennassen Augen, kummervollen Herzen. Es war der Abschied einer heißgeliebten Mutter von ihren Kindern, welche in ihrer Abwesenheit sich unglücklich und verlassen fühlten.

IV.

Häusliches Stillleben in Schloß Lähnhaus.

Das fürstliche Paar hielt sich indessen nicht immer in den großen Städten des Landes auf, sondern besuchte gerne seine Burgen und festen Schlösser, deren mehr als hundert in Schlesien zerstreut lagen. Löwenberg, Bunzlau, Röchlitz bei Goldberg, Nimptsch, Crossen und Lähnhaus hatten sich am öftesten ihres Aufenthaltes zu erfreuen. Die letztgenannte Burg zeichnete sich vor den andern durch ihre romantische Lage in fruchtreicher Gegend aus. Herzog Boleslaus hatte sie, nachdem er selbstständiger Herrscher in Schlesien geworden war, auf derselben Stelle erbaut, wo schon vor uralter Zeit eine Veste gestanden hatte und nannte sie nach dem Lähnberge, der sie trug, Lähnhaus. Dieser fällt von der einen Seite steil gegen den Bober ab, ein frischer, kräftiger Bergstrom, der das Thal durchschneidet; das Basaltgestein, das hart an seinem Ufer aufsteigt, bildete eine natürliche Mauer der Burg, welche als Schutz gegen

die Einfälle der polenfeindlichen Böhmen dienen sollte. Von ihren Fenstern und von dem hohen Wartthurme aus genoß das Auge eine entzückende Fernsicht in das weithin offene Land. Herrliche Saatfelder, grüne Triften und Laubwälder wechselten anmuthig in den vom Mittelgebirge begrenzten Ebenen, aus dessen Höhen bald da, bald dort ein stattliches Schloß, oder eine malerische Ruine emportauchte. Hier war es, wo Hedwig lebhaft an ihr Vaterhaus erinnert wurde, denn Lage und Umgebung der Lähnburg mag einige Aehnlichkeit mit Schloß Andechs gehabt haben; hier wohnte sie während der schönen Jahreszeit mit Vorliebe. Das Innere der Burg entsprach allen Anforderungen eines bequemen Wohnsitzes nach den Begriffen der damaligen Zeit. Nach einer alten Beschreibung war es folgender Weise beschaffen: „Das Schloß dieses Burglehns, so zwar nit groß, liegt auf einem hohen Fels, ganz von Steinen gebaut, darinnen rechter Hand am Eingang ein starker, viereckiger Thurm gelegen, in welchem zu unterst ein schön, groß Gewölbe, linker Hand am Eingang ein gemauerter Wendelsteig, daß man in eine empor gelegne Stuben kommt, darüber ein Gefängniß ist. Linker Hand liegt morgenwärts ein Stock, drei Gaden hoch, und ist in dem untersten Gaden vor Alters eine Roßmühl gewest, dabei ein Gewölbe und drunter etliche Keller. Im andern Gaden sind vorhanden eine Stuben, dabei eine Kemenate und im Eingang ein Saal. Auf der andern Seite wieder eine Kemenate; im dritten Gaden ein großer Schuttsöller, darauf etliche Kammern mit Bretterverschlag und unterm Dach, darüber ein Boden. Oberhalb stehet ein Thürmlein mit einer Schlaguhr. Alles ist mit Schindeln gedeckt. Abendwärts ist ein anderer Stock, zwei Gaden hoch, mit einer großen Stuben, und vor selbiger ein Saal; im obern Gaden sind gleich-

falls etliche verschlagene Kammern. Im Hof liegt eine gemauerte Kuchel benebst einem Kinderstüblein und darunter ein Gewölbe. Zwischen den beiden Stöcken steiget ein hoher Thurm gen Mittag auf, so ein Gefängniß birgt, bei 60 Ellen tief."

In unserer Zeit würde man freilich eine solche Bauart und solche Wohnungsräume nicht behaglich finden, damals aber gehörten sie gewiß zu den besten und bequemsten, da sie ja fürstlichen Bewohnern zur Behausung dienten. Dieser Einfachheit entsprachen auch Einrichtung und sonstiges Geräthe. Betten mit Kissen und farbigen Decken, Teppiche, Arm und Lehnstühle, Oefen waren nur in den reichsten und vornehmsten Häusern zu finden. Zum Essen bediente man sich nur der Löffel und Messer, Gabeln*) kannte man noch nicht. Zu Trinkgeschirren wurden gewöhnlich Schalen oder Becher benützt. Aus diesen geringen Bedürfnissen und Ansprüchen auf ein genußreiches Leben, läßt sich leicht auf die Genügsamkeit in Bezug der Nahrungsmittel schließen. Auch diese waren viel einfacher und ohne besondere Kunst bereitet. Eines der beliebtesten Gerichte war Erbsen oder Linsenbrei in Bier gekocht; es kam nicht nur auf den Tisch der Bürger, sondern auch auf die Tafel der Fürsten. Das gewöhnliche Getränke bestand in dünnem Bier. Bei festlichen Gelegenheiten gab es gutes, Märzenbier genannt, Meth und Landwein.

Hatten sich nun Hedwig und ihr Gemahl zu einem stillen Aufenthalte nach Burg Lähnhaus zurückgezogen, so führten sie daselbst einen ganz schlichten, bürgerlichen Haushalt. Dieß entsprach dem gesammelten Gemüthe der Fürstin viel

---

*) Der Gebrauch derselben wurde in Deutschland erst im Jahre 1600, in Polen vielleicht noch später eingeführt.

mehr, als das prunk- und geräuschvolle Leben am herzoglichen Hofe. Auch Prinz Heinrich vermißte hier im vertrauten Umgange mit Derjenigen, die er nach Gott über alles liebte, keine der gewohnten Vergnügungen. Wenn sie im Erker des Wohnzimmers verweilten und sich ungestört über alles, was ihnen am Herzen lag, besprechen konnten, so hätte er das Glück solcher Stunden nicht mit dem ersten Throne der Erde vertauschen mögen. Deßhalb erfüllte er auch jederzeit mit der größten Freude ihren Wunsch, wenn sie ihm vorschlug, auf einige Wochen die Burg zu besuchen. Sobald die Strahlen der Märzsonne die Natur vom Winterschlafe erweckten und die Gräser und Blümchen aus der schmelzenden Schneedecke hervorlockten, machte sich das fürstliche Paar reisefertig zum Zuge nach Lähnhaus. Dort wollten sie in stiller Abgeschiedenheit die Frühlingswochen feiern, um sich zu den ernsten Pflichten des Herrscherberufes vorzubereiten und neugestärkt in das Gewühl des Alltaglebens zurückzukehren. Eine der liebsten Beschäftigungen Hedwigs in dieser Zeit war das Aufsuchen heilsamer Kräuter, welche an allen Abhängen des Berges aufsproßten, und tugendreiche Kräuter genannt wurden. Wie alles in jener Zeit bedeutsam war, so hatte man auch diesen Heilwurzeln bedeutsame Namen gegeben, als: St. Kunigundenkraut, St. Jakobskraut, St. Hubertskraut, Heiligengeistwurzel, Christauge, Apostemkraut, welch' letzteres besonders gegen den Aussatz mit Erfolg gebraucht wurde, und noch viele andere. Diese alle kannte Hedwig und wußte daraus Arzneien und Balsam für die Armen und Kranken zu bereiten, die in der Umgebung des Lähnhauses wohnten. Oft stieg sie auch selbst auf den beschwerlichen Wegen nieder in die Wiesengründe, in die elenden Hütten der Thalbewohner, um ihnen nicht nur Hülfe in ihren Leiden,

sondern auch den Trost und die Freude ihrer Gegenwart zu bringen.

Nicht weit von der Burg entfernt, befand sich unter mächtigen, uralten Buchen die Einsiedelei eines Klausners. Diesen besuchte die Fürstin sehr oft, brachte ihm Kleider und Lebensmittel mit und zuweilen auch eine kleine Zierde für seinen Hausaltar. Der Weg dahin führte sie über eine schöne grüne Waldwiese, welche im Frühlinge einem wahren Veilchenteppiche glich. Sie pflückte eine Menge davon, um einen Kranz für des Bruders Cruzifix zu flechten; allein obwohl sie ihren Bedarf an einer einzigen Stelle genommen hatte, so gewahrte man doch nicht die kleinste Lücke; das Plätzchen war nach wie vor mit den blauen Blümchen dicht besäet. Eine der Frauen, welche sie begleitete, wunderte sich im Stillen darüber und erzählte es andern, wodurch die Sage entstanden sein mag, daß diese Wiese in ein Veilchenfeld verwandelt worden sei, als die heilige Hedwig sie zum ersten Mal betreten habe. Die Einsiedelei, von welcher hier die Rede ist, ward bis zu Anfang des 30jährigen Krieges erhalten, und noch heutzutage finden die Besucher der alten Burgruinen unterhalb des Schloßgartens eine solche, welche später angelegt wurde, um das Andenken an die erste aus Hedwigs Tagen zu bewahren. Die Klause ist mit eigenthümlichen Wandmalereien versehen und mit Binsenmatten ausgelegt.

Einige Stunden von Lähnhaus, nahe bei der „langen Gasse", so hieß eine fünf Meilen lange Dörferreihe im Hahnwalde zwischen Hainau und Zobten am Bober, stand gleichfalls eine Klausnerhütte, welche öfters das Ziel von Hedwigs Ausflügen war. Am Stamme einer tausendjährigen Eiche, deren Zweige die Klause beschatteten, hatte der dort wohnende Einsiedler ein Muttergottesbild befestigt,

vor welchem er seine tägliche Andacht verrichtete. Auch Hedwig, wenn sie ihn besuchte, kniete lange betend vor diesem Bilde und widmete ihm eine besondere Verehrung. Dieß wurde bald unter dem Volke der Umgegend bekannt. Schaarenweise zog es nun auch dahin, theils um mit seiner geliebten Fürstin zu beten und sich an ihrem Andachtseifer zu erbauen, theils auch um die gewohnten milden Spenden aus ihrer Hand zu empfangen. Bei Einbruch der Nacht bauten sich diejenigen, welche nicht mehr nach Hause zurückkehren konnten, Hütten aus Laubwerk, um dort zu ruhen. Im Laufe der Zeit wurde der Zudrang immer größer, besonders seit bei dem Muttergottesbilde auf Fürbitte Hedwigs mehrere augenscheinliche Wunder geschahen. Da sie nun aus Dankbarkeit für diese Gebetserhörungen an den Baum eine schöne Kapelle anbauen ließ, so wurde aus der stillen Waldstätte eine stark besuchte Wallfahrt. Immer mehr Laubhütten erhoben sich rings herum, um die müden Pilgrime aufzunehmen und die kleine Ansiedelung erhielt den Namen „Armenruh". Auch ein Dörflein wurde später von den Pilgern angelegt, welches sie Pilgramsdorf nannten und das am Fuße des Spitzberges lag, auf welchem sich die Einsiedelei mit dem Kirchlein befand. — Viele liebliche Sagen aus dem Leben der Heiligen während ihres Aufenthaltes in der Lähnburg leben noch heute im Volksmunde dieser Gegend. Eine der anmuthigsten derselben mag in poetischer Form hier ihre Stelle finden:

St. Hedwig und ihr Reh.

1.

Ihr kennt die Herzoginne
St. Hedwig lobesan,
Von ihrer Gottesminne
Heb' ich zu sagen an. —

Doch laßt zuerst uns wallen
Zu ihrer Burg empor,
Die sie sich einst vor allen
Zum Sommersitz erkor.

2.

Von dort mit ihren Frauen
Und Jutta von Liebenthal
Pflog sie in's Land zu schauen,
Das stets sie Gott empfahl,
Ließ sie vom Söller kreisen
Die Blicke thränennaß, —
Frau Jutta soll man preisen,
Die ihr so heimlich was *).

3.

Gleich jenen schau'n wir wieder,
Umweht von Waldgeruch,
Auf Stadt und Bergstrom nieder,
Wie in ein offenes Buch,
Das alte Sitten und Sagen
Dem Kundigen enthüllt,
Die Burg aus Hedwigs Tagen
Noch trägt als Titelbild.

4.

Wie Epheu sich behende
Hoch über die Mauer schwingt,
Im Volksmund die Legende
Sich immerdar verjüngt:
Wie Hedwigs Tauben flogen **)
Am Erker ab und zu,
Erinnerungen zogen
Ihr nach, — nun lausche du.

5.

St. Hedwig ging zur Mette
In jeder Tagesfrüh',
Bei Schnee und Eisesglätte
Sie scheute nicht Wegesmüh'.
Sie ging mit bloßen Füßen
Den steinigen Hedwigssteig ***)
Hinab, — soll's wen verdrießen,
Dem sei's ein Fingerzeig.

6.

Wer ihre blut'gen Spuren
Im frischen Schnee ersah,
Mitleid und Ehrfurcht fuhren
Dem in die Augen da:
„Seht, rothe Rosen lagen,
Wo ich gegangen bin,
Im Schnee." — Die Leute klagen:
„Da ging die Herzogin."

---

*) Die ihr so vertraut war.

**) Der Taubenmarkt zu Lähn, noch jetzt am Aschermittwoch auch von ferne her stark besucht, ist einzig in seiner Art.

***) Dieser rauhe Steig trägt noch heute diesen Namen und wird, obwohl nach heftigen Regen oft in eine unwegsame Rinne verwandelt, von dem Landvolke häufig benützt. Die Basaltbank, welche mit Moos überwachsen, der Heiligen oft zum Ausruhen gedient hatte, ist gleichfalls noch vorhanden und jedem Wanderer, der die steile Höhe hinaufsteigt, willkommen.

7.

Ein Reh thät sie begleiten
Auf solchem Morgengang,
Das schritt ihr treu zur Seiten
Und oft vor Freuden sprang
Der Fürstin es entgegen,
Wann sie auch noch so spat
Voll Güte und Gottessegen
Aus heiliger Halle trat.

8.

Indessen hat's geweidet
Geduldig im Kirchhofsgras.
Die Kleinen freut's unschuldig,
Wann Hedwig sein vergaß,
Sie pflücken ihm Kräuter duftig,
Entlaufen der Kinderlehr'.
Am Kirchhof, frei und lustig,
Da tanzen sie umher.

9.

Das Reh, mit klugen Blicken
Der Herrin eilts voran,
Versteht ihr freundlich Nicken,
Weiß, was sie Gut's ersann,
Denn, kommt sie aus der Metten,
Dann kehrt sie noch nicht heim,
Trägt erst zu Krankenbetten
Geld, Linnen und Honigseim.

10.

In Sommertagen ruhte,
Wann sie so müde ward,
Am Hedwigsstein*) die Gute;
Und ob der Stein auch hart,
Sie hat d'rauf hinterlassen
Die Hand so zart und weich; —
Wer mag den Eindruck fassen? —
Die Hand war gabenreich! —

11.

Zum Siedler tief im Walde
Lief jüngst das Reh mit ihr,
Jäh brachen aus der Halde
Heulende Rüden herfür;
Schon spannte der Schütz den Bogen,
Da barg es sich in Eil'
Bei der Herrin, unbetrogen,
Vor Rüden und Todespfeil.

12.

Wenn auf dem Zelter sitzend,
Die Fürstin eilt zur Fern'
Da rennt es, die Ohren spitzend,
Schnellfüßig ihr nach so gern.
Die Ritter und Knappen dürfen
Ihm nichts zu Leide thun,
Sicher vor Bolz und Würfen
Kann's auf der Haide ruh'n.

13.

Vor Kurzem ward begraben
St. Hedwigs Burgkaplan,
Ihn trugen Edelknaben,
Der Herzog schritt hintan;
Das Reh ward zwischen den Frauen
Am Kirchthor eingezwängt,
Da ließ es die Thränen thauen
Vom Auge, also bedrängt.

---

*) Der Hedwigsstein ist die oben erwähnte steinerne Ruhebank.

14.

In währendem Todtenamte
Die Trauerhymne schweigt,
Die Menge der Kerzen flammte,
Der Herr seine Wunder zeigt.
Es war in's Knie gesunken
St. Hedwig am Altar,
Im Schauen Gottes trunken
Ihr Geist erhoben war.

15.

Gesenkten Kopfes beugte
Das Reh sein Vorderbein,
Wie mit anbetend neigte
Sich's nieder auf's Gestein.
Daß alle, die 's gesehen,
Erschracken schwer darob,
Als so dem Herrn geschehen
Vom Thier auch Ehr' und Lob.

16.

D'rauf trug auf schwachem Rücken
St. Hedwigs Reh noch oft,
Die Kranken zu erquicken;
Von Schmachtenden erhofft,
Der Fürstin heimliche Gaben
Und schwieg vom Guten still. —
Willst du dein Gut vergraben,
Kein Reh dir's tragen will!

V.

Die heilige Hedwig übt Mutterpflichten an eigenen und fremden Kindern. Familientrauer.

So verflossen die ersten Jahre der Ehe unserer Heiligen in stillem Zusammenleben mit ihrem Gemahl, in gegenseitigem Wetteifer an Werken der Tugend und Frömmigkeit. Sie war während dieser Zeit mit mehreren Kindern gesegnet worden, wovon jedoch die ersten beiden, Agnes und Sophia, sehr früh starben. Die dritte Tochter, Gertrud, aber blühte fröhlich und gesund heran und genoß die sorgfältigste, mütterliche Erziehung. Hedwig hatte große Freude an diesem Kinde, welches die besten Geistes- und Gemüthsanlagen zeigte und schon in der ersten Jugend zu all' den schönen Erwartungen berechtigte, die es später so glänzend erfüllte. Mit der größten Gewissenhaftigkeit lag sie daher ihrem mütterlichen Berufe ob, und ihre Sorgfalt für Gertrude erstreckte sich bis in's Kleinste, sowohl

was die geistige, als auch die körperliche Pflege betraf. Dieß darf aber nicht so verstanden werden, als hätte sie die kleine Tochter verwöhnt und aus zu großer Besorgniß für ihre Gesundheit verzärtelt. Im Gegentheile huldigte sie einem vernünftigen Abhärtungssystem und führte deßhalb die Kleine täglich bei jeder Witterung in's Freie, wusch sie zweimal des Tages, Morgens und Abends mit kaltem Wasser und ließ ihr eine ganz einfache, aber gesunde und nährende Kost reichen. Die Edelleute am Hofe verwunderten sich oft über diese Erziehung eines fürstlichen Kindes und äußerten auch zuweilen gegen den Prinzen Heinrich ihre Mißbilligung darüber. Dieser war jedoch ganz mit Hedwig einverstanden und legte ihr in diesem Punkte niemals ein Hinderniß in den Weg. Er sah, wie Gertrud und die ihr nachfolgenden Brüder, Heinrich und Konrad, frisch und kräftig heranwuchsen und fröhlich an Leib und Seele gediehen, weßhalb er keine Ursache fand, die Erziehungsweise seiner Gemahlin zu tadeln.

Aber nicht nur mit ihren eigenen Kindern beschäftigte sich die Fürstin so eifrig, auch die fremden, besonders die Waisen nahmen Theil an ihren Muttersorgen. Sie ließ viele solche verlassene Kinder in einem Hause, nahe am herzoglichen Schlosse, zur Pflege aufnehmen und sorgte für ihren Unterricht. Sie besuchte dieselben jeden Tag, überzeugte sich, ob sie keinen Mangel an irgend etwas Nothwendigem hätten, lehrte sie beten und arbeiten und leitete ihre Unterhaltungen. Zuweilen veranstaltete sie kleine Feste, zu welchen sie auch Prinzessin Gertrud und die kleinen Prinzen mit sich nahm, wodurch die Freude der armen Waisen erhöht wurde. Diese hingen aber auch mit unbeschreiblicher Liebe an ihrer fürstlichen Mutter, umringten sie, sobald sie in ihre Mitte trat, und gaben ihr die zärt-

lichsten Namen. Sie bemühten sich eifrigst, durch Betragen und Fleiß ihre Dankbarkeit an den Tag zu legen, damit sie die Freude hätte, ihre Wohlthaten an keine Unwürdigen verschwendet zu sehen. Hatten je einige aus ihnen einen groben Fehler begangen, und hatte sie dafür ein ernster, strafender Blick oder Verweis der Fürstin getroffen, so löste sich alsbald der Trotz und der Widerstand von den Herzen und die kleinen Sünder hatten keine Ruhe mehr, bevor sie ihre Verzeihung erlangt hatten. — Außer diesen Sorgen für ihre eigenen und für die Kinder des Landes, erfüllten Hedwigs Seele auch noch andere ernster Art. Sie betrafen die Geistlichen, von welchen viele sowohl durch ihre Unwissenheit als durch ihren Lebenswandel die Achtung bei dem Volke verscherzt hatten, während der Adel des Landes sie geradezu als Knechte behandelte. Diese Wahrnehmung betrübte das Herz der Fürstin auf das Aeußerste. Sie war es von ihrem deutschen Vaterlande her gewohnt, den Priestern mit Ehrfurcht zu begegnen und sie ihres Standes wegen hoch zu schätzen. Dort waren sie die Träger der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit und begleiteten als solche Würden und Ehrenstellen. Hier wurden sie wie die Niedrigsten vom Volke angesehen, und ihrer Unwissenheit und Armuth wegen verspottet und verachtet. Tag und Nacht sann sie darauf, wie diesem in der That schrecklichen Uebelstande abgeholfen werden könne und begann mit dem einzigen Mittel, das ihr vorläufig zu Gebote stand, demselben entgegen zu arbeiten, indem sie selbst öffentlich den Priestern die größte Achtung bezeigte, sie oft zur herzoglichen Tafel lud und für ihre häuslichen Bedürfnisse sorgte, so daß diese nicht mehr wie sonst nöthig hatten, ihren Unterhalt mit unziemlichen, ungeeigneten Beschäftigungen zu erwerben. Allerdings war schon mehrere Jahre

vor Hedwigs Ankunft in Schlesien unter Bischof Cyroslaus eine Reichssynode abgehalten worden, auf welcher sich acht Bischöfe beriethen, wie die herrschenden Mißbräuche abzustellen seien. Es wurde damit der Anfang gemacht, die Rechte der Geistlichen gegen die Eingriffe des Adels sicher zu stellen, allein es hielt sehr schwer, jene Seite, auf welcher das Unrecht, aber auch die Macht war, allmählig für eine bessere Ueberzeugung zu gewinnen. Ebenso große Schwierigkeiten fand der Legat, Kardinal Johannes Malabranka, welchen Papst Clemens III. nach Polen sandte, um die Priester zum ehelosen Leben anzuhalten; denn viele derselben lebten in einer Art Ehe. Dieser und ein ihm später folgender Legat erreichten den Zweck ihrer Sendung indessen gar nicht oder doch nur sehr unvollkommen. Erst dem unbeugsamen und entschiedenen Willen des glorreichen Papstes Innocenz III. gelang es endlich, auch in Polen und Schlesien die Freiheit und Reinheit der katholischen Kirche herzustellen. Von diesem Zeitpunkte an nahm das religiöse Leben in diesen Ländern einen höheren Aufschwung und äußerte sich in den Sitten und Gepflogenheiten des noch an viele heidnische Gebräuche gewohnten Volkes. Diese verschwanden allmählig mehr und mehr und an ihre Stelle traten die des Christenthums, deren sinnvolle Bedeutung sich sehr bald in alle Gemüther Eingang verschaffte.

Es war noch in der ersten Hälfte des Jahres 1195, als von Schloß Andechs die traurige Botschaft von dem Tode der Herzogin Agnes eintraf, wodurch Hedwigs zärtliches Kindesherz heftig erschüttert wurde. Sie hatte ihre Mutter heiß und innig geliebt und immer den Wunsch genährt, sie in diesem Leben noch einmal zu sehen, um so manchen stillen Kummer vor ihr auszuschütten. Die Todes=

kunde hatte diese süße Hoffnung für immer vernichtet und sie in die tiefste Betrübniß versetzt. Kaum war aber nach dem herben Verluste wieder jener Trost in ihr Herz eingezogen, welchen gottergebene Seelen auch in den schmerzlichsten Prüfungen empfinden, als sich neue, schwere Gewitterwolken am Himmel ihres irdischen Glückes aufthürmten, welche von diesem Zeitpunkte an bis an das Ende ihres Lebens nur selten mehr von einem freundlichen Sonnenblick durchbrochen wurden. — Hedwig hatte drei Schwestern, Gertrude, Agnes und Mathilde, von welchen die erste an den König Andreas von Ungarn vermählt und Mutter der heiligen Landgräfin Elisabeth von Thüringen wurde. Mathilde nahm schon in früher Jugend den Schleier im Kloster Kitzingen, dem sie später als Abtissin vorstand. Agnes jedoch, welche durch ihre Schönheit und reichen Geistesgaben am meisten glänzte, bereitete ihrer heiligen Schwester und dem ganzen ruhmreichen Hause von Andechs unsägliches Herzeleid. Ihre große Eitelkeit und ihr unbezwingbarer Eigensinn verleiteten sie nämlich, sich mit dem jungen König Philipp von Frankreich zu vermählen, der seine rechtmäßige, überaus tugendhafte Gemahlin Ingeburg, königliche Prinzessin von Dänemark, in einem Anfalle toller, übermüthiger Laune verstoßen hatte, und mit Agnes von Andechs ein so lustiges, verschwenderisches Leben führte, daß das ganze Land Aergerniß daran nahm. Sie verachteten die Drohungen des Papstes, der ihnen bei Strafe des Kirchenbannes befahl, sich zu trennen; selbst, als Frankreich mit dem Interdikt belegt wurde und so das ganze Land für die Sünden seines Königs büßen und alle geistlichen Tröstungen entbehren mußte, waren sie nicht zu bewegen, dem Gebote des Kirchenoberhauptes nachzukommen. Der Jammer des betrübten Volkes rührte sie

nicht. Erst als dasselbe seinen Unwillen laut kund gab, die Ritterschaft mit den Waffen in der Hand dem Könige den Gehorsam aufkündigte und Papst Innocenz allen Ernstes zu dem letzten Mittel schritt, über Philipp und Agnes selbst den Bann auszusprechen, brach endlich der wilde Trotz dieser beiden Menschen, welche durch ihren Ungehorsam und durch ihre unbändige Leidenschaft namenloses Unheil über das unglückliche Land heraufbeschworen hatten. Von allen Seiten hart bedrängt, entschloß sich der König endlich, Agnes zu entlassen und wies ihr ein zwar schönes, aber ziemlich entlegenes Schloß zum Wohnsitze an, wo sie indessen wenige Monate später starb. Die Trennung von Philipp, der gekränkte Ehrgeiz und vielleicht auch das schuldbeladene Gewissen nagten an ihrem Leben und führten ihr Ende unerwartet schnell herbei. Königin Ingeburg nahm wieder ihren Platz auf dem Throne ein, das Interdikt wurde aufgehoben, und beim ersten Schall der Glocken, welche so lange Zeit geschwiegen hatten, erwachte das Volk wie aus einem bangen, schweren Traum zum frohen Leben. — Welchen Schmerz mußte aber die reine, zarte Seele unserer Heiligen über das sündhafte Leben und traurige Ende ihrer unglücklichen Schwester empfunden haben? Gewiß war dieß einer der bittersten Tropfen in dem Leidenskelche, den ihr die göttliche Vorsehung bestimmt hatte, und durch das strenge Büßerleben, welches sie von nun an führte, wollte sie ohne Zweifel die Beleidigungen Gottes sühnen, welche von Agnes verübt worden waren.

Das Todesjahr dieser Schwester Hedwigs war ein Jahr der Trauer und Betrübniß für die ganze schlesische Herzogsfamilie. Im Frühlinge desselben brannte die Hauptstadt Breslau, mit Ausnahme der herzoglichen Burg und der aus Stein gebauten Kirchen, ganz nieder. Das Elend

der Obdachlosen war unbeschreiblich; bittend hoben sie ihre Hände zu dem Fürstenhause empor, und flehten um Hülfe in dieser äußersten Noth, die um so schrecklicher war, als eben eine große Theuerung herrschte. Da zeigte sich die künftige Landesmutter Hedwig so recht als eine Trösterin und Helferin der Armen. Sie theilte Brod und Getreide aus und bewirkte bei ihrem Schwiegervater für alle von dem Brande so hart Betroffenen die Befreiung von allen Abgaben auf längere Zeit. Auch wurden ihnen aus den fürstlichen Waldungen und Holzlagern theils unentgeltlich, theils um sehr billigen Preis Bauholz überlassen, so daß sich alsbald auf der Brandstätte neue Häuser erhoben, welche fester und bequemer gebaut wurden, als die früheren.

Kurz vor dem Brande von Breslau war Bischof Jaroslaus *) gestorben. Dieser Todesfall machte auf die Familie, insbesondere auf den alten Herzog, einen tiefen Eindruck, da eine vollkommene Versöhnung zwischen ihm und diesem Sohne stattgefunden hatte. Nun mußte er ihn in der vollsten Kraft des Lebens noch in die Gruft sinken sehen. Er glaubte hierin vielleicht die strafende Hand Gottes zu erkennen, welche die Tage des Bischofs abkürzte, weil er früher seinem Vater so oft feindselig begegnet war, Krieg mit ihm geführt und ihn aus dem Lande vertrieben hatte. Nur wenige Wochen später, am 10. Februar, mußte der hochbetagte Fürst einen andern Sohn, Johannes, zu Grabe geleiten, der an einer pestartigen Krankheit gestorben zu sein scheint. Am 3. Juni desselben Jahres öffnete sich die fürstliche Gruft abermals, um Konrad, einen nach-

*) Jaroslaus hatte sich mit seinem Vater später ausgesöhnt, sich dem geistlichen Stande gewidmet und ward durch dessen Bemühungen zum Bischofe von Breslau gewählt worden.

folgenden Bruder des Prinzen Heinrich, aufzunehmen, und endlich fünfzehn Tage später folgte diesem der jüngste Sohn des Hauses, Boleslaus, ein schöner, vielversprechender Jüngling, der sich eben gerüstet hatte, an ein deutsches Hoflager zu ziehen, um sich dort zu einem tüchtigen Ritter auszubilden. So viele schwere Schläge hatten das Herz des greisen Herzogs gebrochen. Am 6. December legte auch er sich zur ewigen Ruhe nieder, nachdem ihm alle Söhne, mit Ausnahme des Erbprinzen Heinrich, in die andere Welt vorausgegangen waren. Er hatte ein Alter von 79 Jahren erreicht und wurde nach seiner eigenen Bestimmung in der Klosterkirche in Leubus neben seinen Enkelinen, Heinrichs früh verstorbenen Kindern, begraben. Sein Denkmal vor dem Hochaltare zeigt die Gestalt des Herzogs in voller Rüstung (er war ungewöhnlich groß und man nannte ihn deßhalb auch Boleslaus den Langen). Es trägt eine lateinische Ueberschrift, welche in's Deutsche übersetzt lautet:

Des Vaterlands Kron' und Zier,
Fürst Boleslaus liegt allhier,
Seines Gleichen kriegt nicht Polenland
An Mannheit, Weisheit und Verstand.
An diesem Ort, da man vorhin
Den Teufel ehrt aus tummem Sinn,
Hat er Christo ein' Kirch bereit';
Deß hat er Ruhm in Ewigkeit.

Mit vollem Rechte hielt Schlesien das Andenken dieses Fürsten in hohen Ehren, es verdankte ihm viel. Er hatte feste Burgen gebaut, um das Land wirksamer vor seinen Feinden zu schützen, die Klöster erhalten, welche die Schulen besorgten, und eine bessere Rechtspflege eingeführt. Auch die deutschen Ansiedelungen, durch welche das vernachläs-

sigte Land so bedeutend gewann, waren sein Werk. Er verdiente, der Vater seines Volkes genannt zu werden und den Tribut der Thränen und Gebete, der Liebe und des Dankes, den es ihm an seinem Grabe zollte. So schloß der letzte Monat dieses Jahres wie der erste begonnen hatte, mit Tod und Leichenfeierlichkeiten, und Fürstin Hedwig nahm den Trauerschleier, den sie im letzten Jahre des scheidenden Jahrhunderts nicht abgelegt hatte, mit hinüber in das neue, dessen Morgenröthe blaß und trübe über dem schwer heimgesuchten herzoglichen Hause aufging. Hedwigs theilnahmsvolles Herz hatte unter dieser langen Reihe betrübender Vorfälle unsäglich gelitten. Sie hing mit aller Liebe und Zärtlichkeit an ihrem Gemahl, mit kindlicher Verehrung an ihrem Schwiegervater; jeder Verlust, der dieselben traf, verwundete sie deßhalb auf das Schmerzlichste, und obgleich von ihrem eigenen Familienunglücke tief gebeugt, sah sie es dennoch als heilige Pflicht an, ihnen tröstend und ermunternd zur Seite zu stehen, so oft der Tod ein neues Opfer aus ihrem Kreise forderte. Wie schwer mag es oft für sie gewesen sein, wenn sie alle Trostgründe erschöpft hatte, um den gramgebeugten Herzog Boleslaus aufzurichten und aus seinem dumpfen Schmerze zu erheben, dabei des eigenen Vaters zu gedenken, dessen ehrwürdiges, graues Haupt durch Agnes mit Schande bedeckt worden, der sich vielleicht nach ihr sehnte, um aus ihrem Munde Worte des Trostes und der Beruhigung zu vernehmen. Und sie konnte nicht zu ihm eilen, konnte ihm keinen Beweis ihrer kindlichen Liebe geben, um ihn einigermaßen zu entschädigen für die Schmerzen, welche die ungerathene Tochter ihm zugefügt hatte. Sie mußte andere Leiden sänftigen, andere Wunden zu heilen suchen. Das war wohl eine Feuerprobe für Hedwigs zart empfindendes Ge=

müth, in welcher es von allen Schlacken der Selbstsucht, des eigenen Wünschens und Wollens geläutert wurde, so daß nur das Gold der innigsten Vereinigung mit dem Willen Gottes in ihrem Herzen zurückblieb. Ob sie auch gleich andern Menschen Schmerz und Kummer empfand, ihre Seele ward nicht gebeugt, sie blieb aufrecht und muthig, ein Stab des Trostes für Diejenigen, welche mit ihr litten. Doch sollte dieses bittere Jahr nur eine Vorbereitung auf künftige, noch größere Leiden für sie sein.

VI.

Kloster Trebnitz.

Heinrich und Hedwig hatten also mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts den Thron von Schlesien bestiegen. Der junge Fürst entwickelte eine bewunderungswürdige Thätigkeit, die Pläne, welche er seit Jahren mit seiner Gemahlin zum Besten des Landes entworfen und vorbereitet hatte, in Ausführung zu bringen. Er wünschte, daß es so bald als möglich alle Segnungen genießen und sich zu jenem Wohlstande erheben sollte, welchen er auf seinen Reisen in Deutschland wahrgenommen hatte. Seit den Tagen seiner Brautfahrt schwebten ihm Bayerns und Frankens blühende Fluren unaufhörlich vor Augen und er verfolgte mit beharrlichem Eifer sein vorgestecktes Ziel, die schlesischen Wildnisse in fruchtbaren Boden umzuwandeln. Um dieß schneller zu erreichen, gab er sich große Mühe, immer neue, deutsche Ansiedler in's Land zu ziehen, räumte ihnen viele Vortheile ein und begünstigte ihre Niederlassungen auf alle Weise. Das sahen zwar die Polen nicht gerne, weil sie darin eine Zurücksetzung der eigenen Landeskinder gegenüber den Frem=

den zu erkennen glaubten. Sie behandelten deßhalb die Deutschen anfänglich mit Mißtrauen und zogen sich überall von ihnen zurück. Aber Heinrichs Klugheit, der sich dadurch zu keiner unbesonnenen Strenge hinreißen ließ, gelang es bald, die Polen zu besserer Einsicht zu bringen. Mit Hülfe der Mönchsklöster, welche seine Zwecke bereitwilligst unterstützten, schritt die Kultur von Tag zu Tag vorwärts. Durch die Ausrottung der dichtesten Waldungen bekamen die Gegenden bald ein freundlicheres Aussehen. Wo sonst Bären und Wölfe gehaust hatten, wurden jetzt Dörfer angelegt und den bis jetzt unbenützten Länderstrecken reichliche Erzeugnisse abgewonnen. Durch die Anpflanzung von Obstbäumen, welche sehr gut gediehen, erhielten die Aermeren einen neuen Nahrungszweig, der ihnen vortrefflich zu Statten kam. So gelang es allmählich, die Einheimischen, welche täglich das Beispiel der deutschen Arbeitsliebe vor Augen hatten, zu größerem Eifer anzuspornen, da ihnen die Früchte derselben doch auch sehr wünschenswerth erschienen. Das herzogliche Paar beobachtete mit stiller Freude jeden Fortschritt und wachte mit äußerster Vorsicht, damit ja kein Stillstand in dem nun einmal geweckten Streben nach Verbesserung eintreten könnte. Es erschien bald da, bald dort, um sich persönlich von dem Gedeihen der Unternehmungen zu überzeugen, lobte, ermunterte und ermahnte, wie es eben nothwendig war, und bewies durch diese Theilnahme, sowie durch äußerst freigebige Spenden am besten, wie ernstlich ihm die Sorge für das Wohl der Unterthanen am Herzen lag. Sehr häufig besuchten Heinrich und Hedwig auch die Klöster und die damit verbundenen Schulen, in welchen aber nur Knaben unterrichtet werden konnten. Es befand sich zu dieser Zeit noch kein einziges Frauenkloster in Schlesien, ein Umstand, der das Herz der Fürstin oft

tief bekümmerte, da sie die Nothwendigkeit, auch dem weiblichen Geschlechte Gelegenheit zu einem gediegenen Unterrichte und eine Erziehungs- und Zufluchtsstätte zu bieten, nur zu gut einsah. Schon zu Lebzeiten des Herzogs Boleslaus hatte sie sich oft mit Heinrich über die Gründung eines Frauenklosters berathen, und gewiß hatte sie von dem Augenblicke an, wo sie Landesmutter geworden war, nicht einen Tag lang auf diese wichtige Angelegenheit vergessen. Allein der Herzog hatte bei seinem Regierungsantritte so viele Geschäfte vorgefunden, die schon lange der Erledigung harrten, daß es in der ersten Zeit nicht möglich gewesen war, hierüber weitere Entschlüsse zu fassen. Sie hätte also die Erfüllung ihres Lieblingswunsches vielleicht noch auf eine fernere Zeit hinausgerückt sehen müssen, wenn nicht, wie eine alte Sage berichtet, der liebe Gott selbst durch ein wunderbares Ereigniß die Ausführung ihres Vorhabens beschleunigt hätte.

Drei Meilen nördlich von Breslau, in einer sehr angenehmen Waldgegend, lag ein Hofgut des Herzogs mit einem Jagdschlosse, wo er sich oft aufhielt, um das Vergnügen des Waidwerkes zu genießen. Eines Tages verfolgte er zu Pferd ein Wild, verirrte sich dabei in einen Moorgrund, und sank so tief in denselben ein, daß das Jagdroß trotz aller Anstrengung sich nicht mehr herauszuarbeiten vermochte. In dieser augenscheinlichen Lebensgefahr, von jeder menschlichen Hülfe entfernt, nahm er seine Zuflucht zu Gott und gelobte, auf dieser Stelle ein Kloster zu bauen, wenn er gerettet würde. Kaum hatte er das Gelübde ausgesprochen, als das Pferd, wie von übernatürlicher Kraft getrieben, aufsprang und ihn schnell aus dem Moore trug. Die Aechtheit dieser Sage wird vielfach bezweifelt, hauptsächlich deßhalb, weil der Herzog selbst nie-

mals dieser Geschichte Erwähnung that. Um so merkwürdiger ist es, daß sie im Volksglauben so fest Wurzel gefaßt hat, und von allen Geschichtsschreibern damaliger und späterer Zeit erzählt wird. Ein altes Volkslied über die Entstehung des Stiftes Trebnitz und über den Einzug der Klosterjungfrauen daselbst lautet:

Der edle Herzog Heinrich zu Pferd
Stürzt' in den Sumpf gar tief,
Seines Lebens er sich schier verwehrt,
Als Gott einen Engel rief.

Ein Engel kam in Köhlertracht
Und trat zum Sumpf hinan,
Und schnell dem Herrn ein Aestlein bracht',
Da halt' der Herr sich d'ran.

Und als der Herzog g'rettet war,
Da knieet er freudig hin,
O Herr, wie ist es wunderbar,
Daß ich gerettet bin!

Und bin ich denn gerettet nu,
Bau ich ein Kloster Dir,
Daß man Dir dien' in Fried' und Ruh'
Auf diesem Flecklein hier.

Das Kloster war gar schön gebaut,
Deß freut sich, wer es sah,
Und manche fromme Gottesbraut
Kam hier von fern und nah.

„Was b'gehrt ihr edle Jungfrau'n mehr?"
Fragt sie der Herzog dann.
„Wir brauchen nichts und nimmermehr,
Dieweil wir alles han."

Und weil euch denn nichts Noth mehr ist,
So sei denn dieser Nam'
Trebnitz, d. h. wir brauchen nichts.
Den Namen es bekam.

Um dieselbe Stunde, wo der Herzog sich hülflos im Sumpfe befand, sah seine heilige Gemahlin im Geiste die Todesgefahr, in welcher er schwebte und vernahm das Gelübde, das er, von den Schauern der Ewigkeit umweht, für seine Rettung gethan hatte. Sie erkannte in dem ganzen Vorgang einen Fingerzeig Gottes, ungesäumt zum Bau eines Frauenklosters zu schreiten und erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr ihres Gemahls von der Jagd. Dieser war nicht wenig erstaunt, als er aus ihrem Munde das ihm widerfahrene Begebniß vernahm, da er doch mit keinem Menschen davon gesprochen hatte. Auch ihm ward es jetzt klar, daß hier offenbar Gottes Wille gewaltet hatte, um ihn unverzüglich zu dem Angriffe des heiligen Werkes zu bewegen. Er berieth sogleich mit Hedwig alles Nothwendige, und traf mit dem größten Eifer die Vorbereitungen zum Bau eines großartigen Frauenstiftes auf demselben Platze, wo er in so großer Bedrängniß gewesen war, ganz nahe bei dem alten Dorfe Trebnitz. Die heilige Fürstin stellte hocherfreut ihren ganzen Brautschatz zur Verfügung, und damit die Arbeit rasch vorwärts gehe, erwirkte sie von Heinrich die Erlaubniß, für alle Gefangenen, selbst für diejenigen, welche mit dem Tode bestraft werden sollten, sich an dem Bau des Klosters und der Kirche betheiligen und dadurch ihre Schuld sühnen zu dürfen. Das Mitleid für die gefangenen Verbrecher, welches die Heilige so oft an den Tag legte, ist und bleibt einer der edelsten und schönsten Züge in ihrem Leben und kann nur vollkommen gewürdigt werden, wenn man weiß, wie grausam diese Unglücklichen damals behandelt wurden. In tiefen, feuchten Kerkern, in schauerlicher Finsterniß mußten sie die Wochen, Monate und Jahre ihrer Strafzeit hinbringen. Vermodertes Stroh, auf welchem sich das ekel-

hafteste Gewürm und Ungeziefer aller Art herumtrieb, war ihre Lagerstätte, verschimmeltes Brod und schlechtes Wasser ihre Nahrung. Die Kleider verfaulten in kurzer Zeit am Leibe, ohne durch andere ersetzt zu werden, und so waren sie im Winter der bittersten Kälte preisgegebeu. Viele litten in Folge davon an bösartigen Fiebern und am Aussatze, aber ihre schreckliche Lage wurde deßhalb um nichts erleichtert. Diejenigen, welche schwere Verbrechen begangen hatten, trugen Halseisen und ihre Hände und Füße waren mit schweren, eisernen Ketten belastet, der Rücken an die nasse Mauer gelehnt. Andere hatten ihre Beine zwischen dicken Holzblöcken weit auseinander gespannt oder eingezwängt. Der schmerzlichste Tode wäre gegen die Qualen einer solchen Gefangenschaft eine Wohlthat gewesen. Ein einziger Besuch an diesen Stätten des Jammers und der Schmerzen hatte genügt, um das tiefste Erbarmen in dem Herzen der Heiligen zu erregen; sie sah auch in den Verbrechern noch ihre Kinder und je tiefer gefallen sie waren, desto unglücklicher und ihres Mitleids würdiger erschienen sie ihr. Von nun an waren die Gefängnisse ein Hauptgegenstand ihrer Sorge und Wohlthätigkeit. Sie bot Alles auf, um den Bewohnern derselben wenigstens eine menschliche Behandlung zu verschaffen, schickte ihnen Kleidung, bessere Nahrung, frisches Stroh und Licht, besuchte, tröstete und ermahnte sie, und erbat für viele, welche wegen geringerer Vergehen eingekerkert waren, von dem Herzoge die Freilassung. Sehr oft hatte sie die Freude zu bemerken, daß auch die Verstocktesten unter ihnen durch ihre milde, gütige Zusprache zu einer vollkommenen Aenderung ihres Sinnes bewogen wurden, und hatte sie sich dann überzeugt, daß dieselbe von Bestand sei, so ruhte sie nicht, bis der Herzog sie aus dem Kerker zu entlassen be-

fohlen hatte. Diese Bereitwilligkeit Heinrichs, den Fürbitten seiner Gemahlin jederzeit Gehör zu schenken, gibt ebensowohl Zeugniß von der Milde seines eigenen Herzens, als von der hohen Ehrfurcht, welche ihm ihr heiliger Wandel einflößte, die ihm nicht erlaubt hätte, ihr eine solche Bitte abzuschlagen. Hatte er ja doch oft genug Gelegenheit zu sehen, wie sichtbar der göttliche Segen auf allen Werken der Fürstin ruhte, wie kräftig und auffallend die Wirkungen ihres Gebetes waren und wie sie in einem ununterbrochenen Verkehr mit ihrem Heilande stand, dessen Willen auf das Genaueste zu erfüllen, sie in Allem bestrebt war. Er sah deßhalb auch in ihrer Wohlthätigkeit gegen die Gefangenen nur die Pflicht der Barmherzigkeit, welche die Religion jedem Christen vorschreibt, und legte ihr nicht nur kein Hinderniß zur Ausübung derselben in den Weg, sondern gab Befehl, daß jedes Gefängniß, jeder Kerker augenblicklich geöffnet werden solle, wenn die Fürstin vorüber käme. Dieser Denkungs- und Handlungsweise Heinrichs zufolge läßt sich leicht vermuthen, daß es der Heiligen nicht schwer geworden war, ihn für ihre Absicht zu Gunsten der Gefangenen bei dem Kloster und Kirchenbau von Trebnitz zu gewinnen. Wie laut mag der Jubel, wie groß der Eifer und die Arbeitslust der Befreiten bei diesem erhabenen Werke gewesen sein! In der That lohnten sie die Güte des Fürstenpaares durch außerordentliche Thätigkeit, so daß der ungeheuere Bau des Klosters, welcher für nahezu 1000 Personen eingerichtet wurde, schon nach einem Jahre so weit vollendet war, daß er bezogen werden konnte. Unter freiem Himmel arbeiteten die von früheren Missethaten befleckten Hände jetzt zu Gottes Ehre und tilgten dadurch das fluchbeladene Andenken ihrer Verbrechen aus. Die so lange von der menschlichen Gesellschaft Ausgeschlossenen konnten

wieder zu ihr zurückkehren und ein neues, besseres Leben beginnen.

Auch die Cisterziensermönche von Kloster Leubus waren bei dem Bau sehr thätig gewesen. Sie hatten die bleiernen Dachplatten und die kleineren Glocken für die Kirche gegossen und sich dadurch den besonderen Dank des Herzogs verdient, welchen er ihnen durch die Schenkung von zwei bedeutenden Gütern, Schlaup und Pompsen, bezeigte. Das Stift Trebnitz ward also zur Aufnahme von Cisterzienser-Ordensfrauen und außerdem für solche Frauen und adelige Mädchen bestimmt, welche in klösterlicher Zurückgezogenheit leben und eine sichere Zufluchtstätte haben wollten. In jener Zeit war nämlich der Frauen- und Jungfrauen-Raub noch etwas sehr Gewöhnliches, und es wurden durch das häufige Vorkommen dieses Verbrechens viele Familien in Sorge und Jammer gestürzt. Gegen diese schreckliche Mißachtung der menschlichen Freiheit boten nur die Frauenklöster ein sicheres Asyl, weßhalb die Errichtung von solchen allenthalben mit dankbarer Freude aufgenommen wurde.

Es war zu Ende des zweiten Jahres seiner Regierung, als Herzog Heinrich und seine Gemahlin ihr frommes Werk so weit gediehen sahen, daß sie es seinem Zwecke übergeben konnten. Sie hatten nicht nur für die Einrichtung des Klosters in wahrhaft fürstlicher Weise gesorgt, sondern auch zu dessen Unterhalt bedeutende Einkünfte und Ländereien angewiesen. Heinrich hatte zu verschiedenen Malen mit den Baronen und Grafen des Reiches die Grenzen des Stiftes umgangen und unter seinen Augen die Marksteine setzen lassen, auf welchen sein Name eingemeißelt war. Während er sich nun mit den zeitlichen Sorgen und Angelegenheiten des Klosters eifrig beschäftigte, hatte es Hedwig auf sich genommen, die Einwohnerinen

für dasselbe ausfindig zu machen. Ihr Bruder Eckbert war vor Kurzem Bischof von Bamberg geworden. An diesen wendete sie sich mit der Bitte, ihr aus seiner Diözese mehrere Jungfrauen aus dem Cisterzienser-Orden für ihre Stiftung zu senden. Die Würde der Äbtissin jedoch wünschte sie ihrer Jugendlehrerin Petrussa zu verleihen und sie schrieb deßhalb in den beredtesten Ausdrücken an sie, um sie zu bewegen, das schwarze Kleid des hl. Benedikt mit dem weißen Cisterzienserhabit zu vertauschen. Es war gewiß eine schwere Aufgabe für Petrussa, in vorgerücktem Alter das geliebte Kloster, in welchem sie fast ihr ganzes Leben zugebracht hatte, zu verlassen und in ein fremdes Land zu gehen, wo eine ihr unbekannte Sprache gesprochen wurde, wo sie, mit Ausnahme einer einzigen Person, keinen Menschen kannte, um dort die Leitung eines großen Hauses zu übernehmen, während sie bis daher in dem Berufe einer demüthigen, untergeordneten Nonne ihr größtes Glück gefunden hatte. Allein Hedwigs dringende Bitten, der Wunsch, die beste ihrer Schülerinen wieder zu sehen, siegten über alle Bedenken, und sie entschloß sich, dem Verlangen der Herzogin zu willfahren. Diese war ihrerseits fest überzeugt, daß der Abteistab von Trebnitz keiner geschickteren und würdigeren Hand anvertraut werden konnte, und sah mit unbeschreiblicher Sehnsucht der Stunde des Wiedersehens entgegen. Auch Bischof Eckbert hatte nicht gesäumt, dem Wunsche der fürstlichen Schwester zu entsprechen und sogleich einige Klosterjungfrauen gewählt, um sie in eigener Person nach ihrem neuen Bestimmungsorte zu geleiten. Sein Oheim, Propst Popo von Bamberg, schloß sich der Reisegesellschaft an; auch er trug ein lebhaftes Verlangen in sich, nach vielen Jahren eine Nichte wieder zu sehen, deren heiliges Leben in allen Landen gerühmt wurde. Nach-

dem sie Petrussa in ihre Mitte aufgenommen hatten, zogen sie ohne Aufenthalt der schlesischen Grenze zu, um dieselbe noch vor dem Eintritte des strengsten Winters zu erreichen. Der Sonntag in der heiligen Dreikönigs-Oktave war zum feierlichen Einzuge in das Stift Trebnitz bestimmt worden. Der vollendete Theil der Kirche und das Kloster, die Zellen und die gemeinschaftlichen Sääle der Nonnen waren auf das Festlichste geschmückt. Die Bischöfe Cyprian von Breslau und Heinrich von Posen hatten sich mit vielen Domherren und Prälaten dazu eingefunden. Auch der Abt, unter dessen geistliche Aufsicht Stift Trebnitz gestellt werden sollte, war mit mehreren Mönchen erschienen. Die Reisenden, welche glücklich am Hofe zu Breslau angekommen und dort von dem herzoglichen Paare auf das Herzlichste bewillkommt worden waren, erreichten Trebnitz am bestimmten Tage. Heinrich und Hedwig selbst hatten sie dahin begleitet. An der Pforte des Klosters wurden sie von den Bischöfen und übrigen Priestern empfangen und mit großer Feierlichkeit in ihre Wohnung eingeführt, deren bequeme und zweckmäßige Ausstattung sie höchlich überraschte. Nun überreichte der Herzog der Abtissin Petrussa die erste Schenkungsurkunde des Stiftes, welche, sowie alle späteren, mit der ernsten und denkwürdigen Warnung schloß: „Wer immer diese Stiftung verletzt, ohne volle Genugthuung zu leisten, ist von der Kirche ausgeschlossen; und mit Judas, dem Verräther des Herrn, der sich selbst erhing, mit Dathan und Abiron, welche die Erde lebendig verschlang, theile er ewig sein Geschick.“ — Im Eingang derselben ist die Absicht des Stifters ausgesprochen wie folgt: „Ich, Herzog Heinrich von Schlesien, Sohn des Herzogs Boleslaus, habe zum Heile der Seelen meines Vaters, meiner Mutter, meiner eigenen und aller übrigen, mir theueren Verwandten,

wie aller Gläubigen, dieses Kloster zur Ehre Gottes und des hl. Apostels Bartholomäus gestiftet, damit das schwache Geschlecht darin eine Zufluchtstätte zur Sühnung seiner Sünden durch Gottes Barmherzigkeit erhalte." — Nachdem die Urkunde vor allen Anwesenden laut gelesen worden, löschten die Bischöfe, welche brennende Wachskerzen in den Händen hielten, diese aus und warfen sie auf den Boden, zum Zeichen, daß von nun an alle Ansprüche der weltlichen Macht auf das Besitzthum des Klosters erloschen seien. Während dieser Ceremonie wurde die Drohung mit der Excommunication wiederholt, welche Diejenigen treffen sollte, welche irgend eine Ungerechtigkeit gegen das Stift begehen, dessen Eigenthum und Rechte verletzen würden.

Für unsere Heilige war dieser Tag einer der schönsten und glücklichsten ihres Lebens. Sie hatte an diesem gottgefälligen Werke gewiß keinen geringeren Antheil, als ihr Gemahl, denn sie brachte große Opfer, um seine Vollendung in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen. Ihre klugen Rathschläge, ihre Bemühungen, die Arbeiter zu ermuntern, und vor allem ihr inständiges Gebet um den göttlichen Segen hatten das Unternehmen fördern helfen, und sie konnte, unbeschadet ihrer großen Demuth, sich des Bewußtseins erfreuen, zu einem heiligen Werke nach Kräften mitgewirkt zu haben. Die Zufriedenheit der Nonnen über die schöne, neue Heimath, welche sich in lauten Freudenbezeugungen äußerte, stimmte ihr Herz fröhlich und die Thränen der Rührung in den Augen Petrussa's, so oft sie auf Hedwig ruhten, machten es überströmen in heißem Danke gegen Gott, der sie das Ziel ihrer frommen Wünsche so vollkommen hatte erreichen lassen. Auch Heinrich fühlte sich sehr glücklich an diesem Tage, der seinem eifrigen Streben, Gutes zu schaffen, die Krone aufsetzte. Er war ausnehmend

guter Laune, unterhielt sich mit den Klosterjungfrauen auf das Freundlichste und fragte unter anderm die Abtissin, ob sie vielleicht noch irgend etwas bedürfe. Diese, der polnischen Sprache nicht mächtig, soll darauf geantwortet haben: trzebanic, d. h. zu deutsch: Wir brauchen nichts mehr. Sie sprach aber das Wort wahrscheinlich nicht richtig aus, was den Herzog und die Umstehenden sehr erheiterte und zu der Meinung Anlaß gab, der Name des Stiftes rühre von dieser Antwort her. Sie ward jedoch genügend dadurch widerlegt, daß Trebnitz als Ortsname dieser Gegend schon in früheren Urkunden vorgefunden wurde. Doch nicht nur in den Hallen des Stiftes waren Jubel und Freude eingezogen, auch die Bewohner der umliegenden Hütten und Ortschaften nahmen daran Theil; es war ein Festtag für Alle. Der Herzog hatte Jeden, der an dem Bau gearbeitet hatte, von allen Frohndiensten, Lasten und Steuern, sowie von der Einlagerung herzoglicher Jäger, Pferde und Falken befreit, von dem Kriegsdienste und den Tagewerken beim Burgbau enthoben und gewährte ihm allen Schutz, welchen die Klosterunterthanen genossen. Diese Armen hatten daher wohl Ursache, sich zu freuen, da ihnen der bisher so kärgliche, harte Lebensunterhalt um Vieles erleichtert wurde.

Die Nonnen begannen alsbald ihre segensreiche Wirksamkeit im Unterrichte der Jugend und in der Erziehung adeliger Fräulein, deren viele von ihren Eltern nach Trebnitz geschickt wurden, um dort eine feine und gründliche Ausbildung zu erlangen. Die Töchter der vornehmsten Häuser, Gräfinen und Prinzessinen, welche sich dem Ordensstande widmen wollten, baten um Aufnahme in das fürstliche Stift, und so wurde es in kurzer Zeit ansehnlich bevölkert. Die Herzogin nahm das regste Interesse an dem

Gedeihen des Hauses und kam wöchentlich zwei- bis dreimal dorthin auf Besuch. Die Nonnen erbauten sich an ihrer hohen Frömmigkeit und an ihren von Gottes Geist erleuchteten Gesprächen. Sie erkannten, daß diese Fürstin, obgleich in der Welt lebend, sie alle übertreffe an der Beherrschung ihrer Sinne, an der Losschälung von allem Zeitlichen und an der vollkommenen Hingabe ihrer selbst an den göttlichen Willen. Die Äbtissin Petrussa äußerte einmal zu mehreren Schwestern, welche eben ihre Bewunderung über die Herzogin ausgesprochen hatten: „Seht, welche Gnade mir der Herr erwiesen hat, ich habe eine Heilige erzogen! Ich weiß zwar, daß ich nur ein unwürdiges Werkzeug gewesen bin, aber ich danke ihm täglich dafür.“ — Die Unterredungen, welche Hedwig oft stundenlang mit der ehrwürdigen Petrussa pflog, waren der einzige Genuß, die einzige Erholung, die sie sich erlaubte. Wenn sie zuweilen, ermüdet von dem vielbewegten Leben am Hofe, dem sie sich als die Gemahlin des Landesherrn nicht oft entziehen konnte, so recht das Bedürfniß nach Ruhe und Sammlung des Gemüthes empfand, eilte sie nach ihrem stillen Trebnitz, um an dem mütterlichen Herzen Petrussa's auszuruhen und sich neue Kraft und Stärkung zu holen. Das Asyl des Friedens, das sie für Andere bereitet hatte, war auf diese Weise auch ihr eine tröstende Zufluchtstätte geworden.

Inzwischen wurde noch immer an der weiteren Vollendung des Klosters und der Kirche gearbeitet. Der Herzog ließ in der letzteren auch eine Ruhestätte für sich und seine Gemahlin erbauen, welche in Anbetracht der geringen Kunstentwickelung jener Zeit prachtvoll ausgeführt wurde. Er wollte, als Gründer des Stiftes, in jenen Mauern dem Tage der Auferstehung entgegen schlummern, welche er sich zum ewigen Denkmal seiner frommen Gesinnung

gesetzt hatte. Kein Jahr verging, in welchem Kloster Trebnitz nicht neue Wohlthaten aus seiner Hand empfangen hätte. Fortwährend fügte er zu den früheren Schenkungen wieder neue, und sein Beispiel wirkte auch auf den Adel, der doch bei einem so schönen, edlen Werke nicht unbetheiligt bleiben wollte. Insbesondere wetteiferte Bischof Cyprian mit dem Herzog an Freigebigkeit gegen das Stift, so daß dieses bald zu einem bedeutenden Wohlstande gelangte und für das großartigste und besteingerichtete in der ganzen christlichen Welt gehalten wurde. Der Segen Gottes ruhte sichtbar auf Heinrichs und Hedwigs Schöpfung. Sie grünte und blühte länger als ein halbes Jahrtausend zu Schlesiens Nutzen und Frommen, bis endlich der Machtspruch eines der Kirche entfremdeten Geschlechtes zu Anfang dieses Jahrhundertes den Stab über die frommen Stiftungen der Vergangenheit brach. Vielleicht wähnte es in seinem Dünkel, der Fluch werde es nicht erreichen, den seine edlen Ahnen über Diejenigen ausgesprochen hatten, welche es wagen würden, ihr heiliges Erbe für die Nachkommen zu berühren.

VII.

Das Bild der Heiligen.

Nachdem bis jetzt nur im Allgemeinen von den Tugenden und Vorzügen der heiligen Fürstin in Bezug auf die sich darbietenden Anlässe erzählt worden, ist es an der Zeit, das in kurzen Umrissen entworfene Bild genauer auszuführen. Die eingehende Schilderung ihrer Lebensweise und verschiedener merkwürdiger Thatsachen wird die hohe Meinung, welche schon die Zeitgenossen von Hedwigs Heiligkeit gefaßt hatten, vollkommen rechtfertigen.

In frühester Morgenstunde verließ die Fürstin das einfache Ruhelager, um ihre Morgenandacht zu verrichten. Nach derselben, sobald das Zeichen zur ersten heiligen Messe gegeben wurde, begab sie sich täglich, es mochte Winter oder Sommer sein, in die zuweilen von ihrem Wohnsitze weit entfernte Kirche, um dem heiligen Opfer beizuwohnen. Sie rechnete sich es als ein hohes Glück an, wenn sie öfter an einem Tage bei der heiligen Messe zugegen sein konnte, oder wenn mehrere Priester während ihrer Anwesenheit zugleich Messe lasen. Denn ihre Seele konnte sich niemals an dem vertrautesten Umgang mit ihrem Heilande ersätigen. Sie ließ deßhalb alle fremden Priester bitten, sie zu benachrichtigen, um welche Stunde und in welcher Kirche sie das heilige Meßopfer darbringen würden, damit sie ja eine solche Gelegenheit niemals versäume. Zu diesem Zwecke schickte sie vertraute Diener aus, welche Kundschaft über die neu angekommenen Geistlichen einholen und ihren Auftrag ausrichten mußten. Einer ihrer Hofkapläne dichtete einmal folgenden Reim auf sie:

Unsere Herzogin, edel und klug,
An einer Messe nicht hat genug,
So viel sich Priester stellen ein,
Bei so viel Messen will sie sein.

So oft sie sich in der Kirche befand, nahm sie die demüthigste Stellung an. Knieend auf der bloßen Erde und sich ganz in die Gegenwart des höchsten Herrn versetzend, wohnte sie mit solch' glühender Andacht dem Gottesdienste bei, daß das umstehende Volk davon nicht selten bis zu Thränen gerührt, jedesmal aber auf das Innigste erbaut wurde. Wenn sie während desselben die heilige Kommunion empfing, leuchtete ihr Angesicht wie verklärt, so daß sie nicht mehr einem irdischen Wesen, sondern einem

Seraph glich, der sich auf den Schwingen der Liebe und Andacht zu Gottes Thron erhoben hatte. Oft löste sich diese wunderbare Begeisterung in eine Fluth von Thränen auf, und erst, nachdem sie getrocknet war, schien ihr Geist wieder auf diese Erde zurückgekehrt zu sein und ihr Antlitz nahm alsdann wieder seinen gewohnten Ausdruck an. Die Gabe der Thränen war ihr, wie allen Heiligen aus jener Zeit, in hohem Grade eigen. Trug ja damals die katholische Welt eine rührende Andacht zu der göttlichen Zähre, welche der Heiland am Grabe seines Freundes Lazarus geweint hatte; sie war der Quell der frommen, thränenreichen Poesie des Mittelalters. Und nicht nur schwache Frauen und etwa das unwissende Volk pflegten diese Verehrung, nein, auch jene eisernen Männer, wie Richard Löwenherz, der Schrecken der Saracenen, der tapfere König Ludwig der Heilige und so viele andere berühmte Helden der Ritterzeit brachten ihr Thränenopfer, durch welches sie ihre eigenen und fremde Sünden auszulöschen und sich die Verdienste des göttlichen Leidens zuzuwenden hofften. Trat die Fürstin nach vollendeter Andacht aus der Kirche, so harrte ihrer schon eine Menge von Armen, welche gewohnt waren, hier das tägliche Almosen zu empfangen. Mild und leutselig, wie sie war, theilte sie dasselbe meistens eigenhändig aus, ließ sich verschiedene Anliegen und Bitten vortragen, tröstete die Einen, ermunterte die Andern mit dem Versprechen, sich ihrer Angelegenheiten anzunehmen, wenn es zuweilen der Fürsprache bei dem Herzoge bedurfte, um irgend ein Unglück von einer Familie abzuwenden. Jedem lieh sie ein gütiges Ohr, auch dem Geringsten stand ihr Herz offen; sie waltete wie eine zärtliche Mutter unter ihren Kindern in dem Kreise der Hülfebedürftigen, für welche ein Blick ihres sanften Auges hinreichend war, allen

Kummer und alle Sorge zu zerstreuen. Sie wußten es ja, daß Hedwig nicht ruhte und rastete, bis sie überall, so viel in ihren Kräften stand, geholfen hatte. Nach dem Kirchgange lenkte sie ihre Schritte in die Spitäler und Krankenhäuser, oft auch in die ärmsten Hütten, um einzelne verlassene Kranke zu besuchen. Hier spendete sie doppeltes Almosen; zuerst das leibliche, indem sie die Leidenden mit Allem versah, was ihnen abging und sie erquicken konnte, sich sorgfältig nach ihrem Zustande, ihren Schmerzen erkundigte und Sorge trug, daß sie der nöthigen Heilpflege nicht entbehrten. Dann aber ließ sie es auch nicht an geistigen Spenden fehlen. Mit den liebevollsten Worten tröstete sie die armen Kranken, ermahnte sie zum Vertrauen auf die göttliche Hülfe, zur Geduld und Ergebung in den heiligsten Willen und richtete so manches fast gebrochene, schwachgläubige und verzagte Herz wieder auf, daß es neuen Muth faßte und schneller genas. Nachdem sie den ersten Theil eines jeden Tages den Werken der Andacht und Barmherzigkeit gewidmet hatte, kehrte sie nach Hause zurück, um auch dort die Pflichten ihres hohen Berufes mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Sie hatte auf alles, was in ihrer Umgebung vorging, ein wachsames Auge, nicht aus Neugierde, sondern einzig darum, daß nichts Unerlaubtes, der Ehre Gottes und den guten Sitten Zuwiderlaufendes geschehen konnte. Sie beaufsichtigte ihre Kinder selbst und überließ sie so wenig als möglich fremden Händen, damit sie ja kein böses Beispiel sähen. Deßhalb mußten sie dieselben auch bei ihren Kirchgängen und Krankenbesuchen gewöhnlich begleiten, „denn“, sagte sie: „Erstens sollen sie sich daran gewöhnen, die erste Zeit des Tages dem lieben Gott zu weihen und für ihre Mitmenschen zu sorgen, zweitens, bin ich sicher, daß in meiner

Nähe ihre Unschuld nicht gefährdet wird." Sie wußte ihre Pflichten gegen Gott und den Nächsten mit jenen ihres Standes vollkommen zu vereinen, und obgleich sie eine Fürstin war, hielt sie es nicht für zu gering, das Amt der Erziehung selbst zu übernehmen. Dasselbe schien ihr vielmehr so wichtig, daß sie sich von der Etiquette des Hoflebens und bloß äußerlichem Ceremoniell niemals abhalten ließ, alle seine Obliegenheiten bis in's Kleinste zu erfüllen. Während sie sich emsig mit einer Handarbeit beschäftigte, überwachte sie zugleich den Unterricht, die Lernübungen und Spiele der Kinder, lobte, belohnte und bestrafte sie nach Verdienst mit jener heiligen Liebe, wodurch die jugendlichen Herzen zumeist für die Tugend gewonnen werden. Nahte die Zeit zur Tafel heran, so begab sie sich in einen eigens zubereiteten Saal, in welchem sich ein Tisch mit dreizehn Gedecken befand. Hier erwartete sie „ihre lieben Gäste". So nannte sie solche Kranke, die an unheilbaren Uebeln litten, und welche sie in einem zum herzoglichen Schlosse gehörigen Gebäude einquartirt hatte. Sie verrichtete mit ihnen das Tischgebet und bediente sie mit der größten Aufmerksamkeit, indem sie ihnen die Speisen vorlegte, ihre Becher füllte und sie mit munteren Gesprächen bis zum Ende der Mahlzeit unterhielt. Diese armen Kranken liebte sie so sehr, daß sie sich auch, wenn sie auf Reisen war, nicht von ihnen trennen wollte. Sie ließ sie dann auf eigenen, bequemen Wagen an jene Orte fahren, wohin sie sich begab und in den Herbergen war es ihre erste Sorge, sie mit allem zu versehen, was sie nöthig hatten und ihnen ein gutes Nachtlager einzurichten. In den dreizehn mit Gebrechen der verschiedensten Art behafteten Armen wollte sie ihrem göttlichen Heiland und seinen zwölf Aposteln dienen und darum keinen Tag vorübergehen lassen, an dem

sie nicht dieses heilige Werk verrichtet hätte. — Erst nachdem ihre Gäste gesättigt waren und sie mit ihnen das Dankgebet gesprochen hatte, ging sie selbst zur Tafel. Obwohl nun dieselbe fürstlich besetzt war, da sie nicht allein, sondern mit ihren Frauen, jedoch nach dem Gebrauche der Zeit abgesondert von ihrem Gemahl speiste, genoß sie äußerst wenig und niemals Fleisch oder gewürzte Gerichte. An zwei Tagen der Woche, Mittwoch und Freitag nahm sie nur Brod und Wasser, an zwei andern trockene Hülsenfrüchte und an den drei übrigen, oder auch an Festtagen Fisch- und Mehlspeisen zu sich. Ihr einziges Getränk war das Wasser; nur an den drei höchsten kirchlichen Feiertagen, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, machte sie eine Ausnahme, indem sie es mit etwas Meth vermischte. Wegen dieser strengen Enthaltsamkeit in Speise und Trank erfuhr sie vielen Tadel von geistlichen und weltlichen Personen, so z. B. von ihrem Bruder, dem Fürstbischof Eckbert von Bamberg, der während seines Aufenthaltes in Breslau Kunde von der strengen Lebensweise seiner Schwester erhalten hatte. Auch der Herzog, aus Besorgniß, daß ihre Gesundheit darunter leiden möchte, machte ihr zuweilen Vorstellungen dagegen. Allein da er sah, daß die Liebe zu Gott der einzige Beweggrund dieser überaus nüchternen und strengen Lebensweise sei, und sie aus Liebe und Nachgiebigkeit gegen einen Menschen nicht von dem einmal streng gemachten Vorsatze abgehen würde, begnügte er sich damit, sie nur, wenn irgend ein Leiden sie heimsuchte, um eine Mäßigung ihrer Enthaltsamkeit zu bitten, wozu sie sich auch bereitwillig verstand. So sorgsam die Heilige solche Abtödtung und Kreuzigung des Fleisches zu verbergen suchte, entging sie dennoch den Augen derjenigen, welche mit ihr bei Tische waren oder den Tafeldienst zu versehen

hatten, nicht immer. Besonders verwunderten sich die Junker und Edelknaben darüber und sagten oft zueinander: „Gott bewahre uns vor einem solchen Gastmahl, wie unsere Herrin da zur Gewohnheit hat, die ja nur von Wasser und Brod lebt.“ — Da sie die Fürstin dabei immer fröhlichen Gemüthes sahen und wie sie bei aller Härte gegen sich selbst für alle ihre Untergebenen so liebevoll besorgt war, mochte wohl hie und da die Ahnung in ihnen aufsteigen, daß sie nicht allein in dem Dienste einer irdischen Herrscherin, sondern vielmehr einer Heiligen stünden, weßhalb sie auch oft in ihrer Gegenwart eine wunderbare Ehrfurcht und eine große Scheu vor jedem unziemlichen Gedanken empfanden. Es schien ihnen, als ob sie in ihrem Innern lese und alles wisse, was sie im Sinne führten. Dabei waren sie ihr aber von ganzem Herzen zugethan, denn eine mildere, bessere Herrin, als Fürstin Hedwig, war nirgend zu finden. Sie trugen ihr Lob an alle Höfe und besangen sie als „eine Frau der edelsten und höchsten Art, die je geboren war.“

Nach der Mittagstafel durften sich die herzoglichen Kinder einige Zeit mit Spielen ergötzen. Bei günstiger Witterung geschah dieß im Garten oder in den großen Höfen des Schlosses, außerdem in einem geräumigen Saale, fast immer aber unter den Augen der Eltern. Der Herzog leitete die Unterhaltungen seiner Söhne, die Herzogin jene der Prinzessin Gertrude und ihrer Hoffräulein, da sie keine Schwester zur Gespielin hatte. Während dessen besprachen sich die Gatten über verschiedene Angelegenheiten. Heinrich setzte das größte Vertrauen in die Klugheit seiner Gemahlin, fragte sie bei allem, was er unternehmen wollte, um ihren Rath und hatte kein einziges Mal Ursache, es zu bereuen, wenn er denselben befolgt hatte. Ihrerseits be-

nützte Hedwig diese Mußestunde, um ihre Anliegen für Arme und Unglückliche vorzubringen. Dem Einen sollten die Steuern erlassen, ein Anderer sollte vom Kriegsdienste befreit werden. Für einen Dritten sollten sich die Pforten des Gefängnisses öffnen, in dem er schon Jahre lang schmachtete, während sich Frau und Kinder im größten Elende befanden. So hatte sie oft eine ganze Reihe von Bittgesuchen, die sie persönlich befürwortete, aber niemals that sie eine Fehlbitte. Der Herzog fürchtete, eine Sünde zu begehen, wenn er der Heiligen nicht willfahren wollte, denn er war fest überzeugt, daß sie nichts verlange, was sein Gewissen hätte beunruhigen können, was der Gerechtigkeit und Billigkeit zuwider gewesen wäre. Glücklich und das Herz voll Dank gegen Gott, kehrte sie nach dieser Erholungszeit jedesmal in ihr Gemach zurück und sandte sogleich Diener aus, um ihren Schutzbefohlenen die frohen Botschaften zu bringen, welche sie ausgewirkt hatte. Wer könnte die Thränen des Schmerzes zählen, die Hedwig getrocknet, und jene der Rührung und Dankbarkeit, die in den heißesten Gebeten für sie geflossen sind? Die Engel aber haben sie gesammelt, vor Gottes Thron getragen und dort als köstlichste Perlen in ihre himmlische Krone geflochten.

Bis zum späten Abend beschäftigte sich die Fürstin mit Handarbeiten. Diese bestanden meistens in der Verfertigung von Kleidungsstücken und Wäsche für die Armen, oder in Schmuckgegenständen für Kirchen und Altäre, da sie eine Meisterin in feinen Stickereien war. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen," sagte sie oftmals zu ihren Frauen, denn sie hatte nicht, gleich andern vornehmen Damen, die Meinung, daß nur das gemeine Volk für die Arbeit geschaffen worden. Sie wußte, daß jeder Mensch, ohne Ausnahme, dazu bestimmt sei und einst Rechenschaft

ablegen müsse, wie er das kostbare Gut der Zeit angewendet habe. Nach dieser Erkenntniß handelte sie mit allem Eifer, so daß Niemand, der um den Lohn arbeitete, es ihr hierin zuvor thun konnte. Sie arbeitete ja um Gottes Lohn und dafür fand sie keine Beschwerde und Anstrengung zu groß. War es endlich müder Abend geworden und die Stunde angebrochen, wo sich alles zur Ruhe begab, so war auch für Hedwig die Zeit der süßesten Erquickung gekommen. Während alle im Hause der Stärkung des Schlafes genossen, kniete sie vor dem Kruzifixbilde in ihrem Schlafgemach, um in nächtlicher Einsamkeit ihre Seele in Gebet und Betrachtung zu laben. Sie versenkte sich oft so tief in das geistige Schauen der Wunder der göttlichen Liebe, daß die Stunden unvermerkt verflossen und die Morgenröthe schon heraufstieg, bevor sie ihr Lager berührt hatte. Dieses bestand ohnehin nicht etwa in einem weichen Bette mit Kissen und Decken, wie es für sie bereitet war, sondern in einem Thierfelle, das auf dem Boden lag; die Thürschwelle oder ein Schemel dienten ihr zur Stütze des Hauptes während der wenigen Stunden, welche sie dem Schlafe widmete. Unter ihren gewöhnlichen Kleidern trug sie beständig ein härenes Bußhemd und einen eben solchen Gürtel, welche man erst nach ihrem Tode entdeckte. Es widerstrebte ihrem demüthigen Sinn, die Bußwerke, welche sie allein Gott zu Liebe übte, vor den Menschen bekannt werden zu lassen. Wo es immer möglich war, verbarg sie dieselben ängstlich, selbst vor ihrem Gemahl. So z. B. hatte sie die Gewohnheit, selbst im strengsten Winter mit bloßen Füßen in die Kirche zu gehen, wenn es unbeachtet geschehen konnte. Zur Vorsicht jedoch trug sie ihre Schuhe unter dem Mantel mit sich, damit sie, wenn Jemand des Weges käme, der vielleicht daran Aergerniß nähme, die-

selben sogleich anlegen könnte. Einmal traf sie unvermuthet mit dem Herzog zusammen, so daß sie nicht mehr Zeit fand, ihre Fußbedeckung zu nehmen. Was sie nun aus eigener Kraft nicht vermochte, das vollbrachte Derjenige, dem zu Liebe sie mit entblößten Füßen einherging. Sie erschien vor ihrem Gemahl beschuht und entging so der Beschämung und dem Tadel, welchen er ohne Zweifel darüber ausgesprochen hätte. — Je mehr die Heilige gegen ihren Körper hart war, desto sichtbarer wurden die Gnadenwirkungen in ihrem Leben. Unter vielen wunderbaren Ereignissen sollen hier nur einige erzählt werden, welche genugsam beweisen, daß sie von Gott bereits mit der Wundergabe war ausgezeichnet worden. Ein Kämmerer am Hofe, welcher der Fürstin wegen ihres strengen Lebens gram war, gedachte ihr etwas Unangenehmes zu bereiten, indem er sie bei dem Herzog verklagte, daß sie bei Tische keinen Wein, sondern nur Wasser trinke, und setzte bei, daß man sich über ihr häufiges Kränkeln bei einer solchen Lebensweise nicht wundern dürfe. Heinrich wurde wirklich unwillig und überraschte seine Gemahlin, während sie bei Tische saß. Er nahm schnell den Becher, der vor ihr stand, und kostete das Getränke. Es war der beste Wein, den er jemals getrunken zu haben glaubte. Zornig wendete er sich nun zu dem Kämmerer, der ihm, wie er meinte, eine falsche Nachricht hinterbracht hätte und drohte ihm mit einer argen Strafe. Aber die anwesenden Frauen und Diener bezeugten mit einem Eide, daß nur Wasser in den Becher geschenkt worden und so zeigte sich, daß der liebe Gott für seine treue Dienerin ein Wunder gewirkt, damit sie nicht der Unwille des Herzogs treffe. *)

---

*) Das Zeugniß der bei diesem Ereignisse Anwesenden wurde bei dem Heiligsprechungsprozeß der Fürstin für besonders wichtig erachtet.

So oft ein Verbrecher hingerichtet werden sollte, legte Hedwig beim Herzoge Fürsprache ein und hörte nicht auf zu bitten, bis er ihm die Todesstrafe erlassen hatte. Da geschah es einmal, daß ein offener Feind des Herzogs, der ihm schon vielen Schaden zugefügt hatte, aufgegriffen wurde. Die Nacht war schon eingebrochen und man führte ihn deßhalb zuerst in das Gefängniß. Aber am frühesten Morgen sollte er durch den Strang gerichtet werden, so hatte es der Herzog befohlen, welcher dießmal nicht wünschte, daß seine Gemahlin davon Nachricht bekäme und als Vermittlerin auftrete. Mit Tagesanbruch wurde also das Todesurtheil vollzogen. Gegen Mittag kehrte Hedwig von der Kirche zurück und begegnete ihrem Gemahl. Sie schritt auf ihn zu, tadelte ihn wegen seiner Grausamkeit und bat zugleich dringend, ihr den Verurtheilten zu überlassen. Der Herzog war sehr betroffen darüber, daß seine Gemahlin wisse, was geschehen sei, ohne daß sie Nachricht erhalten, und überzeugt, daß der Verbrecher nicht mehr am Leben sein könne, zögerte er mit der Antwort. Endlich sagte er: „Gut, ich schenke ihn Dir, wie die Andern.“ Augenblicklich schickte die Herzogin einen Diener auf den Richtplatz mit dem Befehl, den Strang loszuschneiden und ihr den Gehängten zu bringen. Dieser gehorchte mit einigem Widerstreben, weil er wußte, daß er nur einen Leichnam finden könne. Welches Erstaunen bemächtigte sich aber seiner und aller Derjenigen, welche der Hinrichtung beigewohnt hatten, als sie den Todtgeglaubten wirklich noch am Leben fanden! Er beeilte sich, ihn vor seine Gebieterin zu führen, die ihn mit liebevollen Ermahnungen und Geschenken entließ. Dieses Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf den Herzog und auf das ganze Volk, denn Niemand konnte zweifeln, daß Gott solche augenscheinliche Wunder zur Verherrlichung der heiligen

Fürstin geschehen lasse und auch, um zu zeigen, daß man dem Sünder Zeit zur Besserung lassen solle. Nach einiger Zeit befragte sie Heinrich darüber, wie sie denn gewußt habe, daß er das Todesurtheil an diesem Menschen zu vollziehen befohlen, denn er dachte, es könnte ihr doch heimlich davon Kunde gegeben worden sein. Sie gestand ihm, daß sie im Geiste den ganzen Vorgang gesehen, während sie dem Gebete obgelegen sei und daß sie den lieben Gott gebeten habe, das Leben des Menschen zu erhalten, bis sie Gelegenheit fände, ihren Gemahl um seine Befreiung anzugehen. Die Gabe, künftige, oder an einem andern Orte vorgehende Dinge zu wissen, besaß sie schon in ihren Jugendjahren. Im ersten Winter, welchen sie in Polen zubrachte, blühten zu Weihnachten die Obstbäume, worüber sich Jedermann auf das Höchste verwunderte, weil es eine unerhörte Erscheinung war. Als man ihr einen Blüthenzweig zeigte, sagte sie: „Eine schwere Zeit wird über das Land kommen, Theuerung und Pest werden es heimsuchen.“ Diese Prophezeiung ging nach wenigen Jahren in Erfüllung.

Solche und ähnliche Vorkommnisse verbreiteten sich schnell unter dem Volke; es liebte und verehrte sie als eine Heilige, wendete sich in jeder Noth und Betrübniß zu ihr und erwartete von ihrem Gebete jede Hülfe, die oft menschlicherweise unmöglich schien. Niemals ermüdete die Fürstin in den Werken der Wohlthätigkeit und in der Fürsorge für alle ihre Untergebenen. Nicht die Armen und Kranken allein waren der Gegenstand ihrer mütterlichen Theilnahme, alle Diener ihres Hauses genossen dieselbe in gleichem Maße. War einer von ihnen krank, so pflegte sie ihn mit der größten Sorgfalt, als wäre er ihr eigenes Kind, und brachte nicht selten ganze Nächte an seinem Bette zu. Obwohl sie selbst jeder Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens

entsagte, war sie doch unabläſſig besorgt, daß keinem von ihnen etwas mangle, was ihm zweckdienlich und wünschenswerth sein konnte, damit er ja keine Ursache hätte, traurig oder unzufrieden zu sein. Sie wollte, daß alle mit fröhlichem und dankbarem Herzen gegen Gott ihrem Dienste vorstehen und nicht versucht werden sollten, sich ungerechter Weise etwas anzueignen. Gegen ihre Fehler war sie ungemein schonend und milde, nicht ein zürnendes, hartes Wort kam aus ihrem Munde. Durch die Nachläſſigkeit eines Kämmerers waren einmal drei kostbare silberne Becher verloren gegangen. Der Schuldige kam ganz bestürzt in das Zimmer der Fürstin, klagte sich an und bat um Gnade. Sie erwiederte sanft, ohne jedes Zeichen von Unmuth: „Geh' und suche fleißiger, vielleicht findest du die Gefäße noch, die du durch sorglose Verwahrung verloren hast."

Das Beispiel dieser milden, sanften Herrin wirkte sehr heilsam auf die Untergebenen. Sie wagten es in ihrer Nähe nicht, einander feindselig und unduldsam zu begegnen, zu streiten und zu zanken. Die Furcht, sie zu betrüben, hielt alle Unverträglichkeit ferne und machte das herzogliche Schloß mit seinen vielen Bewohnern zu einer Stätte des Friedens.

Besonders aufmerksam und wohlthätig erwies sich die Fürstin den fremden Priestern, welche in die Städte kamen, wo der Hof sich aufhielt. Sie sorgte für anständige Wohnungen, lud sie zur Tafel, versah sie mit neuen Kleidern, wenn jene, die sie trugen, schon abgenützt waren. Dieß that sie in der Absicht, das Ansehen des geistlichen Standes vor dem Volke zu heben, damit er fruchtbringender wirken und alle seine Pflichten genauer erfüllen könne. Auch diejenigen, welche sich zum Priesterstande vorbereiteten, unterstützte sie mit bedeutenden Mitteln, damit sie, frei von den

Sorgen für die täglichen Bedürfnisse, sich mit desto größerem Eifer den Studien widmen könnten. — Wallfahrern, welche nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel, oder nach Palästina pilgern wollten, gab sie freudigen Herzens das Reisegeld, schloß sich ihnen im Geiste an, da sie so weite Reisen nicht selbst unternehmen konnte, und wollte auf diese Weise an den Verdiensten einer solchen Wallfahrt Theil nehmen. Wo immer die Ehre Gottes und das Wohl der Mitmenschen gefördert werden konnte, reichte sie ihre mildthätige Hand, und, während sie von den Tausenden gesegnet wurde, für welche sie sich öffnete, sammelte sie unvergängliche Schätze für sich selbst.

Das nun ist die heilige Hedwig in ihrem Streben nach Vollkommenheit im Größten wie im Kleinsten, im Umgange mit Gott, in treuester Pflichterfüllung gegen die Ihrigen, in den Werken der Nächstenliebe und Entsagung. Wer fände nicht in diesem Bilde, wenn es auch mit noch so schwachen Strichen gezeichnet ist, alle Merkmale der Heiligkeit ausgeprägt? Kaum ist es zur Hälfte vollendet und schon sehen wir es von dem Gnadenschein der Wunderkraft umflossen, jenes erhabene Vorrecht, welches Gott ausschließlich seinen Erwählten verleiht, damit auch die arme kalte Erde sich an einigen Strahlen der Herrlichkeit sonnen könne, die er ihnen im Himmel bereitet hat.

VIII.

Eine Unglücksbotschaft. — Tod des Herzogs Berthold von Meran, Vater der hl. Hedwig.

Vier Jahre waren verstrichen, seit Bischof Eckbert von Bamberg, bei Gelegenheit der Einweihung des Stiftes

Trebnitz, am herzoglichen Hofe zu Breslau auf Besuch gewesen. Außer dem Zwecke, die Klosterfrauen, um welche seine Schwester ihn für ihre Stiftung gebeten hatte, dahin zu begleiten, hatte er noch einen andern, dessen Erreichung ihm gar sehr am Herzen lag. Er sollte für seinen Freund, den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den Brautwerber machen, welcher sich Prinzessin Gertrud, Hedwigs einzige Tochter, zur künftigen Gemahlin ausersehen hatte. Da Otto unter den deutschen Fürsten in hohem Ansehen stand, die Gunst des Kaisers und den Ruf außerordentlicher Tapferkeit genoß, überdieß seine Wünsche von einem so nahen und hochgeschätzten Verwandten befürwortet wurden, so willigten Heinrich und Hedwig gerne in den Vorschlag des Bischofs, ihre geliebte Tochter dem Pfalzgrafen zu versprechen. Nimmermehr aber würden sie dieß gethan haben, hätte man nicht sorgfältig Otto's schlimme Eigenschaften vor ihnen verschwiegen. Er hatte einen unbändigen, jähzornigen Charakter, der ihn schon mehrmals zu blutigen Thaten hingerissen hatte, ein rauhes, leidenschaftliches Gemüth, weßhalb er auch auf eine wahrhaft grausame Weise gegen seine Unterthanen verfuhr, wenn sie sich irgend ein Vergehen zu Schulden kommen ließen. Es wird von ihm erzählt, er habe, so oft er ausritt, Stricke an seinem Gürtel befestigt getragen, um die Diebe, welche ihm etwa in den Weg kommen würden, und hätten sie auch nur eines Pfennigs Werth gestohlen, selbst an dem nächsten Baum aufzuknüpfen. Kaiser Philipp hatte ihm früher seine eigene Tochter zur Gemahlin versprochen, weil er ihn wegen seiner großen, oft bewiesenen Tapferkeit auszeichnen wollte. Da er aber von seinen wilden Thaten hörte, reute ihn das Versprechen und er nahm es unter dem Vorwande zurück, daß er in einem zu nahen Grade der Verwandtschaft zu ihm stehe.

In Wirklichkeit aber wollte er sein Kind nicht an einen Mann fesseln, der sich vom Zorne dergestalt beherrschen ließ, daß er völlig von Sinnen kam, und in solchem Zustand die empörendsten Thaten verübte. So hatte er erst kürzlich am Hofe des Herzogs Ludwig von Bayern einen der vornehmsten Herren erschlagen, mit welchem er wegen einer ziemlich geringfügigen Sache in Streit gerathen war. Seit diesem Vorgang war er in der guten Meinung, die der Kaiser von ihm gehegt hatte, bedeutend gesunken. Als er sich nun rüstete, nach Schlesien zu reisen, um Brautschau zu halten, und den Kaiser bat, ihm einen Empfehlungsbrief mitzugeben, erfüllte dieser zwar seine Bitte, rühmte in seinem Schreiben Otto's ritterliche Eigenschaften, konnte sich aber nicht enthalten, auch die Rauheit seines Gemüthes zu schildern und den Eltern der Braut abzurathen, ihr Kind einem so jähzornigen Manne zu überlassen. Gertrud war ihm von mütterlicher Seite ziemlich nahe verwandt, und so ist es leicht begreiflich, daß er sich aus Mitleid gegen sie zu diesem Schritte bewogen fühlte. Der Pfalzgraf reiste nun in Begleitung des Bischofes Eckbert und dessen Bruders Heinrich mit noch mehreren andern Rittern in der angenehmen Hoffnung ab, eine liebliche Braut heimzuführen. Prinzessin Gertrud vereinigte auch wirklich alle Vorzüge in sich, die einem edlen, ritterlichen Fürsten für seine Gemahlin wünschenswerth sein konnten. Sie hatte eine schöne, hohe Gestalt, ein überaus anmuthiges Benehmen und einen fein und gründlich gebildeten Geist, der aus allen ihren Reden und Handlungen hervorleuchtete; dabei ein wahrhaft frommes Herz, eine aufrichtige Liebenswürdigkeit und, gewiß als ein Erbe ihrer heiligen Mutter, eine unüberwindliche Sanftmuth und Nachgiebigkeit. Alle diese Eigenschaften, ihre hohe Geburt und die reiche Mitgift, welche

sie erwartete, mochten wohl in manchen edlen Herren ein Gefühl des Neides gegen Otto von Wittelsbach erweckt haben, der diese köstliche Perle besitzen sollte und ihrer so wenig werth war. Dieser zog indessen wohlgemuth seines Weges, als ihn plötzlich die Neugierde ankam, den Inhalt des kaiserlichen Briefes zu kennen, bevor er am Ziel seiner Reise anlangte. Da er selbst nicht lesen konnte, ersuchte er den Bischof Eckbert, es zu thun. Derselbe öffnete das Schreiben und fand darin statt der gehofften Empfehlung Philipps theilnehmende Warnung. Der Pfalzgraf und seine Begleiter geriethen vor Zorn außer sich, schwuren dem Kaiser Rache und kehrten in größter Eile nach Bamberg zurück, wo sich jener eben aufhielt, um sein Kriegsvolk zu versammeln. Da eine drückende Hitze herrschte, hatte er sich, nach der Gewohnheit jener Zeit, eine Ader schlagen lassen und lag während der Nachmittagsstunden des für ihn so verhängnißvollen Tages auf einem Ruhebette in einem der inneren Gemächer seines Palastes. Sein Kanzler, Bischof Konrad von Speier, der Truchseß von Waldburg und ein Kämmerer befanden sich bei ihm. Keiner ahnte die Nähe eines Todfeindes, als Otto von Wittelsbach gemeldet wurde. Man glaubte, er hätte dem Kaiser eine wichtige Meldung zu thun und gestattete ihm unverzüglich den Eintritt. Otto hatte sich auf alle Fälle, und auch auf den vorbereitet, daß man ihn vielleicht hindern würde, bei Philipp während der Ruhezeit einzutreten, und zu diesem Zwecke sechzehn bewaffnete Begleiter mitgebracht. Da er jedoch keinem Widerstand begegnete, ließ er diese in einem Vorsaale zurück und trat, nachdem er durch die geöffnete Thüre den Kaiser in so kleiner Gesellschaft gesehen hatte, in das Gemach, in dem er nach Rittersitte das Schwert zum Gruße schwang. Als Philipp seiner ansichtig wurde, rief er ihm zu: „Lege Dein

Schwert ab, hier bedarf man dessen nicht.“ — „Wohl bedarf man hier dessen, zur Rache für Deine Hinterlist,“ rief Otto mit gewaltiger Stimme und drang mit der gezückten Waffe auf den Kaiser ein. Als der Truchseß von Waldburg dieß sah, stürzte er auf Otto los, erhielt aber einen fürchterlichen Hieb und gleich darauf der Kaiser den Todesstreich. Otto hatte eine Pulsader im Nacken getroffen, so daß sein edles Opfer schnell verblutete und in kaum einer Viertelstunde eine Leiche war. In der äußersten Bestürzung waren der verwundete Truchseß, der Kämmerer und der Kanzler nicht im Stande, den wüthenden Pfalzgrafen aufzuhalten, der durch die Zimmer der Burg und die Treppe hinunterstürmte und auf einem bereitgehaltenen Pferde mit seinen Begleitern von dannen sprengte. Das Ende des unglücklichen Kaisers empörte alle Gemüther in Deutschland. Seine Gemahlin, Irene, erlag in wenigen Monaten dem Gram über diesen traurigen Tod und ließ ihre zwölfjährige Tochter, Beatrix, als Waise unter dem Schutze des Kanzlers und der Reichsfürsten zurück. Diese versammelten sich bald darauf in Frankfurt, um einen neuen Kaiser zu wählen. Da trat Bischof Konrad von Speier, die Prinzessin Beatrix an der Hand führend, in die erlauchte Versammlung. In Trauerkleider gehüllt und mit oft von Thränen unterbrochener Stimme klagte die Kaiserstochter den Pfalzgrafen seiner furchtbaren That an und sprach: „Bleibt ein solcher Frevel ungestraft, so mag weder ein König noch Fürst seines Lebens sicher sein.“ Die fast noch kindliche, aber vom tiefsten Schmerze ergriffene Gestalt machte auf alle Anwesenden einen rührenden Eindruck. Einstimmig erklärten sie den Meuchelmörder und seine Mitschuldigen, also auch Bischof Eckbert und den Grafen Heinrich von Andechs aller ihrer Würden, Lehen, Güter und

Einkünfte für immer verlustig und der Reichsacht verfallen. Otto von Wittelsbach irrte nun ruhelos umher, um sich vor Nachstellungen zu verbergen, bis er von Heinrich von Calatin in einem Schafstall aufgefunden und auf der Stelle niedergehauen wurde. Sein Haupt wurde in die Donau geworfen, sein Leichnam aber lag acht Jahre unbegraben, den Vögeln und Thieren des Waldes preisgegeben. Dieß war das schreckliche, aber gewiß verdiente Loos des Kaisermörders. Bischof Eckbert, der sich von dem Verdachte der Mitschuld nicht reinigen konnte, floh nach Ungarn zu seiner Schwester, der Königin Gertrud, von deren Gemahl er eine Strecke Landes zu seinem Lebensunterhalt bekam. Graf Heinrich flüchtete in's heilige Land, wo er zwanzig Jahre verweilte und während dieser langen Zeit in beständigem Kampfe gegen die Saracenen seine Schuld zu sühnen hoffte. — Herzog Ludwig von Bayern aber zog mit vieleh mächtigen Rittern nach Schloß Andechs, um den Stammsitz der geächteten Herzoge von Meran von Grund aus zu zerstören. Selbst der Kapelle wurde nicht geschont; die dort befindlichen Reliquien hatten Benediktinermönche noch rechtzeitig geflüchtet.

Groß war die Betrübniß am Hofe zu Breslau beim Eintreffen dieser schlimmen Botschaften. Schwer und bang lag die Sorge für ihre geächteten Brüder, der Schmerz um den greisen Vater, welcher dieß Alles noch erleben mußte, auf Hedwigs liebendem Herzen. Wirklich hatten so viel Unglück, Kummer und Schande, die seine Kinder über ihn gebracht, den alten Herzog Berthold schnell dem Rand des Grabes zugeführt. Er konnte die Schmach seines ehemals so ruhmreichen Hauses nicht lange überleben. Waren schon durch seiner Tochter Agnes ärgerliches Leben und klägliches Ende die letzten Jahre des ehrwürdigen

Mannes bitter getrübt worden, so mußte die Mitschuld seiner Söhne an dem Kaisermorde seine ritterliche Heldenseele vollends darniederbeugen. Sein ganzes Leben war dem treuen Dienste der Kirche und des Kaisers geweiht gewesen, er hatte mit Ehre und Auszeichnung den berühmten Namen seines Geschlechtes getragen, sich würdig an die Besten und Edelsten seiner Ahnen gereiht. Und nun war es ihm nicht gegönnt, die müden Augen nach einer langen, thatenreichen Laufbahn ruhig und getrost zu schließen. Sie mußten noch die Brandfackel lodern sehen, welche die Stammburg seines Hauses, die Wohnung seines irdischen Glückes vernichtete. Nach diesem für ihn so schmerzlichen Ereigniß fühlte er die Stunde seiner Auflösung herannahen. Er schickte Boten an seine geliebten Töchter, die Königin Gertrud von Ungarn, die Herzogin Hedwig von Polen und Mathilde, welche im St. Theodorskloster zu Bamberg eingekleidet war, damit sie auf die Kunde seines Todes bereit sein möchten, vielleicht auch, wenn es ihnen möglich wäre, an sein Sterbebett zu eilen. Diese Botschaft mochte nach so traurigen Erlebnissen Bertholds Kindern nicht unerwartet kommen, gewiß aber waren sie davon auf das Schmerzlichste betroffen. Einige Geschichtsschreiber vermuthen, daß die Königin Gertrud und die Herzogin Hedwig beim Tode und Leichenbegängnisse ihres Vaters zugegen gewesen seien. Ein Waffengefährte des Herzogs im heiligen Lande schildert nämlich den Jammer und die Trauer der höchst edlen Frauen bei seinem Hinscheiden folgender Weise: „Ich will vergleichen diese Noth bei des vieledlen Fürsten Tod; ich sah da Jammer, Klage und Ungemach. Der Welt Wonne war vergessen. Die lichte Sonne hätte dabei ihren Schein verlieren mögen, so trauerten die Frauen wohlgethan. Mein eigenes Herz wollte mir vor

Gram zerspringen. — Da nun die Gemahlin des Herzogs und seine Tochter Agnes schon gestorben waren und Mathilde sich im Kloster befand, so könnten nur Hedwig und Gertrud unter jenen trauernden Frauen gemeint sein. Indessen fehlen alle weiteren Nachrichten hierüber und in den vielen und genauen Lebensbeschreibungen der heiligen Fürstin geschieht niemals Erwähnung von einer Reise nach Deutschland. Die Erinnerung an die Heimath erfüllte sie von dem Tode des Herzogs Berthold an nur mehr mit tiefer Wehmuth. Die Eltern im Grabe, die Brüder landesflüchtig, das Vaterhaus zerstört, wie hatte sich das süße Bild vergangener Tage doch so ganz und gar verändert! Einem dunklen Schatten gleich zog das Unglück und die Trauer ihrer Familie durch ihre Seele, denn auch die Heiligen empfinden Lust und Schmerz. Aber er ging vorüber und nun leuchtete wieder hell und klar die Sonne des inneren Friedens, die freudige Ergebung in den göttlichen Willen. Sie erkannte es mit innigem Danke als eine Fügung von Oben, daß ihre Tochter Gertrud vor dem Unglück bewahrt wurde, dem wilden Pfalzgrafen von Wittelsbach angetraut zu werden, und wünschte nun im Stillen, dieselbe möchte sich dem Dienste Gottes widmen und den Schleier nehmen. Das unselige Ereigniß, welches den ersten Plan zu ihrer Vermählung vernichtet hatte, schien ihr ein Fingerzeig zu sein, daß ihre Tochter nicht für den Ehestand und für die Welt, sondern für das klösterliche Leben bestimmt sei. Indessen sprach sie mit ihr noch nicht darüber, sondern erwartete die Erfüllung dieses Wunsches ruhig von der Gnade des Herrn. Auf Gertrud hatte die schreckliche That des Wittelsbachers einen so tiefen und schmerzlichen Eindruck gemacht, daß sie, ohne den Wunsch ihrer Mutter zu kennen, im Herzen gelobte, keinen irdi-

schen Bräutigam mehr anzunehmen, sondern dem Herrn allein angehören zu wollen. Alle Pracht der Welt kam ihr armselig vor gegen das Glück, mit Gott auf das Innigste vereint zu sein; die Ruhe und Abgeschiedenheit einer Klosterzelle schien ihr beneidenswerth im Vergleich zu dem Glanze eines fürstlichen Thrones. Sie säumte auch nicht, ihre Absicht der Mutter zu eröffnen, welche eine so rasche Verwirklichung ihres geheimen Wunsches nicht gehofft hatte. Um so größer war ihre Freude und beide verrichteten ein inniges Dankgebet. Auch Herzog Heinrich gab mit fröhlichem Herzen die Zustimmung zu dem Entschlusse seiner Tochter, ein neuer Beweis für die wahrhaft fromme Gesinnung dieses Fürsten. Er schätzte den Willen Gottes und die Gnade des klösterlichen Berufes viel höher, als den Ruhm und das Ansehen seines Hauses, welches durch eine andere glänzende Verheirathung Gertrudens hätte vermehrt werden können. Aus vollem Herzen gab er ihr seinen väterlichen Segen, als sie sich anschickte, nach Stift Trebnitz überzusiedeln. Sie zählte damals ungefähr zwanzig Jahre. Er benützte diesen Anlaß, sich dem Kloster auf's Neue mildthätig zu erweisen, indem er unter mehreren neuen Schenkungen auch sechs Bienendörfer zur Mitgift der Prinzessin bestimmte. Diese letzteren sollten das Kloster mit Meth, Honig und Wachs für die Kirche versehen, so daß die Nonnen alle Sonn- und Festtage Meth zu trinken und Honig zum Vesperbrod hätten und ein bei Tag und Nacht brennendes Licht vor dem Tabernakel unterhalten könnten.

So ward nach vieler Trübsal der heiligen Fürstin wieder eine große Freude geschenkt. Das Glück, dem sie als zarte Jungfrau hatte entsagen müssen, im Verein mit frommen Seelen Gott ausschließlich zu dienen, war nun ihrer geliebten Tochter beschieden. In den stillen Klostermauern

wußte sie dieselbe vor den rauhen Stürmen wohl geborgen, welchen jene ausgesetzt sind, die in der Welt leben, sie mögen arm oder reich, hoch oder niedrig sein. Dort ruhte sie sicher unter dem Schutze des Herrn.

IX.

Eine feierliche Taufe. — Das Gelübde.

Das heilige Weihnachtsfest des Jahres 1209 war angebrochen. Die Bewohner der Stadt Glogau begingen dießmal die fröhliche, gnadenvolle Zeit der Geburtsfeier des Herrn in besonders freudiger Stimmung, denn auch ihnen war ein neuer Stern aufgegangen, ein Sprößling des geliebten Herrscherhauses ward in ihrer Mitte geboren. Auf dem herzoglichen Schlosse herrschte ein ungewöhnlich reges Leben. Reich und bunt gekleidete Herolde ritten nach allen Richtungen aus, um die hohen Verwandten und die befreundeten Kirchenfürsten zur Tauffeier einzuladen. Bald meldete der Hornruf des Thurmwarts die Ankunft der vornehmen Gäste. Mit einem glänzenden Gefolge von Rittern und Frauen zogen der Herzog Wladislaus von Kalisch und seine Gemahlin Lucia als Pathen des neugeborenen Prinzen in Glogau ein und wurden mit festlichen Fanfaren begrüßt, welche vom Balkon des Schlosses weithin erschallten. Ihnen folgten der Erzbischof Heinrich von Polen, Bischof Arnold von Posen, Bischof Laurentius von Breslau, Bischof Laurentius von Leubus und der Beichtvater der Herzogin Hedwig, Abt Günther von Leubus. Alle wurden von Herzog Heinrich, der von seinen beiden Söhnen, Heinrich und Konrad, vom Reichspalatin und dem sämmtlichen Hofstaate umgeben war, unter dem Burg=

thore empfangen. Die heilige Taufhandlung fand am ersten Weihnachtsfesttage statt und wurde wahrscheinlich von dem Erzbischof Heinrich vollzogen, welcher der vornehmste der anwesenden Bischöfe war. Der Geheimschreiber hielt die Pergamentrolle bereit, um das festliche Ereigniß aufzuzeichnen, und alle Anwesenden setzten als Zeugen ihre Unterschriften mit den Siegeln hinzu. Der Herzog von Kalisch verschrieb als Pathengeschenk der St. Bartholomäuskirche zu Trebnitz zwei Dörfer, welche Schenkung die beiden Brüder des Täuflings ebenfalls mit der Unterschrift ihrer Namen bezeugten. Hierauf folgte ein überaus reiches und glänzendes Mahl, bei welchem alle damals gebräuchlichen Hofceremonien genau beobachtet wurden. Der Truchseß legte die Speisen vor, der Mundschenk füllte die Weinbecher und ein ritterlicher Sänger verherrlichte die Thaten des fürstlichen Geschlechtes in Liedern zum Harfenspiel. Auch die nächsten Tage wurden von der anwesenden Ritterschaft noch festlich begangen. Turniere, Ringelstechen, ein sehr beliebtes Ritterspiel, zu welchem viel Gewandtheit erforderlich war, und große Gelage wechselten miteinander ab, Alles wetteiferte, sich an Pracht und Glanz, an Muth und Geschicklichkeit hervorzuthun. Das schöne, kleidsame Nationalcostüm bot hinreichend Gelegenheit, den Reichthum der hohen Gäste zu zeigen. Die Ritter trugen lange Röcke, welche von kostbaren, meistens mit edlen Steinen besetzten Gürteln zusammengehalten wurden, und über denselben Mäntel von feinen Stoffen ohne Aermel mit Pelz verbrämt, welche oft auch gestickt und bei den Fürsten mit Hermelin gefüttert waren. Bunt oder grellfarbige Strümpfe reichten eng anliegend bis über die Schenkel und die spitzen, stiefelartigen Schuhe wurden an den Knöcheln mit einem Riemen von glänzendem Lederzeug befestigt.

Die Kopfbedeckung, eine ovale Mütze oder ein Hut, war meistens mit einer Agraffe von Diamanten verziert, welche im Sonnenlichte oder bei Kerzenschein wunderbar blitzten und funkelten. Denkt man sich nun die kraftvollen Gestalten der Männer des dreizehnten Jahrhunderts in diese ritterliche Tracht hinein, so wird man es erklärlich finden, daß die Zeitgenossen, denen es gegönnt war, Zeugen solcher Feste zu sein, oft eine uns übertrieben scheinende Beschreibung davon machten. Der Unterschied der Stände war damals außerordentlich groß, in Kleidung, in Sitten und Gewohnheiten. Die Vornehmen trieben Pracht und Luxus auf das Aeußerste, während die niedern Stände in tiefster Armuth und Entbehrung lebten; die einen hielten sich für die Herren der Welt, die andern waren ihre Sklaven. Daher kam es denn auch, daß das Volk, wenn es bei feierlichen Ereignissen einen so glänzenden Augenblick genoß, von all' der Herrlichkeit geblendet, seinem Erstaunen durch die überschwenglichsten Schilderungen Luft machte. — Nicht minder prachtvoll als jene der adeligen Herren war die Erscheinung der Frauen. Ihre Kleidung bestand aus einem langen, faltenreichen Gewande mit engen Aermeln von kostbarem Seiden- oder Sammtstoff und mit einem Futter von lebhafter Farbe, scharlachroth, gelb, blau oder grün. Ueber diesem hing ein Mantel bis zur Fußsohle herab, gewöhnlich aus heller Seide; nur die Fürstinen trugen ihn gestickt und roth gefüttert, oft auch mit feinem Pelz besetzt. Die langen Haare waren in zierlichen Flechten gewunden, mit goldenen Bändern und Nadeln festgehalten und von einem braunen oder safranfarbigen durchsichtigen Schleier bedeckt, der bis zum Boden reichte. Die vornehmsten und reichsten hatten das Haupt mit einem Diadem, die Brust mit goldenen Spangen, in welche Edelsteine ge-

setzt waren, und die Finger mit den kostbarsten Ringen geschmückt. Auch Gürtel und Armbänder funkelten von Juwelen. Die weniger vornehmen trugen statt der Diamanten Perlen. Es wird ausdrücklich in der Geschichte der heiligen Hedwig erwähnt, daß sie nur bei ganz besonderen Gelegenheiten, wenn sie an der Seite ihres Gemahls erscheinen mußte, den Herzogsmantel, Schmuck und farbige Kleider trug. Ihre gewöhnlichen Kleider, auch an Sonn- und Festtagen, waren nur aus grauer Wolle oder Kamelot.

Die Tauffeierlichkeit dieses letztgebornen Prinzen, der den Namen Boleslaus erhalten hatte, ist das einzige Hoffest, von welchem in dem Leben unserer Heiligen etwas ausführlicher die Rede ist, obwohl sie selbst daran nicht theilnehmen konnte.

Während die fürstlichen Gäste sich im Prunksaal des Schlosses bei heiterem Musikklang ergötzten und allerlei Spiele und Kurzweil trieben, ruhte die Herzogin in einem stillen Zimmer auf ihrem Lager und hielt den kleinen Prinzen in ihren Armen. Ein edler, wunderbarer Ernst war über ihre Züge ausgegossen; ihr Auge hing mit dem Ausdrucke unendlicher Liebe und Zärtlichkeit an dem Kinde, das süß und ruhig am Mutterherzen schlummerte. Ihre Seele mußte tief und stark bewegt sein, denn zuweilen erhob sie den Blick auf das an der Wand gegenüber hängende Bild des Erlösers am Kreuze, bittend und flehend, als wolle sie seinen Beistand in einem schweren Kampfe anrufen. Ja, die Heilige kämpfte in diesem Augenblicke einen harten Kampf; es galt, einen hohen, heiligen Entschluß, der in ihrem Herzen wie ein Lilienkeim sich entfaltet und jetzt zur vollen Blüthe entwickelt hatte, zur Ausführung zu bringen. Sie hatte ihrem Gemahl drei Söhne und drei Töchter geschenkt und wollte nun, gewiß auf Antrieb einer

inneren Erleuchtung, die übrigen Jahre ihres Ehestandes wie eine Wittwe, in Entsagung und in der Trennung von ihrem geliebten Heinrich zubringen, um auf diese Weise das letzte und schwerste Opfer auf den Altar ihres himmlischen Bräutigams zu legen, dem sie sich schon in frühester Jugend mit Leib und Seele geschenkt hatte. Wenn man sich der treuen, innigen Zuneigung erinnert, welche beide Gatten von der ersten Stunde ihrer Vereinigung einander bewiesen, des herzlichen Einverständnisses, welches während eines 23jährigen Zusammenlebens niemals getrübt worden, des gegenseitigen, unbedingten Vertrauens, das sie sich geschenkt, so läßt sich gewiß einigermaßen der Begriff von der Größe des Opfers bilden, welches ein solcher Entschluß forderte. Hatte auch Hedwig bereits die hohe Stufe der Vollkommenheit erklommen, und durch beständige Abtödtung ihres Willens es dahin gebracht, daß sie aus Liebe zu Gott das Schwerste vollbringen konnte, wenn es nur sie persönlich betraf, so mußte es ihr doch unendlich wehe thun, von Heinrich ein gleiches Opfer zu verlangen. Es mußte ihr bangen, ob er, den sie unter allen Menschen am meisten liebte und verehrte, sie an ihrem Vorsatze nicht hindern würde. Wohl hatte sie ihm denselben schon früher mitgetheilt, denn sie wußte recht gut, daß die Ausführung desselben ja auch von seinem Willen abhänge und es ist wahrscheinlich, daß er ihr das Versprechen gegeben, sich demselben nicht widersetzen zu wollen. Vielleicht aber dachte sich Heinrich diesen Zeitpunkt noch in weiter Ferne und das war es, was ihr eine große Bangigkeit einflößte. Der Herzog stand in dem schönen, kräftigen Mannesalter von 41, sie selbst im 35. Lebensjahre. Es konnte ihnen noch eine lange Reihe von Jahren beschieden sein; würde er sich jetzt schon von ihr trennen, die süße Gewohnheit des täg-

lichen Umganges entbehren wollen? Gerade deßhalb schien ihr der gegenwärtige Augenblick günstig und geeignet, wenn das Opfer, das sie mit diesem Entschlusse brachten, seinen vollen Werth haben sollte. Daher der Ernst in ihrem Antlitze, die Wehmuth in ihrer Seele, als sie in heißem Gebete auf ihrem einsamen Zimmer zu Gott um Erhörung ihres Wunsches flehte. Nachdem sie den eigenen Kampf längst ausgestritten hatte, blieb es noch ungewiß, ob der Theilnehmer desselben an Muth und Selbstverleugnung ihr ebenbürtig sein, ob er nicht, weniger stark als sie, unterliegen würde.

Als die fremden Gäste das Hoflager verlassen hatten, zögerte die heilige Fürstin nicht länger, ihren Gemahl zu bitten, den gefaßten Entschluß unverzüglich in's Werk zu setzen. Es bedurfte allerdings dringender Vorstellungen, allein die Gnade Gottes senkte sich mächtig in Heinrichs Seele und machte ihn stark und bereit zu dem Werke der Entsagung. Hatte er jederzeit aus Ehrfurcht gegen seine heilige Gemahlin alle Bitten und Wünsche, die sie ihm vortrug, mit Eifer zu erfüllen gesucht, wie hätte er jetzt widerstehen können, da sein eigenes frommes Gemüth ihn die hohe und verdienstvolle Bedeutung ihres Vorhabens so klar erkennen, so tief fühlen ließ? Wie er sie immer als seine Lehrmeisterin in Tugend und Frömmigkeit betrachtet hatte und in Allem ihrem glänzenden Beispiele gefolgt war, so wollte er auch dießmal sich als einen würdigen Schüler der Heiligen zeigen. Er gab alsbald seine Einwilligung, und nun legten sie beide in die Hand des Bischofs Laurentius das feierliche Gelübde ab, bis zu ihrem Tode in freiwilliger Trennung leben zu wollen. Um sich jeder Gefahr zu entziehen, ihrem heiligen Versprechen jemals untreu zu werden, kamen sie überein, ihre Haushaltung gesondert zu

führen. Heinrich sollte, wie bisher, bald in dieser, bald in jener größeren Stadt sein Hoflager aufschlagen, während Hedwig sich nach Trebnitz zurückziehen wollte, um dort, nicht im Kloster selbst, sondern in einem dazu gehörigen Hause, mit einem kleinen, bescheidenen Hofstaate zu wohnen. Sie erhielt vom Herzoge das bedeutende Herrschaftsgut Schavoine mit eigenen Beamten und außerdem ansehnliche Tafelgelder zu ihrem Unterhalte. Er wollte, daß sie, wie bisher, auch fortan die Landesmutter im eigentlichsten Sinne des Wortes bleibe, daß sie die Mittel habe, allen Armen und Bedrängten Trost und Hülfe zu gewähren. Ungemein groß und ehrwürdig steht dieser fromme Fürst vor unsern Augen, ein Held in der Selbstverleugnung, im Ringen nach Vollkommenheit, der würdige Gemahl einer Heiligen! Von dem Tage des Gelübdes an zog er sich eine geraume Zeit von dem öffentlichen Leben zurück, so viel es die Regierungsgeschäfte nur immer gestatteten, ließ sich die Tonsur schneiden, das Sinnbild der Dornenkrone des Herrn, als Zeichen, daß er nunmehr von der Welt abgesondert und von Gott dazu berufen, als Büßer leben wolle, und trug den Bart lang gegen die Gewohnheit seiner Zeit, weßhalb man ihm den Zunamen, Herzog Heinrich der Bärtige, oder Heinrich mit dem Barte, gab.

Das erhabene Beispiel der Entsagung des Fürstenpaares trug köstliche Früchte, indem es besonders auf die Priester, von denen noch immer sehr viele verheirathet waren, obgleich Papst Innocenz III. die strengsten Befehle dagegen hatte ergehen lassen, einen tiefen und beschämenden Eindruck machte und sie mächtig anspornte, die für ihren heiligen Stand nicht geziemenden Bande zu lösen. Der Gedanke liegt sehr nahe, daß der liebe Gott sich des heiligen Fürstenpaares bedienen wollte, um durch ein so glänzendes Beispiel der Entsagung

im Erlaubten wirksamer und nachdrucksvoller zu den Herzen seiner Diener zu sprechen, als durch strenge Verbote, welchen sich nur wenige fügen wollten. Wenn auch Heinrich und Hedwig in ihrem demüthigen Sinn sich kaum der hohen Mission bewußt waren, die sie auf diese Weise erfüllten, so ist es unleugbar, daß mit dem Tage ihres feierlichen Gelübdes der günstige Wendepunkt eingetreten war, wo der polnische und schlesische Klerus sich endlich ermannte, mit Ernst und Eifer der Hirtenstimme des heiligen Vaters zu folgen und sich von Allem loszusagen, was ihn in der Ausübung der priesterlichen Pflichten hindern konnte, in erster Reihe also von dem Stande der Ehe. Es währte nicht lange, so konnte der Erzbischof von Gnesen die erfreulichsten Berichte nach Rom senden über die Herstellung der Zucht und Sitte und des jungfräulichen priesterlichen Wandels. Viele Geschichtschreiber machen der heiligen Fürstin Hedwig den ihnen begründet scheinenden Vorwurf, daß sie durch dieses Gelübde der Enthaltsamkeit einen großen Theil der Schuld an den späteren Verirrungen ihres Gemahls trage. Wäre sie an seiner Seite geblieben, so meinen sie, würde es ihr nicht schwer geworden sein, ihn von jenen Unternehmungen abzuhalten, die den Bannstrahl auf sein Haupt herabzogen. Dieß ist möglich, aber doch nur eine Vermuthung. Gewiß aber ist hingegen, daß Hedwig, indem sie das Gelübde that und auch ihren Gemahl dazu vermochte, einem inneren Zug der Gnade, einer göttlichen Erleuchtung folgte, und daß ihre Entsagung dem Lande einen unberechenbaren Segen brachte. Lassen wir also der Heiligen das Verdienst ihres großen Opfers ungeschmälert und freuen wir uns an dem Glanze des neuen Juwels, den sie damit ihrer leuchtenden Tugendkrone eingefügt hat.

X.

Hedwigs Wirken im Kloster Trebnitz. — Freud' und Leid.

Es war eine einfache, bescheidene, keineswegs fürstliche Wohnung, welche sich die Herzogin in Trebnitz eingerichtet hatte. Mit einer kleinen Dienerschaft lebte sie dort zurückgezogen, fast wie eine Nonne, nur dem Dienste Gottes, dem Heile ihrer Seele und dem Wohle ihrer Unterthanen. Die Sorge für die letzteren namentlich betrachtete sie als Landesmutter für eine ihrer ersten und wichtigsten Pflichten und hielt sich, obwohl sie allem Glanz des Herrscherlebens entsagt hatte, dennoch derselben nicht entbunden. Sie beobachtete eine strenge, regelmäßige Lebensordnung, von der sie nur in den seltensten Fällen abwich. Die Uebungen der Andacht und Gottseligkeit wechselten nur mit den Werken der Barmherzigkeit, und für diese bot ihr Kloster Trebnitz ein reiches Feld. Daselbst fanden nämlich nicht nur Jungfrauen Aufnahme, welche das klösterliche Gelübde ablegen wollten, sondern auch solche, welche ihre Jugendzeit möglichst fern von den Gefahren der Welt zubringen und sich an Leib und Seele rein erhalten wollten, um in reiferem Alter und in gottgefälligem Zustande den Beruf anzutreten, welcher ihnen von der göttlichen Vorsehung angewiesen wurde. Junge, talentvolle Mädchen aus wohlhabenden, wie aus ärmeren Häusern, die nach Kenntnissen und Geistesbildung strebten, fanden im Stift Trebnitz willkommene Aufnahme, Unterricht und Erziehung. Ebenso bot es unbemittelten Wittwen, welche ihren ehrwürdigen Stand unverletzt bewahren wollten, eine freundliche Freistätte. Mit diesen nun beschäftigte sich die heilige Fürstin vorzüglich gerne, leitete sie zu einem frommen, demüthigen Leben an

und leuchtete ihnen mit dem erhabensten Beispiel voran. Ihr liebevolles Herz empfand die süßeste Freude, wenn sie sah, wie diese Frauen sich in dem stillen Kloster bald heimisch und zufrieden fühlten und im Umgange mit Gott, den manche aus ihnen früher vielleicht nur nachlässig gepflogen hatten, den reichlichsten Ersatz für das verlorene Erdenglück fanden.

Außer den bis jetzt Genannten hatte aber Stift Trebnitz in jüngster Zeit noch einen Zuwachs von Bewohnerinen erhalten, welche sich der ganz besonderen Liebe und Aufmerksamkeit der Heiligen erfreuten, und für die ihr keine Beschwerde, kein Opfer zu groß schien. Es waren dieß junge Mädchen aus Preußen, von heidnischer Abkunft, für welche sie dem Bischof Christian von Preußen die Aufnahme in das Kloster Trebnitz und ihre mütterliche Fürsorge angeboten hatte. Nachdem sie bei der heiligen Taufe die Stelle einer Pathin an ihnen vertreten, übernahm sie selbst ihren Unterricht und ihre Erziehung, was, in Anbetracht der Unwissenheit und Verwahrlosung dieser armen Geschöpfe, gewiß keine leichte Arbeit war. Doch wo hätte es für die heilige Frau eine Schwierigkeit gegeben, die sie aus Liebe zu Gott nicht zu überwinden bereit und stark genug gewesen wäre? Mit allem Eifer, mit allen Kräften arbeitete sie unermüdlich an dieser großen Aufgabe und erfuhr dabei so recht augenscheinlich die Wahrheit der Worte des Apostels: „Ich vermag Alles in Dem, Der mich stärkt."

Der Erfolg ihres Bemühens war ein herrlicher, keines der Mädchen widerstrebte der empfangenen Gnade, alle nahmen sie dankbar auf und zeigten sich ihrer würdig. Eines aus ihnen, Katharina mit Namen, lohnte die mütterliche Thätigkeit der Fürstin vor allen Andern durch innige Hingebung an ihre Leitung, durch die Treue in Befolgung

ihrer guten Lehren und durch die raschen Fortschritte, welche sie in allen Unterrichtsgegenständen machte. In späteren Jahren würdigte Hedwig sie ihres vollen Vertrauens und vermählte sie mit ihrem frommen Haushofmeister, dem Herrn von Schavoine. Katharina blieb daher in der nächsten Umgebung ihrer fürstlichen Wohlthäterin bis zu deren Tode.

So flossen die Tage der Heiligen im Dienste Gottes und der Mitmenschen dahin. Kein Morgen kam, der sie nicht bei ihrem ersten und liebsten Geschäfte fand, bei Gebet, Betrachtung und Sammlung des Gemüthes. Kein Abend erschien, an welchem sie sich auch nur den leisesten Vorwurf einer Versäumniß oder Nachlässigkeit hätte machen können. Oft war sie von der Anstrengung des Tages ganz erschöpft; dennoch fürchtete sie noch immer, zu wenig für den Himmel gearbeitet zu haben. Diese heilsame Furcht ist aber nach dem Ausspruch eines großen Kirchenvaters das sicherste Merkmal eines heiligen Lebens und gestattet einen Schluß auf die hohe Stufe der Vollkommenheit, welche Hedwig bereits erstiegen hatte.

Um diese Zeit empfing die Herzogin öfters sehr tröstliche Botschaften aus dem fernen Ungarn über das wunderbare Kind, mit welchem ihre Schwester, die Königin Gertrude, gesegnet worden war. Aus den Berichten, welche ihr die Letztere sandte, erkannte sie sogleich, daß die kleine Elisabeth von Gott ganz besonders begnadigt sei, und sie freute sich im Innersten ihres Herzens über das kostbare Geschenk des Himmels, das ihrer geliebten, vielgeprüften Schwester zu Theil geworden war. Großen Trost empfand sie auch bei der Nachricht, daß die junge Prinzessin am Hofe des Landgrafen von Thüringen erzogen und mit dessen Sohn, der die herrlichsten Anlagen zu allem Guten zeigte,

verlobt werden sollte. Das Thüring'sche Fürstengeschlecht war das frömmste und edelste, der Hof des Landgrafen der berühmteste und gesuchteste seiner Zeit. Dort wurden Tugend, feine Rittersitte, Künste und Wissenschaften mit aller Sorgfalt gepflegt; dort war der gedeihlichste Boden, um eine so wunderbar edle Pflanze, wie das königliche Kind von Ungarn, zur vollen Blüthe zu *reifen*.

Bald aber mischte sich in die reine, *heilige Freude Hedwigs* über ihre gottbegnadigte Nichte wieder ein bitterer Schmerz bei dem Eintreffen der Kunde von dem gewaltsamen Tode der Königin Gertrud. Diese fromme Fürstin, welche während der oftmaligen Abwesenheit ihres Gemahls mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung leitete, hatte sich viele ihrer adeligen Unterthanen zu Feinden gemacht, weil sie mit Strenge gegen die Grausamkeiten einschritt, welche diese sich gegen das Volk erlaubten. Sie zettelten eine Verschwörung gegen sie an und benützten die Abwesenheit des Königs Andreas, um sie meuchlings zu überfallen und zu ermorden. Hedwigs Herz blutete bei der Nachricht über das traurige, unvorhergesehene Ende ihrer heißgeliebten Schwester. Tag und Nacht flehte sie um Barmherzigkeit für die so plötzlich aus diesem Leben geschiedene Seele, daß sie bald der Anschauung Gottes theilhaftig werden möge. Sie wurde erhört. Bald war sie in ihrem Innern beruhigt, sie wußte, daß Gertrud in die himmlische Heimath eingegangen war.

Kaum hatte die Fürstin die Thränen getrocknet, welche sie um den Hingang ihrer Schwester geweint, als eine neue, für ihr zärtliches Mutterherz vielleicht die schwerste Prüfung ihres Lebens kam. Sehr oft will die göttliche Vorsehung gerade ihre Auserwählten mit Leiden und Betrübnissen aller Art heimsuchen. Die besten und heiligsten

Menschen genießen in dieser Welt in der Regel nur wenige frohe Stunden, denn erst in Schmerz und Trübsal zeigt sich die vollendete Tugend in ihrem hellsten Glanze.

Schon seit geraumer Zeit hatte Hedwig unter ihrem Volke Parteien entstehen sehen, eine Thatsache, die sie mit Bangen erfüllte. Die schon früher vorhandene Kluft zwischen den eingewanderten Deutschen und den Polen vergrößerte sich zusehends und die Erbitterung zwischen beiden Stämmen machte sich immer häufiger und immer kräftiger Luft. Die Deutschen sind hier keineswegs von aller Schuld freizusprechen, denn sie verübten mancherlei Gewaltthätigkeiten und behandelten die Polen im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit an Bildung und Gesittung oft auf eine übermüthige Weise. Letztere hingegen blickten eifersüchtig auf die denselben eingeräumten Vortheile und würdigten den Nutzen nicht, den die Eingewanderten ihrem Lande gebracht hatten. Von dieser seit Jahren anhaltenden Gährung stand ein gefährlicher Ausbruch zu erwarten, wenn es nicht gelingen sollte, die gereizten Gemüther zu besänftigen. Die größte Besorgniß aber flößte der heiligen Fürstin die Wahrnehmung ein, daß selbst ihre Söhne diesen Geist der Zwietracht unter sich nährten und einander feindselig gegenüberstanden. Heinrich der Aeltere hatte eine große Vorliebe für die Deutschen und zeigte dieselbe bei jeder Gelegenheit. Konrad hingegen war mehr für die Polen eingenommen und der mächtige Mittelpunkt, die kräftigste Stütze dieser Partei geworden. Wäre nun schon die verschiedene Gesinnung der Brüder hinreichend gewesen, sie zu entzweien, so kam auch noch eine andere Ursache hinzu, die den vollständigen Bruch beider Fürstensöhne schnell herbeiführte. Herzog Heinrich der Vater hatte sich nach dem Gelübde, das er mit seiner Gemahlin gethan, fast ganz von den

Regierungsgeschäften zurückgezogen. Seine beiden Söhne waren erwachsen, und so glaubte er die Sorge für das Land um so eher Heinrich überlassen zu können, als derselbe schon frühzeitig daran Theil genommen und bereits schöne Proben von Klugheit, edler Gesinnung und Herrschergabe abgelegt hatte. Darüber war aber Konrad, der von rauhem Gemüthe, leidenschaftlich und nicht so edlen Sinnes war, wie sein Bruder, wenig zufrieden. Neid und Eifersucht erwachten in seinem Herzen und er machte daraus kein Hehl. Als der Vater dieß bemerkte, wollte er durch eine Theilung des Landes den aufgebrachten Konrad, den er besonders liebte, besänftigen und da eben sein jüngster Sohn, Boleslaus, gestorben war, so schien ihm der Zeitpunkt auch hiefür ganz geeignet. Er gab also dem Prinzen Konrad das Land Lebus und die Lausitz, während Heinrich Breslau, Mittel- und Niederschlesien erhielt. Die letzteren Landestheile waren allerdings bedeutender und werthvoller, denn sie waren an Kultur und Wohlstand merklich weiter vorgeschritten. Der Herzog wollte sie aber hauptsächlich deßhalb dem älteren Sohne geben, weil dieser viel mehr geeigenschaftet war, die dort begonnenen neuen Einrichtungen zu erhalten und zu vervollkommnen und großen Eifer dafür zeigte, indeß Konrad an den alten polnischen Gewohnheiten und Gesetzen hing, so barbarisch sie auch sein mochten. Diese Theilung hatte aber nicht den vom Vater beabsichtigten Erfolg. Konrad sah sich vielmehr nur in seinem Erbe verkürzt und ward darum gegen den Bruder noch mehr erbittert. Dazu thaten seine Freunde, die Polen, ihr Möglichstes, um ihn zu einem Kriege mit Heinrich zu bereden; sie sammelten sich in großen Schaaren und schürten fortwährend die Flamme des Hasses, bis sie endlich hell aufloderte und alle Mittel, sie zu ersticken, die Ermahnun-

gen des tiefbekümmerten Vaters und die Bitten und Vorstellungen der heiligen Mutter vergebens erschöpft waren. Es war Heinrich nicht unbekannt geblieben, daß sich sein Bruder zum Kampfe gegen ihn rüstete; es blieb ihm daher nichts übrig, als gleichfalls Vorkehrungen zu treffen, um einem Angriffe begegnen zu können. So große Achtung und Liebe er für seine Eltern hegte, so sehnlich er wünschte, das entsetzliche Schauspiel eines Bruderkrieges von ihren Augen abzuwenden, und, so sehr ihn auch das arme Volk jammerte, welches darunter furchtbar zu leiden haben würde, konnte er sich dennoch nicht entschließen, das ihm vom Vater bestimmte Erbe an den Bruder abzutreten, wodurch vielleicht für den Augenblick der Friede hergestellt worden wäre. Eine solche Nachgiebigkeit hätte aber nach den damaligen Begriffen als schmähliche Feigheit gegolten, wozu ein so tapferer ritterlicher Prinz, wie Heinrich es war, sich nimmermehr verstanden hätte. Auch mochte er wohl vorhersehen, daß der unruhige Konrad von den Polen immer neuerdings gegen ihn aufgestachelt würde, und da er nun einmal so feindselig gegen ihn gesinnt war, der Friede wohl niemals von langer Dauer sein könnte. Er bot also die deutsche Ritterschaft auf und stellte sich an die Spitze eines Heeres, dem das feindliche an Zahl weit überlegen war. Dennoch rückte er im Vertrauen auf sein gutes Recht und auf die vielgerühmte Tapferkeit der Deutschen dem heranziehenden Bruder entgegen, bis sie in der Nähe von Goldberg, zwischen den Dörfern Steudnitz und Rothkirch, zusammentrafen. Es war dieselbe Gegend, welche seit sechshundert Jahren für die blutigsten Kämpfe zum Schlachtfelde gedient hatte.

Inzwischen flüchteten die herzoglichen Eltern nach festen Schlössern, denn sie wären kaum mehr ihres Lebens sicher

gewesen, im Falle die Polen den Sieg gewonnen hätten. Heinrich war nach Glogau, Hedwig nach der Veste Nimptsch geeilt, welche beiden Burgen ziemlich entfernt von dem Kriegsschauplatze lagen und im Nothfalle sich vertheidigen ließen. Von dort aus erwarteten sie bekümmert den Ausgang des unseligen Kampfes, wer auch siegen oder unterliegen mochte; sie zitterten für beide Söhne, denn so viel stand sicher, daß der Sieger mit dem Besiegten nicht eben gelind verfahren würde. Besonders aber war von Konrad Alles zu fürchten, wenn Heinrich unterliegen sollte. Das mütterliche Herz der Heiligen litt in diesen Tagen namenlose Pein. Mußte sie doch ihre beiden Söhne, die sie mit gleicher Liebe und Sorgfalt erzogen und stets als theuere Unterpfänder des göttlichen Segens betrachtet hatte, sich als Todfeinde gegenüber stehen sehen! Sie zückten das Schwert gegen einander, sie, welche durch die Bande des Blutes so enge verbunden, in brüderlicher Eintracht leben sollten! Wie leicht war es möglich, daß in der Hitze des Kampfes der Bruder den Todesstreich aus der Hand des Bruders empfing und so das Geschlecht der Piasten neuerdings mit dem Kainszeichen gebrandmarkt wurde! Diese schreckliche Möglichkeit würde an sich jedem Mutterherzen den tiefsten Kummer bereitet haben. Hedwig aber, dieser heiligen Mutter, kam noch als die größte Bitterkeit der Gedanke dazu, welche unsägliche Beleidigung Gottes in diesem Bruderkriege liege; es schmerzte sie auf das Tiefste, daß sie dieselbe nicht verhindern konnte. Sie sah voraus, daß den Schuldigen eine fürchterliche Strafe treffen werde, und dieser Schuldige war ihr Sohn, den sie so oft und inbrünstig der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn empfohlen hatte. So viele Ursache er immer zur Betrübniß schon gegeben haben mochte, sie hatte der Hoffnung nicht

entsagt, ihn eines Tages gebessert und auf den rechten Weg zurückgeführt zu sehen. Jetzt begann diese Hoffnung zu schwinden, da er sich so weit vergessen konnte, gegen den eigenen Bruder das Schwert zu ziehen. Dieß war der Schmerz, der ihre sonst so starke Seele niederbeugte; Thränen und Gebet brachten ihr nicht wie in den früheren herben Prüfungen Trost und Erleichterung, denn der göttliche Meister wollte nun seine getreue Schülerin den bittersten Tropfen des Leidenskelches kosten lassen, damit sie ihm auch hierin ähnlich werde. Sie fühlte eine große Verlassenheit in ihrem Herzen, als ob der liebe Gott ihren flehentlichen Bitten um einen guten Ausgang des Kampfes kein Gehör schenken wolle. Dennoch hörte sie nicht auf zu beten; je trostloser ihr zu Muthe war, desto inniger bestürmte sie den Herrn, desto heißer flossen ihre Thränen. Denn auch diese Last des Kummers vermochte nicht ihre Seele von Dem abzuwenden, der ihr die große Betrübniß gesendet hatte.

Heinrich kämpfte an der Spitze der deutschen Ritterschaft wie ein Löwe, so daß diese von dem Beispiele seiner Tapferkeit angefeuert, trotz der großen Ueberlegenheit des polnischen Heeres, dasselbe wüthend angriff und nach kurzer Gegenwehr in die Flucht schlug. Konrad eilte in größter Hast nach Glogau zum Vater, der denn auch dem Besiegten sein Schloß öffnete, das ihm eine sichere Zuflucht bot. Von dem edelgesinnten Heinrich war nicht zu befürchten, daß er den Bruder selbst noch unter dem Dache seines Vaters verfolgen werde. Außer der Gewährung des Asyls konnte dieser jedoch für den ungerathenen Sohn, der seine Vorstellungen nicht hatte hören wollen, nichts thun. Doch bald ereilte ihn das göttliche Strafgericht. Um seinen Unmuth über die erlittene Niederlage etwas zu zerstreuen,

ritt Konrad einige Tage nach seiner Ankunft in Glogau auf die Jagd in den beuthrischen Wald. In der Nähe von Tarnau stürzte er vom Pferde, brach das Genick und wurde als Leiche dem unglücklichen Vater in das Schloß zurückgebracht. Tief erschüttert stand der Herzog vor der entseelten Hülle, die Hand Gottes erkennend, welche den Unglücklichen so schnell zur Rechenschaft gefordert hatte. Noch war die Wunde nicht vernarbt, welche der Tod des jüngsten Sohnes Boleslaus dem väterlichen Herzen geschlagen hatte, als es eine noch weit schmerzlichere empfing; denn jener war als unschuldiges Kind aus diesem Leben geschieden, während Konrad eine schwere Schuld mit in die Ewigkeit nahm. Er hatte diesen Sohn so sehr geliebt; sein wilder, kriegerischer Muth, sein unbändiger Sinn und leidenschaftlicher Charakter flößten ihm zwar bisweilen Besorgniß ein, dagegen war er stolz auf das ritterliche Wesen des Prinzen und hoffte von seiner Tapferkeit noch große, ruhmreiche Thaten zu erleben. Wie ganz und gar war diese schöne Vaterhoffnung vernichtet worden! Der kühne, kampfbegierige Konrad ward von dem viel sanfteren Heinrich besiegt und sammt seinen Heermassen zur schmählichen Flucht gezwungen, von einem jähen Tode getroffen, für immer allen irdischen Thaten entrückt. Dem gebeugten Vater schien es, als ob mit diesem Sohne ein Theil des eigenen Lebens zu Grabe getragen würde; die hohe Gestalt war fast gebrochen, schwere Thränen benetzten den langen Bart des Herzogs. — Er traf Anstalt, daß Konrads Leichnam nach Trebnitz gebracht und dort in der fürstlichen Gruft bestattet werde. Gertrude vernahm mit Schrecken und Schmerz die Kunde von dem traurigen Ereigniß. Sie hatte den Bruder zärtlich geliebt und empfing, ganz in Thränen aufgelöst, seinen Leichnam am Eingang des Klo=

sters. Nachdem sie sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, war es ihre nächste Sorge, die Mutter, welche die Todesnachricht schwerlich schon erhalten haben konnte, auf eine schonende Weise darauf vorzubereiten. Sie schickte ihr einen Boten und ließ ihr sagen, Bruder Konrad sei verwundet und liege schwer krank darnieder. Sie möge eilends kommen, um ihn noch einmal zu sehen. Als die Fürstin diese Botschaft hörte, sprach sie mit großem Ernste aber ruhig und gefaßt: „Warum sagt ihr mir nicht die Wahrheit? Mein Sohn liegt nicht krank, sondern ich soll zu seinem Begräbnisse kommen. Ich habe seinen Untergang voraus= gesehen, und daß durch seine Wildheit viel unschuldiges Blut würde vergossen werden." *) Ungesäumt rüstete sie sich zur Reise nach Trebnitz, woselbst sie dem Leichenbe= gängnisse in tiefer Trauer beiwohnte und unter Strömen von Thränen die Seele des Dahingeschiedenen der Barm= herzigkeit Gottes empfahl. Hierauf sprach sie tröstliche Worte zu Herzog Heinrich und Gertrude, deren heftiger Schmerz noch immer nicht ausgetobt hatte. Diese waren ein lindernder Balsam für die gramerfüllten Herzen, denn die Heilige wies sie vorzüglich auf das Erbarmen des Herrn hin, das oft noch im letzten Augenblicke die Seele des Sün= ders rettet. Erleichtert schied jetzt der Herzog von der Gruft Konrads; in ihm dämmerte die Hoffnung, daß die Thränen und Gebete der heiligen Mutter ihm die Gnade erwirkt haben möchten, nicht ohne einen reuigen Gedanken aus dem Leben geschieden zu sein. Nach seiner Abreise nahm die Fürstin sogleich wieder ihre gewohnten Beschäf= tigungen auf. In Arbeit und Anstrengung suchte sie Er=

---

*) Konrad erhielt in der Geschichte wirklich den Beinamen der Wilde.

holung von dem schweren Schlage, der ihr liebendes Mutterherz getroffen hatte. Sie ward wieder die unermüdliche Lehrerin und Erzieherin wie ehedem und unterbrach diese Thätigkeit nur dann auf kurze Zeit, wenn die frommen Pläne, welche sie zu verschiedenen kirchlichen und wohlthätigen Zwecken entwarf, sie an den Ort riefen, den sie zu ihrer Ausführung bestimmt hatte. Sie glaubte jetzt der Zukunft des Landes ruhiger entgegen blicken zu können, da die polnische Partei eine so große Niederlage erlitten und überdieß ihr Haupt verloren hatte. Leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht; nur kamen die neuen Sorgen und Kümmernisse von einer Seite, wo sie sich deren am wenigsten versah. Ehe wir indessen in der Leidensgeschichte der Fürstin fortfahren, dürfte es angezeigt erscheinen, zuvor einen Blick auf die großartigen Werke zu werfen, welche von ihr und ihrem Gemahl in's Leben gerufen wurden, deren mehrere zu dieser Zeit schon vollendet, einige noch in Ausführung begriffen, und andere erst im Plane festgestellt waren.

XI.

Kirchenbauten und wohlthätige Stiftungen der hl. Hedwig und ihres Gemahls Heinrich.

Die Stadt Bunzlau, welche öfters von Brandunglück heimgesucht wurde, erfreute sich schon ihm Jahre 1205, also zwei Jahre nach Entstehung des Stiftes Trebnitz, eines hohen Beweises von Hedwigs landesmütterlicher Huld und Fürsorge. Sie ließ daselbst eine schöne Kirche erbauen, welche Unserer lieben Frau gewidmet wurde, da die alte Pfarrkirche, wie einige Nachrichten lauten, von den Flammen arg beschädigt worden war. Drei Jahre später ließ

sie in Goldberg, das in geringer Entfernung von dem herzoglichen Sommersitz Röchlitz gelegen war, den Bau eines Franziskanerklosters beginnen, neben welchem sie eine Schule errichtete. Dadurch erwies sie den Bewohnern der Stadt und Umgegend eine unschätzbare Wohlthat, welche diese aber auch wohl zu würdigen wußten, und wofür sie sich bei jeder Gelegenheit dankbar bezeigten. Sie ließ für das Kloster Minoritenbrüder aus Italien kommen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr Bruder, der Patriarch von Aquileja, ihr dieselben zusandte, da er ein besonderer Freund dieses Ordens war und zu dem Prior des Klosters in Görz, dem heiligen Antonius von Padua, in sehr intimen Beziehungen stand.

Während ihres Aufenthaltes in der Feste Nimptsch legte sie dort den Grundstein zu einer Kirche und begabte sie fürstlich, während sie um dieselbe Zeit auf dem Berge vor Herrnstadt eine solche zu bauen begann, die dem heiligen Apostel Andreas geweiht wurde. Man wunderte sich oft über die vielen und großen Unternehmungen, die von der Fürstin gleichzeitig begonnen und gefördert wurden und ihre Vertrauten erlaubten sich zuweilen die Frage, auf welche Weise sie denn die Mittel aufzutreiben gedenke, um diesen oder jenen Bau vollenden zu lassen. Da antwortete sie dann gewöhnlich mit heiterer Miene: „Ich hoffe zuversichtlich, daß der göttliche Baumeister, der die Welt geschaffen hat, und mein lieber und treuer Gemahl Heinrich mich nicht zu Schanden machen wollen, daß ich etwas nicht fertig brächte, was ich in guter Absicht und zu ihren Ehren begonnen habe. Bekümmert euch daher nicht zu viel um mein Thun, mit Gottes Hülfe wird alles gut zu Stande kommen."

Eine Angelegenheit, welche die Aermsten aller Armen

zum Gegenstande hatte, beschäftigte die heilige Fürstin mehrere Jahre, bis sie endlich nach ihrem Wunsche zu Stande kam. Seit dem Beginn der Kreuzzüge hatte sich die Krankheit des Aussatzes ungemein verbreitet. Obwohl die damit Behafteten in jener Zeit noch nicht von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen wurden, wie dieß später geschah, sondern, eingedenk der Theilnahme des Heilandes und seiner Wunder, die er an solchen Kranken verrichtete, mit Schonung und Mitleid behandelt wurden, so wuchs doch die Zahl derselben so an, daß manche aus Mangel an Pflege elend zu Grunde gingen. Es gab damals in Polen und Schlesien noch sehr wenige Spitäler und Krankenhäuser, in welchen diese hülflosen, verlassenen Menschen hätten Aufnahme und Pflege finden können; nicht einmal die Herzogsstadt Breslau, obwohl dieselbe doch stark bevölkert war, hatte bis jetzt ein solches besessen. Wohl war die christliche Nächstenliebe in jenen Tagen um Gotteswillen zu Allem bereit und viel opferwilliger, als zu unserer Zeit, wo Selbstsucht und Lieblosigkeit die ganze menschliche Gesellschaft, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, zu beherrschen scheinen. Jeder hielt es für Pflicht, sich des Andern anzunehmen, wenn er der Hülfe bedürftig war, und es wurde nicht viel gefragt und überlegt, ob man dabei nicht zu Schaden käme. Die Vornehmsten, wie die einfachen Bürger und Arbeiter beeiferten sich, den Kranken beizustehen und das Beispiel der heiligen Fürstin, welche stets die ekelhaftesten Kranken aufsuchte, ihre übelriechenden Wunden selbst reinigte, ja sich sogar so weit überwand, daß sie ihnen den Eiter aus denselben sog, leuchtete dem ganzen Volke vor und zog es mächtig zur Nachahmung an. Dennoch konnte sich Hedwig nicht verhehlen, daß das Bedürfniß nach einem Hospital für Kranke und fremde Pilger,

deren viele den Aussatz von dem heiligen Lande mitbrachten, täglich größer werde, und es war nunmehr ihr sehnlichster Wunsch, dieses Werk der Barmherzigkeit in kürzester Zeit auszuführen. Einen bereitwilligen Förderer desselben fand sie in dem Augustiner=Abt Witoslaus, der sich erbot, mit seinen Chorherren die Aufsicht über das zu errichtende Hospital zu führen, und den Brüdern seines Klosters die Pflege der Kranken und Pilger zu übergeben. Selbstverständlich blieb Herzog Heinrich bei dem wohlthätigen Unternehmen nicht unbetheiligt. Er schenkte ein ansehnliches Grundstück zwischen der Oder und Ohle zum Bau einer Kirche und eines Hauses und zur Anlage eines großen Gartens. Bald stand das Hospital zum heiligen Geiste, wie es genannt wurde, vollendet da und wurde von Adeligen und wohlhabenden Bürgern reichlich beschenkt. Kurze Zeit darauf entstanden noch zwei andere Krankenhäuser, wovon eines ausschließlich zur Aufnahme der am Aussatze Leidenden bestimmt und deßhalb Lazarusspital genannt wurde. Das andere, am Nikolaithor gelegen, erhielt den Namen St. Barbarahospital. Im letzteren richtete man Badestuben für die Armen ein, welche an bestimmten Tagen unentgeltlich geöffnet wurden; sie erhielten dort auch Wein und Speck, als wirksamstes Mittel gegen den Aussatz, und konnten sich schröpfen und die Ader schlagen lassen, wenn sie es für nothwendig hielten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch diese beiden milden Anstalten ihr Entstehen zunächst der Freigebigkeit des edlen Fürstenpaares verdankten und jedenfalls auf ihre Anregung in's Leben gerufen wurden. Gewiß ist, daß sie dieselben fortwährend mit reichen Gaben unterstützten und die Kranken häufig mit Besuchen erfreuten. Da nun diesem dringenden Bedürfnisse abgeholfen war, begab sich Hedwig nach ihrer geliebten

Burg Lähnhaus im Boberthal, um dort ebenfalls einen langgehegten Plan zu verwirklichen. Ihr Gemahl hatte kurz zuvor am Fuße des Lähnberges das Städtchen Birkenau gegründet. Hier wollte sie zu Ehren des hl. Nikolaus eine Kirche erbauen, damit die Einwohner nicht nöthig hätten, mehrere Meilen zu gehen, um dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen. Im Jahre 1215 legte sie den Grundstein und im nächstfolgenden Jahre war der Bau so weit vollendet, daß er für alle kirchlichen Verrichtungen benützt werden konnte.

Während ihres dießmaligen Aufenthaltes in Lähnhaus sollte ein Lieblingswunsch der Heiligen in Erfüllung gehen. Sie hatte sich oft mit dem Gedanken beschäftigt, auch in Schlesien ein Frauenkloster jenes Ordens zu errichten, dem sie selbst ihre Erziehung verdankte und für welches sie zeitlebens eine innige Liebe und Verehrung im Herzen trug. Da jedoch kurz vor ihrer Vermählung mit Herzog Heinrich die beiden Benediktinerklöster des Landes wegen des ärgerlichen Lebenswandels der Mönche geschlossen, diese ausgewiesen und statt ihrer Prämonstratenser und Augustiner berufen worden waren, so mochte sie hierin ein Hinderniß für die Erfüllung ihres Wunsches gesehen haben. Nun fügte es der liebe Gott, daß eine andere, ihr gleichgesinnte Seele denselben Gedanken faßte und voll Eifer die Hand anlegte, ihn auszuführen.

Die Fürstin saß in ihrem stillen Erkerzimmer auf Schloß Lähnhaus. Ihre Blicke flogen hinunter in das schöne Thal, wo die Arbeitsleute rasch und emsig das fromme Werk förderten, welches sie ihnen aufgetragen hatte; dann schweiften sie wieder hinaus in die weite Ferne, als suchten sie einen Ort für die Verwirklichung eines tief in der Seele ruhenden, noch nicht ganz gereiften Planes, der alle ihre Sinne

und Geisteskräfte in Anspruch nahm. Da ertönte plötzlich das Horn des Thurmwarts und kündigte Besuch an. Alsbald wurde die Freifrau Jutta von Liebenthal gemeldet, und heiteren Antlitzes erhob sich Hedwig, die geliebte Freundin zu empfangen. Diese erzählte ihr, daß sie entschlossen sei, unweit ihrer Burg Greifenstein in einem Walde ein Frauenkloster zu errichten, für welches sie Jungfrauen aus dem Benediktinerorden berufen wolle, um ihnen die Erziehung und den Unterricht der weiblichen Jugend zu übertragen. Die Augen der Fürstin erglänzten in Freudenthränen über diese Mittheilung, wodurch sie so unerwartet einen ihrer sehnlichsten Wünsche erreicht sah. Mit begeisterten Worten dankte sie der edlen Freifrau für ihren hochherzigen Entschluß und ermunterte sie aus allen Kräften, so schnell als möglich an's Werk zu gehen. Diese säumte auch keinen Tag länger, ließ mit dem Bau sofort beginnen und trat selbst als erste Äbtissin in das Kloster ein, während ihr Sohn die Stelle des Probstes daselbst bekleidete. Für Mittelschlesien war diese Bildungsstätte der Jugend von unschätzbarem Nutzen; sie erhielt sich bis heute als das einzige lebendige Denkmal aus den Tagen der hl. Hedwig und erfüllt noch wie damals den schönen, verdienstvollen Zweck, die Töchter des Landes zu gottesfürchtigen, sittsamen und unterrichteten Jungfrauen heranzuziehen.

Während Kloster Liebenthal gebaut wurde (die Einweihung fand im Jahre 1221 statt), erhob sich auf dem Berge Naumburg am Boberflusse eine ansehnliche Augustiner-Probstei. Auch diese war großentheils das Werk des Herzogs und seiner Gemahlin. Eine alte Sage berichtet, daß der Schleier Hedwigs vom Winde fort und an die Stelle getragen worden sei, wo dann die Probstei erbaut worden, da man in diesem Umstande einen Fingerzeig Gottes er-

kannt habe. Da sich indessen solche Schleiersagen bei Gründung verschiedener Klöster wiederholen, so mag die Richtigkeit derselben dahin gestellt bleiben.

Wie schon früher bemerkt wurde, blieb das fürstliche Paar in seinem Eifer für Erbauung von Kirchen, Klöstern und Wohlthätigkeitsanstalten nicht allein, sondern es entstand unter dem Adel und den reichen Bürgern des Landes ein edler Wetteifer in der Gründung frommer und gemeinnütziger Werke. Besonders zeichnete sich hierin der Kanzler des Herzogs, Kanonikus Nikolaus von Breslau aus. Er stand bei Hofe in großem Ansehen und hatte sich durch seine Kunst, schnell zu schreiben, zum Liebling Heinrichs gemacht. Er hatte von diesem mehrere Güter zum Geschenk erhalten, welche jedoch nach seinem Tode wieder an den Herzog zurückfallen sollten. Nikolaus beabsichtigte aber, sie zu einer frommen Stiftung zu verwenden und beschloß, Heinrichs Einwilligung zu erbitten. Es brauchte dazu gar wenig Worte, denn der edle Fürst wollte niemals einem andern an Großmuth nachstehen. Als die Sache besprochen und bereinigt war, lud Nikolaus den Herzog und seinen Sohn Heinrich, den die Geschichte den Frommen nennt, zu einem Gastmahl, bei welchem auch die Bischöfe von Breslau, Posen und Leubus und mehrere edle Herren und Ritter anwesend waren. Nach Beendigung der Tafel erhob sich der Herzog und sprach mit feierlichem Ernste: „Je höher die Stelle ist, welche wir in unserm Herzogthume einnehmen, um so mehr sind wir den Blicken Aller ausgesetzt. Weil nun unsere Unterthanen bei der dauernden Bestätigung ihrer Gelübde und Rechte auf unsern Willen achten müssen, so sei es fern von uns, daß wir je mißbilligen sollten, was zum Heile der Seelen oder zum Schmucke unserer theuersten Mutter, der Kirche, dient.

Wir werden vielmehr zur Ehre Gottes und des heiligen Johannes fromme Handlungen jederzeit bestätigen. Wisset daher, Du, mein Sohn, und Ihr alle Gegenwärtigen, daß Herr Nikolaus, unser Kanzler, vorschlägt, hier ein Kloster für graue Mönche zu erbauen, und aus den Gütern, welche er von mir für Lebenszeit erhalten, eine Stiftung für des Klosters Unterhalt zu errichten. Ich ertheile diesem frommen und löblichen Vorsatze meine Zustimmung unter der Bedingung, daß das Kloster zu meinem und meiner Nachkommen Seelenheil gegründet werde."

Als die Anwesenden die Rede des Fürsten vernommen hatten, aus welcher die tiefe, ernste Frömmigkeit seiner Seele so deutlich sprach, antworteten sie einstimmig: „Herr, weil wir Deine fromme Neigung zur Erhöhung der heiligen Kirche erblühen sehen, so danken wir Gott und Dir, unserm hohen Herrn, daß Du uns, alle Deine Unterthanen durch ein Gott wohlgefälliges Opfer unglaublich erfreut hast, indem Du einem so ehrwürdigen Orden einen Ort verliehen, wo immerdar zu Deinem und Deiner Nachfolger Heile Gott gedient und das ewige Seelenheil vieler Getreuen täglich vermehrt werden wird."

Auf einen Wink der Bischöfe kniete nun Nikolaus vor dem Herzoge und seinem Sohn mit entblößtem Haupte nieder und sprach feierlich den Verzicht auf alle seine Güter aus. Prinz Heinrich übernahm nun die Schirmvogtei über die Stiftung, welche mit Cisterziensern von Kloster Leubus besetzt und ihm zu Ehren Heinrichsau benannt wurde. Obgleich der Herzog viele Jahre ein so zurückgezogenes Leben geführt hatte, daß er eher einem Mönche, als einem regierenden Herrn glich und demzufolge auch keine kostspielige, fürstliche Leidenschaft trieb, bleibt es immerhin merkwürdig, welch' ungeheure Summen er für fromme Zwecke

aufwendete und zwar in verhältnißmäßig sehr kurzen Zwischenräumen.

Es waren in der That wenige Jahre seiner Regierung, welche er nicht durch bedeutende Werke im Verein mit seiner heiligen Gemahlin bezeichnete, zu denen sie entweder ihn bewogen, oder seine kräftige Unterstützung verlangt hatte. Mit Recht verwunderten sich die Zeitgenossen über die Freigebigkeit des Herrscherpaares und erkannten hierin die Fülle des göttlichen Segens, der auf ihm ruhte.

Das Kloster Heinrichau, dessen Gründung in das Jahr 1227 fiel, war nicht das letzte große Werk in dem ruhmvollen Leben des Herzogs. Das Jahr 1234 brachte wieder eine neue fürstliche Wohlthat. Die Ueberschwemmungen und der Mißwachs, welche das Land öfters heimgesucht hatten, veranlaßten eine schwere Hungersnoth und vielerlei schreckliche Krankheiten. Mehrere Städte Schlesiens besaßen noch keine Krankenhäuser; vorzüglich war Neumarkt, wo die Seuchen am schrecklichsten wütheten, außer Stande, für das Unterkommen der verlassenen Kranken zu sorgen. Da eilte die heilige Fürstin herbei, als man ihr den Jammer der Armen geschildert hatte, richtete selbst ein Haus zum Spital ein und pflegte mit ihren Frauen die aufgenommenen Kranken, bis andere liebevolle Seelen sie in diesem Dienste ablösten. Dann wendete sie sich an ihren Gemahl und bat ihn, er möchte der Stadt Neumarkt ein eigenes Krankenhaus bauen, welches besonders für unheilbare Leidende bestimmt sei und diese auf Lebensdauer versorgen sollte. Unverzüglich schickte sich Heinrich zur Erfüllung dieser Bitte an, indem er den Plan zu einem großen Spital nebst einer Propstei anfertigen ließ. Rasch wurde der Bau vollendet und der heiligen Jungfrau Maria geweiht. Papst Innocenz IV. bestätigte die Propstei und

diese wurde einigen Benediktinermönchen aus Böhmen mit der Obliegenheit übergeben, die Aufsicht über das Spital der Unheilbaren zu führen. Aus den Herzen der Unglücklichen stiegen flammende Gebete zum Himmel auf an dem Tage, wo ihnen durch die Milde Heinrichs und Hedwigs eine bleibende Zufluchtsstätte war geöffnet worden.

Nun sei noch eines Werkes des Herzogs gedacht, welches gleichsam den Schlußstein seiner großmüthigen Schöpfungen bildet und das die Erinnerung an diesen gütigen Fürsten bis heute in den Herzen der Schlesier wach erhalten hat. Es ist die schöne Pfarrkirche in Löwenberg, die er in den letzten Jahren seines Lebens erbaute und deren Grundmauern noch stehen. Er ließ sie prachtvoll ausschmücken und, wie einige Nachrichten sagen, übergab er sie dem Johaniterorden als Commende im Jahre 1238.

Wir brechen hier ab. Nicht als ob das Verzeichniß angeführter Werke auf Vollständigkeit Anspruch machen könnte. Im Gegentheile, es wäre noch manches zu erwähnen, was vielleicht nicht so groß und umfangreich, aber deßhalb nicht minder verdienstlich und rühmlich befunden werden dürfte. Indessen genügt das Erzählte vollständig, um die herrlichsten Gesinnungen und Thaten der Heiligen und ihres ehrwürdigen Gemahles in so hellem Lichte zu zeigen, daß jedes gutmeinende und für edle Handlungen empfängliche Herz ihnen die gebührende Anerkennung nicht versagen wird. *)

---

*) Wir haben, dem Verlaufe der Geschichte vorgreifend, die wichtigsten Denkmäler christlichen Glaubens und christlicher Liebe aus dem Leben des Fürstenpaares hier zusammengestellt, um dem Leser einen desto bequemeren Ueberblick zu gewähren. Im Folgenden nehmen wir wieder den Verlauf unserer Darstellung da auf, wo wir ihn im vorhergehenden Kapitel abgebrochen haben.

XII.

Ein schönes Fest in Trebnitz und die Mutter der Armen.

Gegen Ende des Jahres 1218 war die Klosterkirche in Trebnitz vollendet worden; zu dieser Zeit wohl die schönste in ganz Schlesien, mit Ausnahme der Vinzentinerkirche auf dem Elbing vor Breslau. Heinrich und Hedwig hatten ja zur Ausschmückung des Gotteshauses keine Kosten gescheut, damit es des Stiftes und seiner fürstlichen Erbauer würdig erscheine. Am ersten Tag desselben Jahres war die hochbetagte Äbtissin Petrussa zur ewigen Ruhe eingegangen und bald darauf Prinzessin Gertrud an ihrer Stelle erwählt worden. Schmerzbewegt kniete diese an der Seite Hedwigs am Sarge der mütterlichen Freundin und Lehrerin, welche Petrussa, wie einst der Mutter, nun auch der Tochter gewesen war. Der ganze Konvent betrauerte diesen Hingang tief, denn die Verstorbene hatte mit großer Milde, Klugheit und Schonung regiert und sich dadurch die innigste Liebe und Verehrung ihrer geistlichen Töchter erworben. Als nun die Wahl der neuen Äbtissin bekannt wurde, erhoben sich die betrübten Gemüther und neigten sich mit aufrichtigen Herzen Gertruden zu, von welcher sie überzeugt waren, daß sie ihr hohes Amt im Geiste der Heimgegangenen führen und somit der Abteistab in eine ebenso milde, nur jugendlich kräftigere Hand gelegt werde.

Am 25. August 1219 sah Stift Trebnitz in seinen Mauern eine erhabene Gesellschaft versammelt. Fünf Bischöfe waren erschienen, um eine schöne Feier zu begehen, nämlich in die vollendete Stiftskirche, welche dem hl. Apostel Bartholomäus geweiht wurde, die neue Äbtissin einzuführen. Es scheint, daß die Einweihung der Kirche erst

bei dieser Gelegenheit stattgefunden habe, weil in den Urkunden hierüber ausdrücklich erwähnt wird, daß ein jeder der anwesenden Kirchenfürsten besondere Ablässe verkündigt habe. Dieser Festtag war ein Tag der seligsten Wonne für die schwergeprüfte Fürstin. Sie sah mit Gottes Beistand eines ihrer schönsten Werke vollendet, das nicht nur für die Gegenwart, sondern auch in der spätesten Zukunft noch segensreiche Früchte tragen sollte. Eine ungeheuere Menschenmenge war herbei geeilt, um an der Feier theilzunehmen und auf diese Weise den hohen Stiftern ihre Freude kundzugeben. Diese wohnten inmitten des andächtigen Volkes dem Gottesdienste und den feierlichen Ceremonien bei, von welchen die Einführung der Abtissin Gertrude begleitet war. In des Herzogs Augen glänzten Thränen der Rührung, während seine heilige Gemahlin, unbeweglich wie ein Marmorbild, vor dem Altare kniete und ihre ganze Seele in Andacht und Dank gegen Gott aufgelöst schien.

Nach der Beendigung der kirchlichen Feier ging es auf dem freien, grünen Raum vor dem Kloster lebhaft zu. Das Volk lagerte sich in verschiedenen Gruppen auf dem Grasboden und empfing dankbaren Herzens eine gute Bewirthung, welche der Herzog ihm reichen ließ. Der Jubel wurde so laut, daß er oftmals bis in die Räume des Festsaales im Stifte drang, wo die ehrwürdigen Gäste mit dem Fürstenpaare und der Konvent versammelt waren.

Während das Volk sich einer ungezwungenen Lust hingab, herrschte auch drinnen im Stifte eine hohe, wenn auch stillere Heiterkeit. Herzog Heinrich insbesondere freute sich des Werkes, das er mit seiner geliebten Gemahlin gegründet, und für welches sie so viele und große Opfer gebracht hatten. Er genoß in diesem Augenblicke seine süßen Erstlingsfrüchte, da keiner der Anwesenden es

sich versagen konnte, den mildthätigen Stiftern die verdiente Anerkennung auszudrücken. Auch Hedwig nahm Theil an der allgemeinen Fröhlichkeit, aber dem aufmerksamen Beobachter entging es nicht, daß ihre Züge zuweilen von einem wehmüthigen Ausdruck beschattet wurden, der, schnell vorübergehend, doch immer wiederkehrte. Was mochte der Grund hievon sein? War die Seele der Fürstin von der Festfreude so stark bewegt worden, daß alle ihre Saiten, auch jene des tiefen, überstandenen Schmerzes zu tönen begannen? War es die in ihrem Leben so oft wiederholte Wahrnehmung, daß unmittelbar auf eine große Freude noch größeres Leid folgte, welche sie bangen machte vor der nächsten Zukunft? Sollte Gott, während die übrigen Gäste die Freude der Gegenwart ungestört genossen, vor ihrem geistigen Auge den Schleier gelüftet haben, welcher die unglücklichen Ereignisse der nächsten Zeit verhüllte? Vielleicht wußte sie, daß das Fest dieses Tages das letzte sei, welches sie mit Heinrich begehen durfte, daß von nun an ihre Wege sich schieden, um auf dieser Erde in gleichem Streben und Wirken nicht wieder vereinigt zu werden. Vielleicht sah sie und hörte sie schon inmitten des Festjubels die Töne des Jammers, das Geschrei der Noth, die Klagen der Unglücklichen, welche sich nur zu bald in dem armen Lande erheben sollten.

Der schöne Tag neigte sich zu Ende. Die hohen Gäste verließen Trebnitz und die zusammengeströmte Volksmenge zerstreute sich nun nach allen Richtungen, um heimzukehren. Auch der Herzog nahm Abschied von Gemahlin und Tochter und begab sich an sein Hoflager zurück. Hedwig hatte wieder ihre kleine Behausung bezogen und den seit einiger Zeit unterbrochenen Unterricht der Preußenkinder mit größtem Eifer von Neuem aufgenommen.

Als sie eines Abends etwas ermüdet sich in den Schlafsaal der Schwestern begab, um auszuruhen, ertönte plötzlich Feuerruf. Erschrocken eilte sie an das Fenster und sah den Himmel über Breslau hin in glühendem Roth leuchten. Es war die zweite, furchtbare Feuersbrunst, von der die unglückliche Stadt heimgesucht wurde, seitdem Hedwig die Krone Schlesiens trug, und bei welcher die Bewohner wie das erste Mal kaum das nackte Leben retten konnten. Der ganze Konvent sammelte sich um die Heilige, die sich auf die Kniee geworfen hatte, um die göttliche Hülfe herab zu rufen, wo menschliche Anstrengung nichts mehr ausrichten konnte. Die Flammen wütheten indessen fort, bis fast alle Menschen obdachlos geworden waren. Des andern Tages bot Breslau einen schauerlichen Anblick, es war nur mehr ein rauchender Schutthaufen. Zwischen den ausgebrannten Mauerruinen der festeren Gebäude irrten die unglücklichen Bewohner vor Hunger und Kälte zitternd umher und es war Niemand, der in diesem Augenblick hätte helfen können, denn alle theilten das gleiche Schicksal, und von Außen konnte die Hülfe nur langsam und spärlich kommen, denn die Verbindungen waren damals nicht wie heute; bis nur die Kunde des entsetzlichen Unglückes sich verbreiten konnte, war es für viele schon zur Hülfe zu spät. Obdachlos, ohne hinreichende Nahrung und Kleidung wurden sie die Opfer der Entbehrungen.

Hedwigs Herz blutete bei dem Elend, das sie sah, dem sie selbst mit dem Aufgebot aller Kräfte nicht hinreichend steuern konnte. Und doch war dieses Unglück, welches Breslau getroffen, nur das Vorspiel eines andern, das im Frühlinge des nächsten Jahres über den größten Theil Schlesiens hereinbrach. Heftige Regengüsse, welche von Ostern bis zum Herbste andauerten, vernichteten die ganze

Ernte und hatten die Anschwellung der noch nicht eingedämmten Oder und der reißenden Gebirgsflüsse in einem bis dahin unerhörten Grade zur Folge, so daß das halbe Land unter Wasser gesetzt ward. Dadurch entstanden pestartige Krankheiten, welche unzählige Menschen hinwegrafften und drei Jahre hindurch in Schlesien und Polen mit immer steigender Heftigkeit um sich griffen. Auch das Vieh fiel massenhaft, und so heftete sich an die Seuche auch noch eine große Theuerung der Lebensmittel und die daraus entstehende Noth leistete wieder der Seuche allen Vorschub. Es kam so weit, daß diejenigen, die noch gesund waren, in Wald und Feld alle genießbaren Wurzeln und Früchte zusammen suchten, um sich nur vor dem Hungertode zu retten. Das Fleisch gefallener Thiere war ein Leckerbissen, um welchen nicht selten blutiger Streit entstand. Dennoch lagen auf allen Wegen die Leichname der Verhungerten. Aus diesem Nachtbilde menschlichen Elendes tritt uns ein tröstender Engel entgegen, der die Verzagenden ermuthigt, die Hungernden erquickt, die Schwachen stärkt, dessen allgewaltige Liebe noch dem Tode die schon erfaßten Opfer abringt. Es ist Hedwig die Heilige, die Mutter der Armen. Gleich zu Anfang der Theuerung hatte sie bekannt machen lassen, daß alle Bedürftigen nach ihrem Gute Schawoine kommen und sich dort ein Almosen um Gottes Willen holen sollten. Selbstverständlich wurde diesem gütigen Befehle die eifrigste Folge geleistet und es kam da eine große Menge Menschen von nah- und fernliegenden Orten zusammen. Nun ließ sie einem Jeden so viel Getreide, als er zur Erhaltung des Lebens brauchte, aus ihren Vorrathskammern geben, und als dieses zu Ende ging, wurde Fleisch ausgetheilt. Dann ging es an den Vorrath von Käse und Schmalz und als auch dieser erschöpft war, mußten alle sonstigen

Eßwaaren, die nur immer aufzutreiben waren, herbeigeschafft werden. Ruhig lächelnd sah sie das letzte Maß gedörrten Obstes in die ausgestreckten Hände der Armen wandern und erwiederte ihrem Verwalter, der ihr bemerkt hatte, daß außer demselben kein Krümmchen mehr im Hause sei, das zu essen wäre: „Seid unbesorgt um mich und euch, wir wollen den Armen helfen, damit der Herr sich unserer Noth erbarme und unsern Hunger stille.“

So trocknete sie die Thränen von Tausenden in dieser betrübten Zeit und zwar mit eigener, äußerster Entbehrung. Sie gab von dem Nothwendigen, nicht nur vom Ueberflusse; ihre Gaben waren aber wunderbar gesegnet. Sie reichten für eine viel größere Menge aus, als man zuerst für möglich hielt und vermehrten sich unter ihren Händen, wie es ähnlich auch von ihrer heiligen Nichte Elisabeth erzählt wird. Da sie nun in diesen Tagen der Noth den Landleuten ihres Besitzthums Steuern und Abgaben erließ und ihre Beamten strenge beauftragte, ja gegen Niemand, der mit seinen Zahlungen an sie im Rückstande wäre, klagend oder sonst mit Härte einzuschreiten, äußerten diese ihr Mißvergnügen, indem sie sagten: „Wir haben nichts weiter von den Gütern der Fürstin, als das, was sie den Bauern nachläßt.“ Diese Spottreden kamen zuweilen der Heiligen zu Ohren, aber deßhalb änderte sie ihre Handlungsweise nicht im Geringsten, vielmehr verwies sie dem Einen oder Andern seinen Tadel auf eine sanfte Weise, indem sie ihm ein größeres Vertrauen auf Gott einzuflößen suchte, der ja tausendfach wieder ersetze, was man ihm selbst in den Armen gebe, auf dessen Hülfe sie in jeder Noth baue und der sie auch noch nie verlassen habe, wenn sie derselben bedürftig gewesen sei. Oftmals gelang es ihr, die Gesinnungen ihrer Beamten und Diener in diesem Punkte zu ändern

und sie gegen ihre Befehle bereitwilliger und von Herzen geneigt zu machen. Ueber eine solche Wahrnehmung freute sie sich jedesmal recht innig, denn sie wußte, daß die Gaben, welche mit gutem Willen gereicht werden, für den Empfänger eine doppelte Wohlthat sind. Das arme Volk aber segnete seine milde Fürstin und zählte die Tage, an welchen es sie sehen und sich ihr nähern konnte, zu den glücklichsten des Lebens. Es ging ganz vertraulich mit ihr um, wie ein Kind mit seiner Mutter, denn es fühlte, wie zärtlich es geliebt wurde und empfand deßhalb keine Scheu, alle seine Anliegen vorzutragen. Täglich empfing sie eine Anzahl von Dürftigen, welchen sie ein bestimmtes Almosen austheilte, was gewöhnlich der großen Menge wegen in einem an ihre Wohnung anstoßenden Hofe geschah. War nun die Stunde herangerückt, wo die Armen sich versammelten, so ereignete es sich zuweilen, daß Hedwig, noch im Gebete vertieft, die Zeit übersah, und nicht, wie jene es gewohnt waren, sogleich unter sie trat, um die Gaben zu spenden, welche sie erwarteten. Da riefen sie dann wie mit einer Stimme: „Heute ist die Fürstin vor uns verborgen, heute hat uns die Trösterin der Armen noch nicht ihr Angesicht gezeigt, weil wir ihre Wohlthat noch nicht empfangen haben. Sehr oft drang dieses Geschrei bis in das Betzimmer der Heiligen, welche sich sofort erhob, um das Versäumniß gut zu machen. Weit enfernt über das Ungestüm der Bittenden unwillig zu werden, war sie nur um so freundlicher als sonst gegen sie und verdoppelte nicht selten das Almosen. Ließ sie aber in besonderen Fällen dasselbe durch eine ihrer Frauen austheilen, so empfingen es die Armen häufig mit Thränen in den Augen, so schmerzlich war es ihnen, den Anblick der Heiligen zu vermissen. Es fehlte ihnen an einem solchen Tag der größte Trost, dessen

sie bedurften, der gütige, liebevolle Mutterblick; die Fürstin war ja nicht allein ihre Trösterin und Wohlthäterin, sondern im vollsten Sinne des Wortes ihre Mutter, und wer hätte ihnen diese Mutter ersetzen können?

Gegen Ende des Jahres 1222 zogen die beiden Würgengel, Pest und Hungersnoth, wieder aus Schlesien ab, nachdem sie dort eine reiche Todesernte gehalten und das Land fast um ein Drittheil der Bewohner entvölkert hatten. Langsam erholte es sich von dem gemeinsamen Unglück; die fröhlichsten Gemüther waren ernster geworden; die, welche früher im Ueberflusse schwelgten und gedankenlos die Gaben Gottes genossen, konnten nun an keinem Getreidehalm vorübergehen, ohne sich des Jammers zu erinnern, den das schreckliche Mißjahr über sie gebracht hatte und schätzten eine Krumme Brod höher, als vorher die feinsten Leckerbissen. Alle beeiferten sich, durch Fleiß und Thätigkeit allmählig wieder den früheren Wohlstand zu gewinnen, und der liebe Gott sah wohlgefällig auf diese Bemühungen herab. Er segnete sie mit ausnehmend fruchtbarer Witterung. Die Obstbäume blühten so reichlich wie niemals, die Felder und Wiesen grünten üppig und versprachen eine ergiebige Ernte. Bei diesen frohen Aussichten lebten die gedrückten Herzen neu auf und jubelten mit Dank gegen den Vater im Himmel einer besseren Zukunft entgegen. Die abgehärmten Gestalten bekamen bald ein frischeres Aussehen und die blassen, eingefallenen Wangen zeigten wieder die Farbe und Fülle der Gesundheit. Wie ergötzte sich Hedwig an diesen Erscheinungen des zurückgekehrten Glückes! Je größer ihr Kummer und Schmerz bei dem Anblick des leidenden Volkes gewesen, desto inniger empfand sie nun auch seine Freude, desto heißer war der Dank gegen den Herrn, der ihre ganze Seele erfüllte. Um

ihm denselben recht lebendig zu bezeigen, ersann sie fortwährend neue Opfer und Bußwerke, wobei sie in ihrer jungen Schwiegertochter Anna eine treue und eifrige Gehülfin fand. Diese war eine Tochter des Königs Ottokar von Böhmen und im Alter von zwölf Jahren mit Heinrich dem Frommen vermählt worden. Sie hatte schon, wie einst Hedwig, große Frömmigkeit mit an den Hof von Schlesien gebracht. Unter der Leitung der heiligen Schwiegermutter nahm sie täglich an Tugend und Vollkommenheit zu, indem sie sich mit allen Kräften bemühte, jene getreu nachzuahmen, da sie in ihr das edelste und schönste Vorbild erkannte. Die junge Prinzessin wurde bald die vertrauteste Freundin Hedwigs und gewährte ihr in vielen schweren, kummervollen Stunden Trost und Erleichterung. Und es standen ihr neuerdings wieder solche bevor; während sie sich mit ihrem Volke noch über den neu auflebenden Wohlstand freute, nagte bereits eine bittere Sorge an ihrem Herzen. Wie sehr begründet dieselbe war, wird der weitere Verlauf der Erzählung zeigen.

XIII.

Die Fehden des Herzogs Heinrich, seine Gefangenschaft und sein Tod.

Bald nach dem Tode seines unglücklichen Sohnes Konrad war Herzog Heinrich aus der Zurückgezogenheit herausgetreten, die er seit Ablegung des Gelübdes bis zu jenem Zeitpunkte beobachtet hatte. Das traurige Ereigniß, von welchem er so tief und schmerzlich berührt worden, mochte wohl das Bedürfniß nach Thätigkeit und Zerstreuung in ihm geweckt haben; seine folgenden Handlungen berechtigen aber noch weit mehr zu der Annahme, daß der

Kampf seiner Söhne das alte, feurige Piastenblut in Wallung brachte, das nun einmal auch in seinen Adern floß. Er nahm die Zügel der Regierung wieder selbst in die Hand und seine weise Leitung, Kraft und Einsicht erwarben ihm bei allen seinen Stammesvettern das größte Ansehen. Die polnischen Fürsten fragten ihn bei ihren Angelegenheiten um Rath und stellten ihn bei den fortwährend unter ihnen herrschenden Streitigkeiten als Schiedsrichter auf. Auf diese Weise wurde er vielfach selbst in dieselben verwickelt, und sein Land fing an, der Segnungen des Friedens zu entbehren, die er ihm so viele Jahre erhalten hatte.

Als er von der ersten Fehde gegen einen Blutsverwandten, den Herzog Wladislaus von Gnesen und Posen, siegreich heimkehrte, hatten Ehrgeiz und Herrschsucht bereits dergestalt von seinem Herzen Besitz genommen, daß alle Bitten und Vorstellungen seiner heiligen Gemahlin fruchtlos blieben, die ihm dringend rieth, künftighin den polnischen Händeln fern zu bleiben, welche immer einen blutigen Ausgang nähmen und von denen kein Ende abzusehen sei. Sie fürchtete, daß der Bannstrahl, den Papst Innocenz den unruhigen Polenfürsten schon mehrmals angedroht hatte, auch Heinrichs Haupt treffen könnte, wenn er durch seine Einmischung neue Anlässe zu Streit und Hader gäbe. Zudem erkannte sie mit dem ihr eigenthümlichen Scharfblick die große Gefahr für die Seele ihres Gemahls, wenn er seine Pläne weiter verfolgen wollte, sowie auch die Nachtheile, welche dem Lande daraus erwachsen würden.

Um jene Zeit erkühnten sich Manche, die Heilige zu tadeln, weil sie von Heinrich abgesondert lebte, und glaubten, es würde ihr leicht gewesen sein, ihn von seinen Unternehmungen abzuhalten, wenn sie sich in seiner unmittel-

baren Nähe befunden hätte. Dieselbe Meinung theilen auch viele ältere und neuere Geschichtschreiber. Wieder andere waren unzufrieden darüber, daß sie all' ihren Einfluß aufbot, um den Herzog zu bewegen, seinem Lande den Frieden zu erhalten und nicht mit dessen Glück und Wohlfahrt sich eitlen Ruhm zu erkaufen. Diese sahen in siegreichen Feldzügen und in Gebietserweiterungen ein größeres Heil für Schlesien erblühen, als in der ruhigen, ungestörten Entwickelung des inneren Staatslebens. Sie deuteten einige Aeußerungen der Fürstin, worin sie dem Schmerz über die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen Ausdruck gab, dahin, daß sie sich verletzt und gekränkt fühle, weil ihr Gemahl sich auch einmal erlaube, anderer Meinung zu sein, als sie, und entblödeten sich nicht, die Heilige als eine eigensinnige, herrschsüchtige Frau darzustellen, die in allem ihren Willen haben wolle.

Diese letzteren Vorwürfe verdienen keine Widerlegung, denn Hedwigs ganzes Leben straft sie Lügen. Was den ersteren Tadel betraf, so hatte derselbe vielleicht eine scheinbare Berechtigung. Wenigstens kam er meistens aus guten, der Fürstin geneigten Herzen, welche aufrichtig bedauerten, daß Heinrich auf Abwege gekommen war. Aber gleichwohl war auch er ungerecht und ungegründet. Was Hedwig in der reinsten, heiligsten Absicht, unter dem augenscheinlichen Einflusse der göttlichen Gnade, gethan, indem sie das schwere Opfer der Entsagung und Trennung von dem geliebten Gemahl brachte und es demüthig zur Sühne für fremde Sünden vor dem Altare Gottes niederlegte, das konnte niemals die Ursache der betrübenden Verirrungen Heinrichs werden. Er hatte freiwillig und mit reifer Ueberlegung seine Zustimmung zu dem heiligen Vorsatze gegeben, nicht etwa bloß aus Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin,

und diese war zu sehr ihrer Pflichten als Gattin eingedenk, als daß sie auf der Erfüllung ihres Wunsches hätte bestehen wollen, wenn sie nicht überzeugt gewesen wäre, daß Heinrichs Gesinnung mit der ihrigen vollkommen übereinstimmte. Auch war durch das Gelübde das Band der gegenseitigen Liebe und Zärtlichkeit keineswegs gelockert worden; das beweisen eine Menge von Thatsachen, in welchen der Einfluß Hedwigs auf den Herzog offen und unbestreitbar zu Tage tritt. In allen Fällen, wo sie sich bittend an ihn wendete, es mochte dem Wohle des ganzen Landes oder einzelnen Hülfebedürftigen gelten, willfahrte er ihr mit der größten und liebevollsten Bereitwilligkeit. Der wahre Grund seiner späteren Fehltritte muß also ausschließlich darin gesucht werden, daß er den Leidenschaften des Ehrgeizes und der Ruhmsucht Thür und Thore seines Herzens öffnete und, von ihnen verblendet, die Gefahren nicht erkannte, welchen sie seine Seele unaufhaltsam entgegenführten. Hedwigs Gegenwart aber hätte dieß so wenig hindern können, als ihre Vorstellungen und Bitten es vermochten, nachdem Heinrich einmal den schlimmen Einflüsterungen Gehör gegeben und deßhalb taub gegen die Stimme des Gewissens wie gegen die seiner heiligen Gattin geworden war. Es zeigt uns ja doch die Erfahrung, daß jeder von einer Leidenschaft befangene Mensch, wenn er nicht ihre ersten Regungen in seinem Herzen standhaft bekämpft, von derselben fortgerissen wird und, er mochte zuvor noch so gut und fromm sein, zum tiefen Falle kommen kann. Dieß war genau so mit Herzog Heinrich. Er fühlte sich zuerst geschmeichelt von dem Vertrauen, das die andern Fürsten auf ihn setzten, und mit diesem Gefühl zog die Eitelkeit in das nicht genug bewachte Herz ein. Sie hatte in ihrem Gefolge die falsche Begierde nach Ruhm und Er=

oberungen und dem allem gab er Raum in seiner Seele, welche vorher nur auf die Ehre Gottes und das Wohl seines Volkes bedacht gewesen war. Während er diesen Götzen opferte, wurde er immer weniger empfänglich für die Gnade Gottes, für die Zusprache und Ermahnungen Hedwigs, die klarer blickend als er, ihn seinem Unglück und der Strafe entgegeneilen sah. Er selbst hätte mit allem Ernste, mit voller Willenskraft den Kampf gegen die eitlen Wünsche und Begierden seines Herzens führen müssen, nur er allein konnte dieß, wenn er wollte. Er that es nicht, darum war er allein schuldig. Seine Gemahlin gar für seine Verirrungen verantwortlich zu machen, ist im höchsten Grade verkehrt; denn seine Pflicht als Mann war es, ihr eine Stütze zu sein, nicht aber sich von ihr stützen zu lassen, und es kann unserer Heiligen nur zu neuem Ruhme gereichen, daß sie sich von dem Strudel, der ihren Gemahl erfaßt hatte, nicht fortreißen ließ.

Wiederholt hatte der heilige Vater an die Bischöfe Polens seinen Mahnruf ergehen lassen, zur Vertheidigung des Glaubens gegen die heidnischen Preußen, welche vielfache Grausamkeiten verübten, zahlreiche Kämpfer zu stellen. Sie wollten sich anfangs nicht dazu bewegen lassen, denn die Kriegführung bot große Schwierigkeiten. Die Preußen waren durch ihre für ein geordnetes Heer undurchdringlichen Wälder und Sümpfe gedeckt und ihre Stellungen deßhalb unangreifbar. Als aber endlich der Herzog Konrad von Masovien von ihnen hart bedrängt wurde, ermannten sich die übrigen Fürsten, worunter auch Heinrich der Bärtige, und beschlossen, der Hindernisse ungeachtet, ihm nach Kräften zu Hülfe zu kommen. Die Bischöfe schlossen sich ihnen an, und so zogen sie mit einer bedeutenden Heeresmacht, zu welcher noch die Herzoge von Pom-

mern gestoßen waren, in das Kulmerland hinunter, um einen gemeinsamen Angriff auf den Feind auszuführen.

Dießmal empfand die heilige Hedwig einigen Trost, als sie ihren Gemahl in den Krieg ziehen sah. Er befand sich ja in den Reihen der Streiter für den heiligen Glauben und erfüllte dadurch den Wunsch des Vaters der Christenheit. Es schien, als hätten die sonst immer uneinigen und händelsüchtigen Herzoge von Polen allen Hader vergessen, um dem gemeinsamen Feinde nachdrücklich begegnen zu können. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in ihrer Seele auf, es möchte nach einem Siege über die Preußen eine brüderliche Vereinigung der Fürsten zu Stande kommen, welche durch den Kampf für die gleichen Interessen und für das höchste Gut besiegelt, doch endlich von Dauer sein würde. Leider war dieß nur ein täuschender Lichtschimmer, die Sonne des Friedens folgte ihm nicht nach. Das christliche Heer mußte ganz unverrichteter Dinge wieder abziehen, denn als die Preußen die große Macht sich sammeln sahen, zogen sie sich in ihre Wälder zurück, wohin man ihnen nicht folgen konnte. Einen Angriff hatten sie nicht gewagt, allein sie erwarteten, daß die Fürsten nicht lange umsonst auf ihre Wiederkehr harren, sondern wieder nach Hause ziehen würden. Das geschah auch. Verdrießlich über die vergeblichen Rüstungen und den weiten Zug, kehrten sie in die Heimath zurück. Kaum dort angelangt, hörten sie, daß die Heiden neuerdings in Masovien eingedrungen, den Herzog Konrad in die Flucht gejagt und 5000 Christen zu ihren Sklaven gemacht hätten. Außerdem verbrannten sie mehr als tausend Dörfer und fast alle Gotteshäuser und Klöster in der Nähe ihrer Grenzen. Das Land war eine Wüste geworden; die neubekehrten Christen versteckten sich in Wäldern und Einöden und leb-

ten da äußerst kümmerlich. Viele aus ihnen kehrten auch wieder zum Heidenthum zurück, und so drohte der Kirche in ganz Masovien der Untergang. Doch nicht allein dieses Land, auch Polen und Schlesien schwebten in derselben Gefahr, wenn es nicht gelingen sollte, die Preußen zu besiegen. Das sahen die Herzoge wohl ein und von Neuem lag ihnen die Sorge ob, mit bewaffneter Macht gegen sie zu ziehen, um sich und ihre Länder vor solchen Ueberfällen zu schützen. Heinrich der Bärtige gab bei dieser Gelegenheit wieder einen großen Beweis seiner Klugheit, da er dem Herzog von Masovien rieth, die deutschen Ordensritter von Venedig zur Hülfe aufzurufen. Diese zogen unter ihrem Landmeister, Hermann Balk, mit zahlreichem deutschen Kriegsvolke in das Kulmerland und setzten sich dort fest. Ihren guten Schwertern, ihrer Tapferkeit und Ausdauer gelang es, den Preußen Meister zu werden. Sie mußten sich unterwerfen und nahmen den christlichen Glauben an.

Der Kampf hatte indessen beinahe drei Jahre, von 1226 bis Ende 1228 gedauert. Der heilige Vater, Gregor IX., hatte die Nachrichten von den Siegen der christlichen Krieger im Norden mit inniger Freude aufgenommen. Auch er gab der Hoffnung Raum, daß die Streitsucht der Polenfürsten jetzt aufhören und für jene unglücklichen Länder die Zeit der Ruhe und des Friedens anbrechen würde. Aber wie Schlesiens heilige Landesmutter, mußte auch sein väterliches Herz eine bittere Täuschung dieser Hoffnung erfahren.

Nachdem der äußere Feind besiegt war, erhob sich abermals der innere, um gegen sein eigenes Fleisch und Blut zu wüthen. Die alte Zwietracht loderte wieder auf, und von nun an sehen wir Heinrich den Bärtigen bis wenige Jahre vor seinem Tode fortwährend in Fehden und Kriege

verwickelt. Gleich bei dem ersten Anlaß, den er ergriff, um einen schlimmen Streit zwischen dem Herzog von Kalisch und dessen Oheim zu schlichten, der von ersterem besiegt und aus dem Land vertrieben worden, hätte er bald das Leben verloren. Er war mit dem Herzog Lesko von Krakau nach Großpolen gezogen, wohin er den Schwiegervater des Herzogs von Kalisch, Swantopolk von Pommerellen, zu einer freundlichen Besprechung eingeladen hatte. Obgleich Herzog Swantopolk seinen Schwiegersohn bei der Beraubung des Oheims unterstützt hatte, hofften Heinrich und Lesko dennoch, durch eine gütliche Unterredung einen Ausgleich und eine Versöhnung zwischen den streitenden Herzogen herbeizuführen. Gonzawa war der für die Zusammenkunft bestimmte Ort. Statt des Herzogs Swantopolk erschien ein Bote desselben, angeblich, um seinen Herrn zu entschuldigen, daß er noch nicht gekommen sei, in der That aber nur, um Heinrich und Lesko zu beobachten und für jenen Zeit zu gewinnen, seinen ruchlosen Plan auszuführen. Während die beiden Fürsten die Ankunft Swantopolks erwarteten und inzwischen sich arglos ihren Vergnügungen hingaben, näherte sich dieser, im Einverständniß mit seinem Schwiegersohn, Wladislaus von Kalisch, mit einer bewaffneten Horde ganz unbemerkt Gonzawa und überfiel die beiden Herzoge meuchlerisch, da sie sich eben im Bade befanden. Lesko, der bedeutend jünger als Heinrich und daher noch sehr behend war, entsprang, schwang sich auf ein Pferd und entfloh. Swantopolk eilte ihm nach und hieb ihn nieder. Mehrere seiner Leute waren aber zurück geblieben und fielen über Herzog Heinrich her, welcher gänzlich wehrlos sich nicht vertheidigen konnte und sicherlich ebenso schimpflich getödtet worden wäre, wenn nicht der treue Peregrin von Wysenburg, einer der tapfersten Ritter, sich den

Mördern entgegengeworfen, mit seinem Körper ihn gedeckt und alle Schwerthiebe aufgefangen hätte, die seinem Herrn galten. Er war einer Derjenigen, welcher mit seiner ganzen Familie Hedwig nach Schlesien begleitet und sich dort niedergelassen hatte. In Treue und Anhänglichkeit an das fürstliche Haus wurde er von Keinem übertroffen, und bei diesem Vorfalle besiegelte er sie mit dem Opfer seines Lebens. Herzog Heinrich lag schwer verwundet am Boden, denn der Angreifer waren mehrere und der Vertheidiger nur einer gewesen. Er wurde für todt gehalten und nun machten sich die Mörder eiligst aus dem Staube. Nach ihrer Entfernung eilten seine Diener herbei, entdeckten noch Lebenszeichen an ihm und brachten ihn in einer Sänfte vorsichtig nach Breslau zurück. Alsbald wurde Fürstin Hedwig von diesem Ereigniß in Kenntniß gesetzt. Sie nahm dieselbe nicht ohne großen Schmerz und innige Theilnahme auf, dennoch sprach sie mit großer Ruhe und Fassung: „Ich hoffe, daß Gott ihm die Gesundheit bald wieder geben wird.“ Unverzüglich reiste sie mit ihrer Schwiegertochter Anna und einigen Frauen ab, um als treue und ergebene Gattin ihn zu pflegen und durch die äußerste Sorgfalt dem Lande seinen Fürsten und ihrem Sohne den Vater zu erhalten. Ihre Gegenwart äußerte auf den Verwundeten den besten Einfluß. Bald befand er sich außer Gefahr, allein die Heilung der gefährlichen Wunden schritt nur langsam vorwärts. Die Heilige wich nun weder bei Tag noch bei Nacht vom Krankenbette des theuren Gemahls während der drei Monate, welche bis zu seiner gänzlichen Herstellung verflossen, und gab auf diese Weise das glänzendste Beispiel ehelicher Liebe und Treue. Die Zweifel und Besorgnisse derjenigen verstummten, welche ehemals in der freiwilligen Trennung des Fürstenpaares eine Ursache

des Tadels hatten finden wollen und auch die andern, die sie als Anlaß zu feindseligen Reden über Hedwig benützten, waren durch diesen sprechenden Beweis von Erfüllung der Gattenpflicht zum Schweigen gebracht. Noch weilte die Heilige bei Herzog Heinrich in Breslau, als sie eine äußerst betrübende Nachricht von ihrer Nichte Elisabeth aus Thüringen empfing. Ihr Herz war tief erschüttert, als sie vernehmen mußte, daß der junge Landgraf von Thüringen auf der Reise in das heilige Land als Kreuzritter gestorben, Elisabeth Wittwe geworden, von den beiden Brüdern ihres Gemahls sammt ihren Kindern aus der Wartburg vertrieben und dem äußersten Elende preisgegeben sei. Die Entfernung zwischen Thüringen und Schlesien schien ihr zu groß, um sich der Hoffnung hinzugeben, daß das Anerbieten eines Asyls in Schlesien von Elisabeth angenommen würde. Ueberdieß war es Winter und eine so weite Reise mit zarten Kindern deßhalb fast eine Unmöglichkeit. Es blieb ihr daher nichts übrig, als die geliebte Nichte dem göttlichen Schutze zu empfehlen und ihr Schicksal vertrauensvoll Demjenigen anheim zu stellen, der gesagt hat: Ich bin der Vater der Wittwen und Waisen. Dieses kindliche Vertrauen erleichterte die Fürstin in ihrem Kummer und bald sollte es durch die tröstliche Botschaft belohnt werden, daß Elisabeth bei dem Bruder Hedwigs, Bischof Eckbert von Bamberg, einen ruhigen und passenden Zufluchtsort gefunden habe.

Als Herzog Heinrich vollständig von seinen Wunden genesen war, kehrte Hedwig wieder in ihre stille Wohnung nach Trebnitz zurück und erwartete wohl kaum, daß ihr Gemahl, nachdem er die Hinterlist seiner polnischen Vettern kennen gelernt, sich so schnell wieder in neue Händel mit ihnen einlassen würde. Dieser konnte aber eine Gelegen-

heit nicht vorübergehen lassen, seine Macht zu zeigen und zugleich eine Vergrößerung seines Gebietes zu gewinnen. Weder die Bitten Hedwigs und seiner Tochter Gertrude, noch die frischen Narben seiner in Gonzawa erhaltenen Wunden vermochten ihn, das Ansuchen abzulehnen, das an ihn gestellt wurde. — Die Wittwe des erschlagenen Herzogs Lesko von Krakau rief nämlich für sich und ihren unmündigen Sohn Boleslaus Heinrichs Schutz gegen ihren Schwager, Konrad von Masovien, an, welcher sich der Vormundschaft des jungen Prinzen bemächtigt hatte und nichts Geringeres beabsichtigte, als das ganze Land in seine Gewalt zu bringen. Der Adel von Krakau lud den tapferen Schlesierherzog gleichfalls ein, mit bewaffneter Macht zu Gunsten ihres unmündigen Fürsten einzuschreiten. Diese Einladung, welche seinem Stolze schmeichelte und die inständigen Bitten der bedrängten Wittwe hatten seinen Entschluß, gegen den Masovier zu Felde zu ziehen, schnell reif gemacht. Er rüstete, und im Frühjahr machte er sich mit seinem Sohne und einem ziemlich starken Heere auf den Weg, dem Feind entgegen, der inzwischen schon versucht hatte, mit den Waffen in der Hand seinen Anspruch auf die Vormundschaft zu behaupten. Wäre nun Heinrichs Absicht bei diesem Unternehmen keine andere gewesen, als das Recht des vaterlosen Prinzen und der herzoglichen Wittwe zu schützen, so hätte er gewiß keinen Tadel verdient und Hedwig würde sich nicht bemüht haben, ihn davon abzuhalten. Allein sie kannte die eigentlichen Triebfedern seiner Handlungen jetzt zu genau und diese waren nicht lobenswerth, da sie nur in eigennütziger Ruhm- und Herrschergier wurzelten, weßhalb sie nimmermehr hoffen konnte, daß die Sache einen glücklichen Ausgang nehmen werde.

An der Grenze von Krakau angekommen, war es des

Herzogs erste Sorge, zwei starke Festungen zu erbauen, die er mit zahlreicher Besatzung versah. Wie er es erwartet hatte, rückte Konrad gegen diese heran, um sie zu stürmen. Allein er wurde vorher in zwei blutigen Treffen geschlagen, bei welch' letzterem auch sein ältester Sohn fiel, und mußte sich in's nahe Waldgebirge flüchten. Da seine Niederlage vollständig gewesen, blieb ihm nichs übrig, als sich nach Masovien zurückzuziehen, wohin ihm seine Streitmacht schon vorangeeilt war. Unterdessen neigte sich der Sommer des Jahres 1228 zu Ende. Bangen Herzens erwartete Hedwig Nachrichten aus Polen. Endlich erschien ihr Sohn Heinrich mit der Kunde von dem Siege, den die Schlesier erfochten hatten. Herzog Heinrich hatte ihn mit dem Heere nach Hause geschickt, während er selbst noch in Polen zurückgeblieben war, um mit den andern Fürsten einige Regierungsgeschäfte zu bereinigen. Er glaubte, während des Winters sei nichts zu befürchten, und ahnte nicht, daß Konrad ihn überall mit Spionen umstellt hatte. Als er eines Morgens zu Spytkowicz der heiligen Messe beiwohnte, drang eine Schaar Bewaffneter in die Kirche ein, überfiel ihn und schleppte ihn schwer verwundet als Gefangenen in die Hauptburg des Landes, nach Ploczk an der Weichsel. Der feige Konrad, der in offenem Kampfe seinen Meister an Heinrich gefunden hatte, zog es vor, ihn meuchlings zu überfallen, um dann ungehindert seinen Plan ausführen zu können.

Die Nachricht von dieser schändlichen That entrüstete alle Gemüther in Schlesien auf das Höchste. Insbesondere war Heinrich der Fromme darüber erzürnt. Er bot sogleich das Heer auf, um Konrad auf's Neue zu bekriegen und den Vater zu befreien. Wie überrascht mußte er aber sein, als er seine heilige Mutter in Reisekleidern bei sich

eintreten sah und als sie ihn beschwor, doch nicht noch mehr unschuldiges Blut zu vergießen, da sie hoffe, mit Gottes Beistand den Vater ohne Schwertstreich aus seiner Gefangenschaft zu erlösen. Nun theilte sie ihm ihr Vorhaben mit, persönlich Fürsprache bei Konrad zu thun. Von Ehrfurcht durchdrungen, gelobte der gute Sohn, bis zu ihrer Rückkehr sich ruhig verhalten und den Erfolg der Reise geduldig abwarten zu wollen. Unaufhaltsam eilte sie jetzt dem über hundert Meilen entfernten Ziele zu. Der strenge Winter, die gefahrvollen Wege durch die endlosen Wälder, in welchen Wölfe und andere Raubthiere hausten, schreckten sie nicht zurück, denn die Liebe überwindet alles. Wohl mochten diese Länder, welche die Heilige durchreiste, niemals die Gestalt einer so strengen Büßerin gesehen haben. Aber ihr Ruf war längst dahin gedrungen, das bezeugte die Verehrung, die ihr überall, wo sie erkannt wurde, entgegen kam. In ihrer großen Demuth betrübte sie sich aber über solche Ehrenbezeigungen und eilte so viel wie möglich an jenen Orten vorüber.

Als sie nach vielen Mühseligkeiten in Plocz ganz erschöpft angekommen war, trat sie sogleich, ohne erst auszuruhen, vor den Herzog Konrad und trug ihm mit sanften, aber von heiligem Ernste durchdrungenen Worten ihre Bitte um Befreiung des Gemahls vor. Kaum hätte es der Bitte bedurft, der Anblick Hedwigs genügte schon, das wilde, rauhe Gemüth des Masovierherzogs plötzlich umzustimmen. Fast sprachlos, beschämt und ganz verwirrt stand er vor der Heiligen. Wie der Wolf vor dem Auge des Menschen zurückbebt, so schauerte Konrad vor ihrer reinen Seele, vor ihrem offenen, milden Blicke zurück. Ohne Wiederrede gewährte er ihren Wunsch und ging auf die Bedingungen

ein, die sie vorschlug, um für die Zukunft ein besseres Verhältniß zwischen ihm und Heinrich herzustellen. Diese waren: Heinrich der Bärtige verzichtete für immer auf die Vormundschaft des Prinzen von Krakau und gab gegen seine Befreiung die gefangenen Masovier los. Das Uebereinkommen wurde gegenseitig beschworen, um aber die Versöhnung der beiden Fürsten vollständig und für alle Zukunft dauernd zu machen, versprach sie aus mütterlicher Vollmacht ihre beiden Enkeltöchter, Gertrud und Konstantia, den Söhnen Konrads zu Gemahlinen.

Heinrichs Kerker wurde unverzüglich geöffnet. Er hatte in dieser Gefangenschaft viel gelitten; seine Wunden schmerzten ihn heftig und die ungewohnte Einsamkeit fiel ihm sehr schwer. Seine liebevolle Wärterin und Trösterin war ja dießmal ferne von ihm und er der theilnahmslosen Pflege fremder Menschen überlassen, die in ihm den Feind ihres Herzogs sahen. Als man ihm die Befreiung ankündigte, schien er gar nicht daran glauben zu können; erst als er Hedwig erblickte, welche ihn an Konrads Seite begrüßte, durchschaute er die Ursache seiner ungehofften Erlösung. Welches Wiedersehen! Wie ein Engel des Friedens und der Versöhnung stand die Heilige zwischen zwei gewaltigen, feindlich gesinnten Männern, deren Trotz und Starrsinn durch ihre himmlische Sanftmuth, durch ihre freudige Opferwilligkeit gebrochen waren. Ja, Heinrich konnte sich mit vollem Recht rühmen, das starke Weib gefunden zu haben, von welchem Salomon sagt: „Ihr Werth ist kostbar, gleich den Dingen, welche von fernen Ländern kommen.“ Wohl ist ein solches Weib kostbar, denn es ist ein seltener Schatz, glücklich derjenige, welcher ihn besitzt. Ohne Zweifel erkannte er, wie sonst, auch in diesem Augenblicke den ganzen Werth des Opfers, welches Hedwig durch die beschwerliche

Reise, durch ihr muthiges Benehmen gegen Konrad ihm gebracht hatte. Daß doch auch mit dieser Erkenntniß der Geist des Friedens in seinem Herzen eingezogen wäre, wie viel Jammer und Herzleid hätte er dann Hedwig und seinem Lande ersparen können! Freilich trug Heinrich nicht allein die Schuld, daß schon in der nächsten Zeit die Furie des Krieges wieder ihre Geißel über diese unglücklichen Gegenden schwang.

Konrad hatte sich unter dem falschen Vorgeben, der damals geschworene Eid sei von ihm erzwungen worden, von Papst Gregor IX. die Lossprechung desselben zu verschaffen gewußt. Wie hätte die wehrlose, alleinstehende Herzogin von Schlesien ihn zwingen können, ihren Gemahl frei zu geben? Sie war nicht mit einer Kriegsmacht gekommen, sondern in der Gestalt der Büßerin; in demüthiger, obgleich offener und gerader Weise hatte sie ihm ihr Anliegen eröffnet und von solchem Anblicke im innersten Gewissen erschüttert, hatte er der schwachen Frau zugestanden, was eine bewaffnete Schaar nicht vermocht haben würde. Das wußte man aber nicht so genau in Rom. Bei dem langsamen Verkehr jener Zeit konnte ein erster falscher Bericht erst zu spät widerlegt und als solcher erkannt werden. Es verstrich immer ein Jahr, bis Nachrichten aus solcher Entfernung an Ort und Stelle und wieder zurück gelangten. Genug, der Herzog von Masovien war seines Eides entbunden und so glaubte er sich im vollen Rechte, neuerdings in das Krakauerland einzufallen und sich desselben zu bemächtigen. Da konnte Heinrich nicht ruhig bleiben. Er zog wieder gegen ihn zu Feld, da die Herzogin von Krakau sich an seinen Hof nach Breslau geflüchtet hatte, und kehrte nach mehreren siegreichen Kämpfen als Herrscher über Krakau und Sandomir nach

Schlesien zurück. — Um dieselbe Zeit starb der Herzog von Gnesen, welchem Heinrich einmal Schutz und Zuflucht gewährt hatte, als er von seinem Neffen vertrieben worden war. Aus Dankbarkeit dafür setzte er ihn zum Erben seiner Länder ein. Der Neffe kümmerte sich aber um dieses Vermächtniß nicht, sondern nahm dieselben als sein Eigenthum in Besitz, und um denselben ungestörter zu genießen, gewann er die Bischöfe von Gnesen und Posen für sich, indem er ihnen bedeutende Vorrechte und ihren Unterthanen große Freiheiten verlieh. Darüber waren die Adeligen des Landes, welche noch immer gewohnt waren, ihre Untergebenen wie Sklaven zu behandeln, auf das Höchste erbittert und zettelten eine Verschwörung an.

Jetzt glaubte Heinrich der Bärtige den Augenblick gekommen, um sich für die in Gonzawa empfangenen Wunden zu rächen, die er ebenso gut der Tücke seines jetzigen Gegners, des Herzogs von Kalisch, als dem Swantopolk von Pommern zu danken hatte. Er schenkte den Unzufriedenen des Herzogthums Gnesen Gehör und erschien an der Grenze, mit bewaffneter Hand seine Erbschaft einzufordern.

Unsäglich betrübte sich Hedwigs mildes Herz, als sie die Anstalten zu einem neuen Kriege gewahrte und keinen Ausweg sah, ihn zu verhindern. Ihre bittende Stimme fand keinen Wiederhall mehr in Heinrichs Seele, welche sich in Selbstsucht und Eitelkeit verhärtet und schon gewöhnt hatte, die Vorstellungen der Heiligen unbeachtet zu lassen. Sie kannte das grenzenlose Elend, das diese Fehden den Völkern gebracht, die Tyrannei der Adeligen, deren Partei ihr Gemahl jetzt ergriff, und mußte deßhalb ganz an seinem bessern Willen verzweifeln. Wenn Heinrichs Handlungsweise bis zu dieser Stunde noch immer entschuldigt, vielleicht sogar gerechtfertigt werden konnte, so hatte er

mit Beginn dieses Krieges einen Weg betreten, der ihn unfehlbar dem traurigen Schicksal überliefern mußte, welches seine Gemahlin seit langer Zeit befürchtete.

In rasch aufeinander folgenden Zügen hatte er Großpolen bis zur Wartha erobert und so seinen Länderbesitz und sein Ansehen bedeutend vermehrt. Allein durch diese Kriege waren die Freiheiten der Kirche von Gnesen schwer verletzt worden. Er legte ihren Unterthanen Steuern auf, zwang sie zu Frohnarbeiten und Kriegsdiensten und ließ ihre Streitigkeiten durch seine Richter entscheiden. Ja sein eigenes Land verschonte er mit so unbilligen Forderungen nicht, denn er hatte Geld und Leute nöthig, um seine Pläne durchzuführen. In Gnesen geschahen unerhörte Gewaltthätigkeiten durch das verwilderte Kriegsvolk; es raubte und plünderte schonungslos. Da verwies der Erzbischof dem Herzog diese Eingriffe ernstlich und verlangte Ersatz für den angerichteten Schaden. In diesem Augenblick war Heinrich ihn zu leisten nicht im Stande. Er suchte also Zeit zu gewinnen, indem er vorgab, die Sache dem Papste zur Entscheidung vorlegen zu wollen. Damit war ihm aber keineswegs ernst, und als die Bischöfe von Gnesen und Posen das sahen, verklagten sie ihn in Rom. Die Folge davon war, daß Heinrich auf Befehl Gregor IX. zur Verantwortung vorgeladen, und da er nicht erschien, mit dem Banne belegt wurde. Heinrich der Fromme, seine Mutter, seine Gemahlin und die Äbtissin Gertrude waren darüber auf das Tiefste bestürzt. Der Gemahl, der Vater, an dem sie mit so unendlicher Liebe hingen, war von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, deren treuer und eifriger Sohn er bis in sein hohes Alter gewesen. Als einen ihrer Gnadenmittel Beraubten mußten sie ihn tiefer beklagen, als wenn er die schmählichste Niederlage

oder den Tod von Feindeshand erlitten hätte. Sie vereinigten ihre heißen Gebete, daß Gott ihn erleuchten und ihm die Gnade geben wolle, in den Schooß der heiligen Kirche zurück zu kehren. Heinrich hatte die Nachricht, daß er mit dem Banne belegt sei, in Schloß Liegnitz erhalten. Sie beugte ihn nieder, aber dennoch wollte er sich nicht entschließen, sein Unrecht gut zu machen. Endlich vermochten die Bitten und Vorstellungen der Seinigen so viel über ihn, daß er sich bemühte, die Lossprechung vom Banne zu erhalten. Er bat den heiligen Vater um andere Richter, als dieser ihm zuvor bestimmt hatte, denn nicht ganz mit Unrecht setzte er Mißtrauen in die Unparteilichkeit des Erzbischofs von Gnesen. Dieser Bitte gab der Papst Gehör und zugleich ertheilte er dem neuen Untersuchungsrichter die Vollmacht, den Herzog vom Banne loszusprechen, wenn er das Versprechen gäbe, entweder selbst oder durch einen Stellvertreter sich in Rom zu rechtfertigen. Aber auch jetzt ging Heinrich nicht ehrlich zu Werke. Er bewog den päpstlichen Bevollmächtigten zur Lossprechung, noch ehe er die Bedingungen dazu erfüllt hatte. Nachdem das erste geschehen, war er aber zu letzterem nicht mehr geneigt. Er wähnte sich in seinem Gewissen entschuldigt und von der Last des Bannes befreit. In der That war er es aber nicht; alle guten Katholiken und vor allem seine Gemahlin sahen klar ein, daß die Lossprechung nicht gültig sein konnte, und daß der Richter kein Recht hatte, sie zu ertheilen, wenn die Bedingungen dazu nicht erfüllt waren. In ihren Augen war er also nicht mit Gott ausgesöhnt, der Kummer und die Trauer ihrer Seele um ihn hatten nicht aufgehört.

Heinrich war noch immer in Liegnitz, denn die Fürstin ließ ihm sagen, er möge sich ja nicht von dort entfernen.

Sie sähe voraus, daß seine Tage gezählt wären, sobald er es verlassen würde. Da er schon mehrere Proben von der Richtigkeit ihrer Voraussagungen erfahren hatte, so glaubte er auch an diese und verließ Liegnitz in einem Zeitraum von drei Jahren nicht ein einziges Mal. Endlich wurde es seinem unruhigen Geiste doch zu lang. Im nächsten Frühling reiste er über Sagan nach Crossen. Kaum war er dort angekommen, als ihn eine schwere Krankheit befiel. Er fühlte die Gefahr, in welcher er schwebte und ließ seine Gemahlin bitten, eiligst zu ihm zu kommen, da sein Ende nahe sei. Hedwig aber, sonst so bereitwillig gegen alle seine Wünsche, konnte diesen letzten nicht mehr erfüllen. Da Heinrich nach ihrer Ueberzeugung noch mit dem Kirchenbann belastet war, so hielt sie es für Pflicht, ihm ferne zu bleiben. Sie wußte, daß es den Gläubigen verboten war, mit einem von der Kirche ausgeschlossenen Menschen irgend eine Gemeinschaft zu pflegen und auch in diesem Falle glaubte sie kein Recht zu haben, dieses Verbot zu übertreten. Mit welchen Schmerzen sie dießmal ihrem Pflichtgefühl treu blieb, weiß Gott allein, vor keinem menschlichen Herzen hat sie sich je darüber geäußert. Acht Tage später traf schon die Kunde von Heinrichs Tod und bald darauf seine Leiche in Trebnitz ein, um dort bestattet zu werden. Eine ungeheuere Menge Volkes, sowie auch viele Ritter und Herren aus Schlesien und Polen waren der fürstlichen Leiche entgegen gezogen. Es erhob sich ein lautes Wehklagen um den geliebten Herrn, der noch immer alle Herzen für sich hatte. Die Klosterjungfrauen zu Trebnitz waren ganz untröstlich und zerflossen fast in Thränen. Sie hatten ja in dem Herzog ihren besten Freund und Wohlthäter verloren. Während mehrere aus ihnen von so heftigem Schmerze ergriffen waren, daß sie ohnmächtig

wurden, stand Hedwig ruhig und ergeben vor dem Sarge des Gemahls und sprach: „Was betrübt ihr euch alsosehr? Wollt ihr, daß etwas gegen den Willen Gottes geschehe? Dieß ziemt sich nicht für euch, meine Theuersten, da der Schöpfer mit seinen Geschöpfen verfahren darf und muß, wie es seiner Gütigkeit genehm ist. Sein Wirken für uns und um uns muß uns also zur Beruhigung gereichen, da wir seine Kreaturen sind.

Keine Thräne entströmte ihrem Auge und dennoch barg der Leichenschrein vor ihr die sterbliche Hülle Desjenigen, der ihrem Herzen in diesem Leben am nächsten gestanden, den sie unter allen Menschen am meisten geliebt hatte. War ihr Schmerz so gewaltsam, so bitter, so hart, daß er sich nicht in wohlthätige Thränen auflösen konnte? Oder war diese Quelle ihres Herzens plötzlich versiegt, nachdem sie so lange und reichlich geflossen war? Das eine und das andere wäre möglich gewesen. Der Zustand, in welchem Heinrich von der Welt schied, mußte ihre Seele wie ein scharfes Schwert verwunden, und das tiefste, das bitterste Weh ist immer thränenlos. Ebenso versagt der Strom der Zähren den duldenden, gramgewohnten Gemüthern, wenn sie ihn in langen Jahren schon erschöpft haben; auch der heftigste Schmerz entlockt dann dem trockenen Auge keine Thauperle mehr, die ihn mildern könnte; sie werden stumpf und unempfindlich dagegen und eine fast willenlose Ergebung zieht in ihnen ein. Auf einer ungleich höheren Stufe aber stand unsere heilige Fürstin. All' das bisher erfahrene Leid hatte ihre starke Seele nicht widerstandslos gemacht; sie fühlte es lebhaft, aber die vollkommene Ergebung in den göttlichen Willen hob sie über das gewöhnliche, menschliche Empfinden hinaus. Sie veredelte und verklärte ihren Schmerz, so daß er den übrigen

Trauernden als ein Stern des Trostes in ihrer Betrübniß leuchtete.

Die Thränen und Klagen am Grabe Heinrichs legen ein schönes Zeugniß für sein landesväterliches Wirken ab, sowie auch für die dankbare Anerkennung eines liebenden Volkes, das sich, nachdem er die Augen geschlossen hatte, gerührt der Wohlthaten erinnerte, welche es von ihm empfangen hatte. In ganz Schlesien war kaum ein Ort zu finden, dem er nicht eine besondere Gunst erwiesen hätte. In den 37 Jahren seiner kräftigen und weisen Regierung legte er den Grund zu dem späteren Wohlstande des früher so armen Landes durch die Gründung vieler Städte nach deutschem Rechte, durch die Erbauung und Ausstattung von Klöstern und wohlthätigen Anstalten, durch eine gründliche und durchgreifende Verbesserung der Gesetze und Einrichtungen des Staates. Groß waren seine Verdienste um die Bekehrung des damaligen Preußens zum Christenthume, gegen welches er zwei Feldzüge mitgemacht hatte. Niemals verübte er Grausamkeiten, wie es die übrigen polnischen Fürsten seiner Zeit gethan, noch fröhnte er rohen Leidenschaften, welche ihn der Liebe und Achtung seines Volkes entfremdeten. Der Grundzug seines Charakters war fromm, gut und edel. Abgesehen von den Verirrungen seiner letzten Lebensjahre konnte er sich eines herrlichen, thatenreichen Lebens rühmen. Keiner seiner Vorfahren und keiner seiner Nachkommen auf dem Throne von Schlesien erfreute sich eines so großen Rufes der Klugheit und Tapferkeit, wie er, keiner hatte solche Erfolge errungen. Um aller dieser Eigenschaften willen wird jeder Leser mit uns aus vollem Herzen wünschen, daß die Versuche gelingen möchten, welche schon früher und auch in neuerer Zeit wieder gemacht wurden, Heinrichs letztere Handlungen wenigstens so weit zu

entschuldigen, daß sie in Anbetracht seiner verwickelten Zeitverhältnisse weniger strafwürdig befunden werden könnten, so daß die Hoffnung bleibt, er werde im Jenseits den Lohn für seine guten Werke empfangen und einen milden Richter gefunden haben. Seine Grabschrift lautet:

Heinrich, Schlesiens Zier, den ich zu beweinen versuche,
Ruht hier. Dieses Gestifft stammt von dem Trefflichen her.
Er war der Vater der Armen, die Geißel der Bosheit, ein Spiegel
Edler Sitten. Erfleht für ihn die ewige Ruh'.

Sein Todestag war der 19. März des Jahres 1238. Er hatte ein Alter von beinahe 70 Jahren erreicht.

XIV.

Das Fest in Marburg. — Wunderbare Erscheinungen und Wirkungen des Gebetes der Heiligen.

Heinrich der Fromme hatte ein großes Erbe angetreten. Das Land Leubus bis wenige Meilen vor Berlin, Groß- und Kleinpolen waren von seinem Vater erobert und dem Stammlande Schlesien einverleibt worden. Er wußte, daß, je größer der Besitz und das Gebiet eines Herrschers, um so größer auch seine Pflichten seien, und mit dieser Gesinnung ergriff er nun allein die Zügel der Regierung, um sie in dem klugen, milden und wohlwollenden Geiste des Vaters fortzuführen. Vor allem ließ er sich angelegen sein, die Werke desselben im besten Zustande zu erhalten, und jene, die noch nicht vollendet waren, möglichst zu fördern. Darüber hätte er aber beinahe dasjenige vergessen, was für die Seelenruhe Heinrich I. jedenfalls das Nothwendigste war, nämlich: die Erfüllung der Bedingungen, welche von dem päpstlichen Stuhle für die Lossprechung vom Banne

waren gefordert worden. Erst nachdem von Rom die Drohung gekommen war, Heinrichs I. Gebeine würden aus der geweihten Erde genommen werden, erklärte er sich bereit, an seines Vaters Stelle den verlangten Schadenersatz an den Erzbischof von Gnesen zu zahlen und dadurch die Schuld zu sühnen, mit welcher dieser in die andere Welt hinübergegangen war.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo der heilige Vater die Strafe der Excommunikation über Heinrich den Bärtigen verhängt hatte, schrieb er eine seiner nächsten Verwandten in das Buch des Lebens ein. Die Landgräfin Elisabeth von Thüringen war zum ewigen Frieden eingegangen. Die Wundergabe, welche sie während ihres Erdenwandels schon geziert hatte, zeigte sich noch glänzender nach ihrem Tode, so daß kaum vier Jahre nach demselben die Heiligsprechung und das Fest der Erhebung ihrer Gebeine in Marburg stattfand. Hedwig hatte das Hinscheiden ihrer heiligen Nichte mit mehr Freude und Trost als mit Betrübniß vernommen, denn alle näheren Umstände, die ihr darüber erzählt wurden, erweckten in ihrem Herzen den innigsten Dank gegen Gott für die außerordentlichen Gnaden, welche er ihrer geliebten Nichte erwiesen. „Ueber einen solchen Tod sollen wir nicht trauern", sprach sie zu ihrer Schwiegertochter und zur Abtissin Gertrude, welche beide der theuren Verwandten ein Thränenopfer gebracht hatten, „vielmehr müssen wir uns darüber freuen und Gott danken, daß er unsere liebe Schwester so bald zur Seligkeit seiner Anschauung berufen hat."

Mit der Nachricht ihres zeitlichen Hintrittes empfing sie auch einen Schleier, den Elisabeth getragen hatte. Diesen bewahrte sie als kostbare Reliquie und legte ihn während der noch übrigen Jahre ihres Lebens nie mehr ab. Aus

allen Gegenden Deutschlands, aus Polen, Schlesien, Ungarn und Frankreich strömten Fürsten, Ritter und ganze Massen Volkes nach Marburg, um das Fest der Heiligen zu verherrlichen. Auch Kaiser Friedrich II., der sie auf seinen Thron hatte erheben wollen, war erschienen, um der Verstorbenen noch nach ihrem Tode einen Beweis jener Liebe und Ehrfurcht zu geben, die er im Leben für sie gehegt hatte. Im grauen Büßergewande, mit bloßen Füßen, die Krone auf dem Haupte tragend, schritt er dem glänzenden Zuge voran, der sich zu dem Grabe der Heiligen hinbewegte. Als die Bischöfe den Sarg aus der Gruft gehoben und ihn geöffnet hatten, zeigte sich nicht die mindeste Spur von Verwesung. Da nahm Friedrich seine Krone, setzte sie auf das Haupt Elisabeths und sprach: „Da ich sie nicht krönen durfte auf der Erde der Kaiser, so lege ich ihr heute dieses Geschenk nieder als Königin im Reiche der Unsterblichkeit.“ Alle Anwesenden brachten reiche Opfer; bald konnten die zahllosen Verehrer der Heiligen ihre Andacht an einem herrlichen Grabmal verrichten, welches in der von ihrem Schwager erbauten prächtigen Elisabethskirche in Marburg aufgestellt wurde. Zweiundzwanzig Jahre später erhob sich auch in Breslau eine schöne, große Kirche, welche die Bürger daselbst mit Hülfe der Herzogin Anna und ihrer Söhne erbaut und der heiligen Elisabeth geweiht hatten. Hedwig konnte, ihres vorgerückten Alters und zunehmender Schwäche wegen, nicht persönlich an dem Feste in Marburg theilnehmen. Sie that es um so andächtiger und inniger im Geiste, so daß es ihrer Umgebung schien, als ob der Seele der Fürstin Alles gegenwärtig wäre, was dort vorging.

Auf dem Wege der Vollkommenheit, wie auf jenem des Lasters ist kein Stillstand möglich, vorwärts oder rückwärts muß sich die Seele bewegen. Also schritt auch

unsere heilige Wittwe täglich weiter auf der rauhen Bahn, die allein zum wahren Ziel der irdischen Wanderschaft führt. Ihr Eifer in Gebet- und Bußübungen nahm fortwährend zu und sie schälte sich so vollkommen von allem Irdischen los, daß sie vielmehr dem Himmel als dieser Welt anzugehören schien. Ihre Seele war durch die stets wachsende Glut der Liebe und Sehnsucht nach dem göttlichen Bräutigam seines vertrauten Umganges gewürdigt worden. Aber sorgfältig verbarg sie dieses süße Geheimniß ihrer Umgebung, als fürchtete sie, den köstlichen Schatz zu entweihen, wenn andere davon Kenntniß erhielten; auch sträubte sich ihre tiefe Demuth dagegen, vor ihren Mitmenschen so hochbegnadigt zu erscheinen. Dennoch geschah es zuweilen, wenn sie in Gebet und Betrachtungen versenkt, und in solchen Stunden den Gebrauch der irdischen Sinne ganz verloren hatte, daß ihre Schwiegertochter oder ihre nächsten Vertrauten und Diener in die stille Kammer eintraten, wohin sie sich jedesmal zurückzog, um die Wonne des geistigen Umganges mit dem Geliebten ihrer Seele zu genießen. Da fanden sie dann die Heilige in ganz verklärtem Zustande. Ihr Angesicht glänzte schneeweiß und rosig; dieß waren keine irdischen Farben mehr, es war der Wiederschein des himmlischen Lichtes, das in ihrem Herzen brannte. Die ganze Gestalt schwebte und leuchtete in einer Strahlenglorie und blendete die Augen derjenigen, welchen dieser Anblick vergönnt war. Ihre Stellung war knieend, allein sie berührte die Erde nicht, sondern hatte sich um einige Zoll über dieselbe erhoben. Als ihr Kämmerer Boguslaus von Schavoine einst in dem Betzimmer der Fürstin eine Tasse holen wollte, worin ihr Trinkwasser abgekocht wurde, traf er sie in diesem Zustande. Das ganze Gemach war mit so hellem Lichtglanz erfüllt, daß er ganz

bestürzt und erschrocken wieder hinauseilen wollte. Hedwig hatte sein Eintreten nicht bemerkt, aber das Geräusch seines schnellen Rückzuges weckte sie aus ihrer süßen Betrachtung, und nun rief sie ihn zurück. Zitternd gehorchte er dem Befehl, aber er gestand nachher, daß er sich lange von dem Eindrucke nicht habe erholen können, den diese überirdische Erscheinung auf ihn gemacht hatte. Ein andermal war eine Nonne in Trebnitz neugierig, zu wissen, welche Andachtsübungen denn die Heilige noch pflege, wenn sie oft nach dem Chor- und Gottesdienste ganz allein in der Kirche zurückbleibe. Sie begab sich daher, während die übrigen bei Tische saßen, heimlich in den Chor und verbarg sich an einem Platze, wo sie von der Fürstin nicht gesehen werden konnte. Diese erhob sich, näherte sich dem Altar der seligsten Jungfrau, worauf sich ein großes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers befand und brachte vor demselben laut und innig ihre Danksagung dar. Lange verweilte sie im Gebete mit ausgespannten Armen. Da löste sich plötzlich Hand und Arm des Kreuzbildes an der rechten Seite vom Querholz los, streckte sich aus und segnete die Fürstin. Deutlich vernahm die Nonne eine helle Stimme, welche von dem Bilde kam und sprach: „Dein Gebet ist erhört, und was du begehrst, wirst du erhalten.“ Nicht weniger ergriffen als der Kämmerer Boleslaus, eilte die Klosterfrau aus der Kirche, bekannte den Schwestern ihre Neugierde und erzählte unter heiligem Schauern, was sie gesehen und gehört.

Wie wirksam sich die Kraft ihres Gebetes erwies, mögen von vielen Beispielen hier nur zwei darthun, die sich kurz nacheinander in Trebnitz begaben. Razlawa, einer jener Jungfrauen, welche sie von Kindheit auf erzogen und dem Orden übergeben hatte, begegnete bei Tische der Unfall,

daß ihr eine Fischgräte im Halse stecken blieb, von der man sie trotz aller in solchen Fällen anzuwendenden Mittel nicht befreien konnte. Die Arme war bereits dem Erstickungstode nahe, als man schnell noch die Heilige herbeirief. Diese blickte betend auf ein Cruzifixbild und machte das heilige Kreuzzeichen über den Mund der Leidenden. Augenblicklich löste sich die Gräte in ihrem Schlunde los und sie warf dieselbe aus. Gaudentia, eine andere Klosterjungfrau, war auf beiden Augen fast ganz erblindet. Ein sehr heilsames Augenwasser, das schon Vielen geholfen und im Kloster selbst bereitet wurde, vermochte das Uebel nicht zu lindern. Ein Flecken in dem rechten Auge wurde sichtbar und vergrößerte sich mit jedem Tage. Gaudentia war bei diesem Anzeichen völliger Erblindung trostlos. Da trat sie eines Tages in der Kirche zu der Fürstin und bat sie fußfällig, das Kreuzzeichen über sie zu machen. Hedwig erschrack in ihrer Demuth, als ein solches Zeichen göttlicher Wunderkraft von ihr verlangt wurde, und sprach: „Gott vergebe Dir's, daß Du, obwohl ich ein Mensch und ein irdenes, zerbrechliches Gefäß bin, ein Ding der höchsten Macht von mir begehrst. Lasse ab deßhalb, denn wenn Du also die Wohlthat der Heilung suchest, wirst Du sie durch mich niemals von Gott erhalten." — Gaudentia aber ließ nicht nach, bis endlich die Heilige, von ihren inständigen Bitten gerührt, das heilige Kreuzzeichen über sie machte, indem sie sagte: „Gott segne Dich, theuerste Schwester." Sogleich hatte die Jungfrau das volle Augenlicht erhalten, der Flecken war verschwunden. Diese beiden wunderbaren Heilungen wurden in dem Heiligsprechungsprozesse Hedwigs von noch lebenden Augenzeugen beeidigt.

Bald nach dem Begräbnisse des Herzogs Heinrich, im Frühlinge, saß die Fürstin eines Tages mit einer vertrauten

Schwester im Klostergarten. Sie sprach viel Denkwürdiges über Vergangenheit und Zukunft, aber plötzlich wurde der Ton ihrer Stimme weich und bewegt, ihre Miene ungewöhnlich ernst und wehmüthig, indem sie sagte: „Gedenke meines Sohnes in deinem Gebete, denn er wird nicht nach Art jener, welche im Bette sterben, aus der Welt gehen.“ — Adelheid, so hieß die vertraute Nonne, antwortete erschrocken und staunend: „Fürstin, das sei ferne! Ihr habt nur noch diesen einzigen Sohn und deßhalb seid Ihr besorgt, daß ihm vielleicht solches widerfährt; weiset diese Furcht von Euch!“ Aber die Heilige entgegnete: „Ich fürchte es nicht nur, sondern ich weiß es ganz zuverlässig, daß er durch Todtschlag um das Leben kommen wird.“ Das Nähere hierüber verschwieg sie noch aus Schonung gegen die Ihrigen, besonders gegen ihre Schwiegertochter Anna, damit dieselben nicht ohne Nothwendigkeit schon vor der Zeit in Angst und Kummer versetzt würden. Adelheid, das wußte sie wohl, würde die vertrauliche Mittheilung in ihrer treuen Brust sorgsam verschließen. Der klare, prophetische Blick ihres Geistes drang durch die Zukunft von mehreren Jahren. Sie schaute die letzte, herbe Prüfung, die ihr für den Abend ihres Lebens vorbehalten war, das traurige Geschick des Volkes, dessen Mutter sie war, und dem eine furchtbare Züchtigung von der Geißel des göttlichen Zornes bevorstand. Ihr Ohr vernahm bereits das Schlachtgetöse, den Weheruf der Sterbenden, das Hohngelächter der wilden Sieger, und ihre Seele empfand im Voraus den Stachel des bittersten Schmerzes, welchen ein zärtlichliebendes Mutterherz erdulden kann.

XV.

Die Tartarenschlacht und ihr edelstes Opfer, Heinrich der Fromme.

Im östlichen Hochasien lebten zwei große, tapfere aber halbwilde Völkerschaften, die Mongolen und die Tartaren. Temudschin, ein muthiger, kampflustiger Häuptling, hatte sie zu Anfang des 13. Jahrhundertes unter einem Scepter vereinigt. Unter seiner Anführung hatten sie ganz Asien erobert und Peking, die Hauptstadt China's, im Sturme genommen, geplündert und verbrannt. Im Westen drangen sie bis an die Wolgau vor, wo sie mehrere russische Fürsten, nachdem sie dieselben in ihre Steppen gelockt hatten, sammt dem größten Theil ihres Kriegsvolkes erschlugen, die nicht Getödteten aber in das Innere ihres Landes schleppten.

Durch so große Erfolge tollkühn gemacht, beschlossen sie, ihr Waffenglück auch in Europa zu versuchen. Ein Heer von 500,000 Reitern ward gerüstet. Auf unansehnlichen, aber sehr zähen und raschen Pferden zogen sie durch die Steppen an die Ufer des kaspischen Meeres; ein ungeheurer Troß von Weibern, Kindern, Sklaven und Vieh folgte ihnen nach. Die vornehmen Krieger trugen Eisenpanzer, die übrigen hatten kleine Schilde aus Weidenruthen, welche sie vortrefflich schützten. Alle aber waren mit Lanzen, Bogen und gekrümmten Schwertern versehen. Ihre außerordentliche Beweglichkeit, ihre Kampfweise und Bewaffnung gaben ihnen große Vortheile über die schwerfällig gerüsteten Krieger des Abendlandes in die Hand, und schon ihr Aussehen flößte Grauen und Schrecken ein. Sie hatten eine gedrungene Gestalt, breite Schultern, graue, stechende Augen, hervortretende Backenknochen, platte Nasen und schwarzes,

struppiges Haar. Ihre Kleidung bestand in Büffel- und Pferdehäuten, ihre Waffen waren eiserne Lanzen und Pfeile von zwei Fuß Länge, welche selbst durch die Panzer der Ritter tief eindrangen.

Auf ihrem Zuge durch Rußland verübten sie Grausamkeiten der fürchterlichsten Art, und als nun die Kunde von ihrem Herannahen von einem Ende Europa's bis zum andern lief, lähmte Furcht und Entsetzen alle Gemüther. Aus Rom ertönte der Mahnruf des heiligen Vaters zur Buße, damit der Zorn Gottes besänftigt und Europa nicht den Händen der Ungläubigen preisgegeben werde. Kaiser Friedrich II. schrieb an die Fürsten des Abendlandes: „Jetzt ist es Zeit, aus dem Schlafe zu erwachen und des Geistes und Körpers Augen zu öffnen. Sieh, schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt, sieh, schon dringt das Schwert zum Knochen durch, da in alle Welt der Ruf von denen ausgeht, welche der gesammten Christenheit den Untergang drohen.“

Ungeachtet dieser ernsten und wohlgemeinten Warnung sahen Deutschlands und Frankreichs Fürsten in träger Ruhe zu, ob die Ungarn, Polen und Böhmen, dem ersten Anprall der wilden Horden ausgesetzt, nicht stark genug wären, ihrem Eindringen einen Damm entgegen zu setzen. Diese aber lebten wie gewöhnlich miteinander in Unfrieden und konnten sich deßhalb nicht schnell genug vereinigen, um dem Feinde mit gehöriger Kraft entgegen zu treten, der inzwischen Ungarns Grenzen schon nahe gerückt war. Im Januar 1241 fiel der oberste Anführer Batu mit zwei ungeheuren Heerhaufen in dieses Land ein, während er es dem Unterfeldherrn Peta überließ, mit 150,000 Mann Polen und Schlesien zu erobern und zu verwüsten. Nun war der Zeitpunkt gekommen, in welchem das Strafgericht

Gottes, welches die heilige Hedwig vorhergesehen hatte, sich erfüllen sollte.

König Wenzel von Böhmen, Heinrich des Frommen Schwager, beeilte sich, die Pässe des Riesengebirges durch starke Verhaue zu sichern, alle vertheidigungsfähigen Städte und Burgen zu befestigen und sein Kriegsvolk an den Grenzen seines Landes zu sammeln, während Herzog Heinrich ein Heer von 30,000 Mann gerüstet und bei Liegnitz aufgestellt hatte. König Bela von Ungarn war von Batu geschlagen worden und Peta, welcher das feste Sandomir eingenommen, Krakau belagert und verbrannt, und so die ganze Vormauer Schlesiens überstiegen hatte, zog mit seinen Schaaren gerade auf Breslau zu.

Im Kloster Trebnitz bereitete sich Alles zur Flucht vor, denn es schien für die Stiftsbewohnerinen durchaus unrathsam, in solcher Nähe des Kriegsschauplatzes zu verweilen, wo sie hülflos den Mißhandlungen der Tartaren ausgesetzt gewesen wären. Die Nonnen flüchteten zu ihren Familien, welche im Lande umher zerstreut wohnten. Herzogin Hedwig wollte sich mit der Abtissin Gertrud und ihrer Schwiegertochter Anna nach der stark befestigten Burg Crossen an der Oder begeben, welche wegen ihrer Entfernung die meiste Sicherheit bieten konnte. Dieser Flucht aber ging der schwerste Abschied voraus, den die Heilige wohl in ihrem ganzen Leben zu bestehen hatte. Sie wußte, daß ihr Sohn in dem Kampfe gegen die wilden Feinde umkommen und sie ihn in diesem Leben nicht wiedersehen würde, aber sie wollte ihn mit keinem Laut, mit keiner Miene ihr bestimmtes Vorgefühl ahnen lassen, um in dem Augenblicke, wo er seines ganzen Heldenmuthes bedurfte, seine Seele durch den Schmerz der Trennung nicht zu weich zu stimmen. Als letztes Andenken ihrer mütterlichen Zärt-

lichkeit reichte sie ihm eine kostbare, von ihr selbst gestickte Schärpe als Schwertgehänge. Heinrich küßte dieselbe und sprach: „Mit diesem Talisman, liebe Mutter, und mit der Hülfe Gottes werde ich als Sieger zu Euch zurückkehren.“ Schnell wandte sich Hedwig ab, denn Weh und Rührung wollten sie übermannen und drohten zu Verräthern ihres traurigen Geheimnisses zu werden. Sie beschleunigte die Abreise und der tapfere, siegesmuthige Herzog kehrte zu seinem Heere nach Liegnitz zurück.

Die Breslauer hatten sich mit ihrem beweglichen Hab und Gut in die herzogliche Burg geflüchtet und die ganze Stadt angezündet, damit die Tartaren sich dort nicht aufhalten und keine Beute finden sollten. Bald genug standen diese vor Breslau's Thoren. Als sie die Enttäuschung gewahrten, stürmten sie wüthend auf die Burg zu, um sie zu belagern. Ihre Angriffe blieben jedoch ohne Erfolg; die tapfere Besatzung leistete so kräftigen Widerstand, daß sie unverrichteter Dinge abziehen mußten. Nun wandten sie sich gegen Liegnitz zu. Herzog Heinrich hatte sich mit seinem Heere auf einer fruchtbaren Hochebene aufgestellt, die ihm zum Schlachtfelde besonders geeignet schien. Er selbst befehligte die größte Schaar, vier kleinere Abtheilungen Kriegsvolk hatte er andern tapfern Anführern übergeben. Nachdem alle noch die heiligen Sakramente der Sterbenden mit größter Andacht empfangen hatten, zogen sie auf die Wahlstatt, dem sie erwartenden Feind entgegen. Bevor dieser einen Angriff wagte, gab der Herzog schon den Befehl zur Schlacht. Mit gräßlichem Geschrei stürzten die Tartaren auf den Heerhaufen, den der Herzog in die erste Schlachtlinie gestellt hatte. Mit ihren Massen umzingelten sie denselben leicht von allen Seiten und ein dichter Pfeilregen streckte die kleine, aber tapfere Schaar sammt ihrem

Führer, dem Markgrafen Boleslaus von Mähren, zu Boden. Nicht besser ging es dem zweiten und dritten Heerhaufen der Polen und Oberschlesier. Die Feinde wurden zwar öfter zurückgedrängt und ihrer viele erlegt, allein da sie an Zahl fünfmal stärker waren, als die Christen, so konnten letztere das Feld nicht behaupten. Mit einemmal ergriffen die Polen die Flucht in Folge eines *Mißverständnisses*. Ein Unbekannter, vielleicht ein Verräther, erhob den *lauten* Ruf: „Schlagt todt, schlagt todt.“ Der Klang dieser Worte ist sehr ähnlich dem polnischen Rufe: Fliehet, fliehet. Sie verstanden das Letztere, glaubten sich verloren und stürmten in wilder Flucht davon. Die Tartaren verfolgten sie auf ihren schnellen Rossen mit Blitzesschnelle. Als Heinrich der Fromme dieß sah, rief er in polnischer Sprache: „Gorze sie stato.“ (Es ist uns schlecht gegangen.) Nochmals warf er sich mit dem Heermeister Pompo in guter Ordnung auf die gewaltig anstürmenden Schaaren und befahl, sie mit den langen Schwertern anzugreifen. Es war ein furchtbares Schlachten und Würgen. Tod und Verderben um sich verbreitend, kämpften die Christen mit übermenschlicher Anstrengung, der Sieg neigte sich schon auf ihre Seite. Da erhoben die Tartaren mit entsetzlichem Wuthgeschrei eines ihrer Feldzeichen, wie solche in den indischen Kriegen gebraucht wurden. Auf demselben hatten sie einen ungeheuren, gräulich aussehenden Kopf befestigt, der durch die Schaaren der Streitenden einen betäubenden Qualm und Gestank verbreitete und sie mit Rauch überzog, so daß Freund und Feind sich nicht mehr erkannten und blind aufeinander einhieben. Man hielt diese Maschine für ein Blendwerk der Hölle und nun wurden der Schrecken und die Verwirrung allgemein. Die Tartaren bedienten sich dieses Feldzeichens nur in der äußersten Gefahr, weil

sie dabei selbst sehr viele Leute verlieren mußten. Im christlichen Heere war dasselbe aber bis jetzt ganz unbekannt, und deßhalb die Bestürzung so groß gewesen. Die Rosse selbst bäumten und scheuten, warfen ihre Reiter ab und zertraten viele von ihnen. Ueber die andern fielen die Feinde mit höllischem Jubelgeschrei her und tödteten sie. Bald erlag ihrem Andringen die ganze Ritterschaft. Auch der treue Pompo war mit den Seinigen gefallen. Herzog Heinrich sah rechts und links die besten und tapfersten Freunde der Wuth der Tartaren erliegen. Nur vier Ritter kämpften noch an seiner Seite und diese baten ihn flehentlich, sein Leben durch die Flucht zu retten. Heinrich aber wollte siegen oder sterben. Ersteres war unmöglich, das erkannte er wohl, so hoffte er wenigstens als Vertheidiger seines Landes einen schönen, ruhmvollen Tod, und als Streiter für die heilige Sache des Glaubens die Märtyrerkrone zu gewinnen. Sie sollte ihm werden. Sein Streitroß war unter ihm zusammengefallen und nun kämpfte er zu Fuß fort und schlug sich eine Gasse durch die Feinde. Da ihm aber ein Ritter wieder ein frisches Pferd zuführte und er sich auf dasselbe schwang, wurde er wegen seiner glänzenden Rüstung als der Fürst erkannt und nun drangen alle auf ihn ein. Als er eben den rechten Arm zu einem wuchtigen Hiebe gegen einen Tartaren erhob, durchbohrte ein Anderer rückwärts seinen Lederpanzer und traf genau die Stelle, wo die eherne Rüstung offen stand, so daß der Rennspieß in die Schulter drang. Sterbend sank der ritterliche Held vom Pferde neben seine vorausgegangenen Waffengefährten. Johann von Janowitz war der einzige, der mit schweren Wunden entkam und als Unglücksbote nach Liegnitz eilte, wo er Alles erzählte, was bis zum letzten Athemzuge des Herzogs vorgegangen war.

Dort war die Bestürzung und die Trauer über den Verlust des Kriegsoberhauptes unsäglich groß. Alle wußten, daß der beste, der klügste, der tapferste aus ihrer Mitte geschieden sei und es schien ihnen im ersten Augenblicke, als wären sie nur noch ein Körper ohne Haupt und Leben. Als aber die Feinde vor das Schloß Liegnitz zogen, eine Lanzenspitze mit dem Haupte des getödteten Herzogs vor ihren Augen schwenkten und drohend die Uebergabe der Burg forderten, ermannten sie sich schnell zur Vertheidigung und riefen ihnen zu: „Ist auch der Eine todt, haben wir doch noch vier Herzoge im Schlosse, diese werden wir bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen."

Am nächsten Tage kam König Wenzel zu Hülfe, leider zu spät, um noch einen Gewaltschlag auf die Feinde auszuführen, denn das christliche Heer war fast ganz aufgerieben. Dennoch bewirkte sein Erscheinen mit einer bedeutenden Streitmacht den Abzug der Tartaren, denn auch ihre Reihen waren stark gelichtet. Aber sie hielten sich noch länger als ein Jahr im Abendlande auf, verheerten noch einmal Ungarn, dann Mähren, bis sie von dem tapfern Jaroslaus von Sternberg unter den Mauern von Olmütz glänzend besiegt wurden. — Als in Deutschland und Frankreich die Kunde von den unerhörten Greuelthaten und Verwüstungen erscholl, welche diese wilden Völkerstämme in den christlichen Ländern verübten, rafften sich endlich die Fürsten auf, um ihrem weiteren Vordringen Einhalt zu thun. An der österreichischen Grenze gegen Ungarn sammelte sich unter dem Banner des Königs Wenzel von Böhmen ein starkes Heer und trieb sie auf demselben Wege zurück, auf welchem sie nach Europa eingedrungen waren. Die Spuren ihrer Verheerungen aber blieben in den von ihnen heimgesuchten Ländern noch lange zurück, ihr Name

den Völkern ewig unvergeßlich und furchtbar. In Schlesien war in einem Zeitraume von sechs Wochen die Aussaat von fünfzig Jahren, die das edelste Fürstenpaar gepflanzt hatte, vernichtet worden. Die Ruinen der Kirchen und Klöster, der Dörfer und Städte ragten mit ihren ausgebrannten Mauern und Thürmen wie hülferufend zum Himmel empor. Es war ein erschütternder Anblick, der das Herz vor Wehmuth erbeben machte.

Jener Kampf auf der Wahlstatt, in welchem Heinrich der Fromme gefallen war, hatte bis in die Nacht hinein gedauert. Das ungeheure Feld war zu einem Grabe für viele Tausende geworden. Unsere heilige Fürstin wachte lange im Gebete, bis sie endlich ein leiser Schlummer befiel. Bald erwachte sie aber wieder, erhob sich und weckte ihre vertraute Kammerfrau. „Demundis“, sprach sie, „du sollst wissen, daß ich bereits meinen Sohn verloren habe. Mein einziger Sohn ist wie ein Vögelein schnellfliegend von mir geschieden, ich werde sein Antlitz in diesem Leben nicht wieder sehen.“ Demundis bemühte sich, die Fürstin zu trösten und sagte daher: „Vielleicht habt ihr, meine Herrin, nur einen ängstlichen Traum gehabt. Noch ist ja kein Bote angekommen und man hat noch nichts Gewisses darüber gehört, darum lasset diese Besorgniß fahren und vertraut hierin nicht auf Euch selbst.“ Hedwig aber erwiederte: „Es ist so, wie ich gesagt, aber hüte dich mit allem Fleiße, es Jemanden zu entdecken, damit diese traurige Kunde nicht meiner Schwiegertochter oder Tochter zu Ohren kommt.“ Demundis gehorchte und schwieg. Am dritten Tage brachte ein Bote aus Liegnitz die Todesnachricht, welche man zuerst der Heiligen mittheilte. Keine Thräne, keine Klage verrieth den Kampf des Mutterherzens mit der Ergebung in die göttliche Fügung. Sie hatte ihn schon ausgekämpft,

allein, ungesehen in ihrer stillen Kammer, vor dem Altare Desjenigen, dem sie alle Kräfte, alle Empfindungen ihrer Seele, ihr ganzes Sein in Geist und Körper längst hingegeben hatte. Gott allein wollte sie zum Zeugen ihres Schmerzes haben; er nur konnte sie trösten, wie sie es bedurfte, und sie erwartete diesen Trost mit voller Zuversicht, denn er selbst hatte ja das menschliche Gefühl der Mutterliebe in ihr Herz gelegt, dem sie, wie jeder Sterbliche, ihren Zoll bringen mußte. Wahrhaftig, sie hatte so große himmlische Tröstungen empfangen, daß sie den beiden Seelen, welche nächst ihr am schmerzlichsten von der Todeskunde getroffen waren, mit wunderbarer Kraft beistehen konnte. Ihre Worte gossen heilenden Balsam auf die tiefen Wunden. Anna, die Gemahlin, und Gertrude, die einzige Schwester des dahingeschiedenen Heinrich, richteten sich an seiner erhabenen Mutter wie an einem festen Stabe auf, so daß die junge Wittwe es vermochte, selbst auf das Schlachtfeld zu eilen, um die Leiche ihres Gemahls aufzusuchen. Sie war so verstümmelt, daß die Herzogin dieselbe nur an den sechs Zehen des linken Fußes erkennen konnte. Die Tartaren hatten ja, wie schon oben erwähnt, den Kopf des Herzogs abgehauen und denselben, so lautet eine ältere Sage, vor ihrem Abzuge von Liegnitz in den Koischwitzer See geworfen*).

Mehrere Tage später bewegte sich ein endloser Leichenzug nach der Kirche der Minoritenbrüder in Breslau, woselbst ihn der Landesbischof, die Herzoginen Hedwig und Anna mit der Äbtissin Gertrude erwarteten. Unter lautem Weinen und Schluchzen, unter den dumpfen Tönen des Grabgeläutes und unter den begeisterten Lobreden auf

*) Hedwigs Voraussage, sie werde das Antlitz ihres Sohnes nicht mehr sehen, war also buchstäblich in Erfüllung gegangen.

die Tugenden des so früh dahingeschiedenen Fürsten, wurden seine irdischen Ueberreste in die Gruft getragen und zur ewigen Ruhe eingesegnet. Jeder der Anwesenden wußte eine schöne Eigenschaft, einen edlen Zug des Verstorbenen zu rühmen. Er hatte mit den Ländern seines Vaters auch die Liebe des Volkes geerbt und sie im vollsten Maße verdient. Das herrlichste Lob aber, das ihm gespendet wurde, kam aus dem Munde seiner erlauchten, ehrwürdigen Mutter. Im Herzen frohlockend und mit erhobenen Händen sprach sie: „O Herr, ich danke dir, daß du mir „einen solchen Sohn gegeben hast, der mich, so lange er „lebte, immer geliebt und in großer Verehrung gehalten, „mich auch niemals in etwas betrübt hat. Wiewohl ich „ihn so gern bei mir auf Erden hätte, gönne ich es ihm „doch auf das Innigste, daß er durch seines Blutes Ver„gießung bereits mit dir, seinem Schöpfer im Himmel, ver„eint ist. Flehentlich, o Herr, empfehle ich dir seine Seele."

Dieses Zeugniß der heiligen Mutter gereicht Heinrich dem Frommen gewiß zu größerem Ruhme, als wenn ganze Bände mit dem Lob und Preis seiner Thaten angefüllt würden. Er hatte das fünfzigste Lebensjahr nicht ganz vollendet und sein ältester Sohn Boleslaus II. war noch nicht volljährig. Deßhalb führte Herzogin Anna die Regierung im ersten Jahre ihres Wittwenstandes, und für diese ganze Zeit hatte sie Landestrauer befohlen. Nach Ablauf derselben war Boleslaus, leider ein unwürdiger Sohn seines Vaters, mündig geworden. Die Geschichte nennt ihn den Wütherich. Er brachte viel Elend über sein Land und war die Ursache beständigen Kummers seiner vortrefflichen Mutter und seiner heiligen Ahnfrau, welch' letztere mit betrübtem Herzen voraussah, daß er sich niemals bessern würde.

Nach der Beisetzung ihres Sohnes wartete der Fürstin noch ein großes Liebeswerk. Auf der blutigen Wahlstatt lagen noch immer viele Leichname der Gefallenen. Wegen ihrer ungeheuren Anzahl konnten sie nur schwer von den Ihrigen aufgefunden und beerdigt werden. Jeder suchte zuerst seinen nächsten Verwandten oder Freund auf, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen. Die fremden Leichname würden daher noch lange im Freien dagelegen und gefräßigen Thieren zum Opfer geworden sein, hätte nicht Hedwig sich ihrer in rührender Liebe erinnert und Vorkehrungen zu schleunigem Begräbniß getroffen. Sie selbst ordnete alles zu einer würdigen Todtenfeier für die gefallenen Helden an, die den heißen Kampf ihres Sohnes mitgestritten und das blutige Loos mit ihm getheilt hatten. Auch an den trauernden Wittwen, Müttern und Waisen übte sie ein heldenmüthiges Werk der Liebe. Diese strömten schaarenweise herbei, um an dem Herzen der Heiligen ihre Klagen auszugießen, ihren Schmerz auszuweinen, als ob sie selbst, die doch auch ihren einzigen, herrlichen Sohn verloren hatte, unberührt von dem allgemeinen Jammer geblieben wäre. Nicht achtend der eigenen, schmerzlichen Wunde im Herzen, trat sie tröstend und ermuthigend in die Mitte der Klagenden, bezeigte ihnen ihre innigste Theilnahme und suchte sie aufzurichten durch den Hinweis auf Gott, der zwar das tiefe Leid über sie verhängt habe, ihnen aber auch Kraft schenken werde, es willig zu ertragen, um ihr Seelenheil dadurch zu fördern. Die Trauernden fühlten sich von ihren Worten wunderbar getröstet und erhoben, trockneten ihre Thränen und kehrten ergeben in den göttlichen Willen nach Hause zurück.

Nun gedachte die heilige Fürstin an ihr letztes irdisches Werk Hand zu legen und dem verewigten Sohne ein blei-

bendes Denkmal in den Herzen der Schlesier zu setzen. Sie ließ also an der Stelle, wo sein Leichnam aufgefunden worden, den Bau einer Kapelle mit einem Benediktinerkloster beginnen, welches in der Folge für die Bewohner der Stadt Liegnitz und ihrer Umgebung eine reiche Quelle der Wohlthaten wurde.

Jetzt aber war die Heilige endlich auch der Sorgen und des Kummers dieser Erde müde geworden, und sie sehnte sich mit aller Kraft ihrer Seele, aufgelöst und bei Christo zu sein. Sie schloß mit der Außenwelt ab, damit ihr Blick nicht mehr vom Jenseits abgelenkt würde, dessen Schwelle sie bald zu überschreiten hoffte. Alle ihre Worte und Handlungen trugen das Gepräge des Vorgefühls eines nahen Todes. Ja, ihr Geist hatte sich schon von der Erde losgelöst und eilte auf den Schwingen der Liebe und Sehnsucht seiner ewigen Bestimmung, dem Himmel, zu.

XVI.

Die letzten Lebenstage der Heiligen und ihr gottseliger Tod.

Allmählig waren die geflüchteten Klosterjungfrauen in ihre stillen Zellen nach Trebnitz zurückgekehrt. Auch Fürstin Hedwig war wieder dort eingezogen, um es nie mehr zu verlassen. Emsig schlichtete sie ihre letzten Angelegenheiten, und mit Verwunderung sahen anfangs die Nonnen zu, denn sie glaubten, sie wolle sich auf eine weite Reise vorbereiten. An die Reise in die Ewigkeit dachten sie noch nicht, weil sie an der geliebten Mutter noch keine auffallende Abnahme der Kräfte bemerkten. Bald jedoch konnten sie nicht mehr im Zweifel darüber sein, was diese Anstalten bedeuten sollten, und nun bemächtigte sich ihrer eine un=

endliche Trauer und Bangigkeit. Wie die Schwüle vor dem Ausbruche eines schweren Gewitters, lag die Angst vor dem Verluste der Gründerin des Stiftes auf allen Herzen. Keine der Jungfrauen getraute sich, ihre Befürchtung der andern mitzutheilen, als würde dadurch das verhängnißvolle Ereigniß früher heraufbeschworen. Auch wollten sie die Abtissin noch schonen, so lange dieß möglich war, weil sie glaubten, daß dieser vielleicht die Vorbereitungen der Fürstin entgangen seien. Das war jedoch nicht der Fall. Mit der nämlichen Sorge wie die Schwestern, nur mit noch tieferem Schmerze, hatte das scharfblickende Auge der Tochterliebe alles beobachtet und den Sinn dessen, was die Mutter that und sprach, vollkommen verstanden. Aus demselben Grunde, der die andern abhielt, davon zu reden, hatte auch sie geschwiegen. Als jedoch eines Tages Hedwig bei ihr eintrat und ihr eine Urkunde übergab, welche die Schenkung ihres Leibgedinges, der Herrschaft Schavoine enthielt, die sie Gertruden zum Vermächtniß als Tafelgut bestimmt hatte, konnte diese dem Ausbruch ihres Schmerzes nicht mehr Einhalt thun. Laut weinend und klagend stürzte sie sich an ihre Brust und rief: „Verlasset mich noch nicht, theuerste Mutter, ich habe nach Euch Niemand mehr auf der Welt. Bittet Gott, daß er Euch mir noch lassen möge, denn wie soll ich ohne eine solche Mutter leben können?“ Die Trostworte, welche die Fürstin damals zu ihrer Tochter sprach, sind nicht aufgezeichnet worden. Gewiß aber ist es ihr gelungen, Gertrudens Schmerz zu besänftigen und sie mit dem Gedanken an den zeitlichen Hintritt der geliebten Mutter zu versöhnen, nach welchem diese selbst so innig verlangte.

In dem letzten Jahre ihres Lebens sagte Hedwig ihren Freunden und Vertrauten noch viele merkwürdige Begeben-

heiten voraus, welche alle buchstäblich eintrafen, unter andern auch den plötzlichen Tod ihrer Kammerfrau Demundis, welcher einige Jahre nach dem Hinscheiden der Fürstin wirklich erfolgte. Je näher sie an die Schwelle der Ewigkeit kam, desto klarer und weiter drang der Blick ihrer Seele in die irdische Zukunft. Mehr Geist schon als Körper, waren ihr viele Geheimnisse erschlossen, welche dem an der Erde klebenden Menschen verhüllt bleiben müssen, weil ihm die Kraft fehlt, die Voraussicht künftiger Leiden zu ertragen.

Mit dem Eintritte des Herbstes, als die rauhen Nordwinde über die Stoppelfelder zogen und die Wandervögel sich zur Reise in südliche Länder rüsteten, bemerkten die Klosterjungfrauen eine rasch zunehmende Hinfälligkeit der Fürstin und ein sichtliches Hinschwinden ihrer Gestalt. Dennoch hielten sie den Wunsch der Heiligen verfrüht, als diese eines Tages ihren Beichtvater rufen ließ und ihn inständig bat, ihr das heilige Sakrament der Oelung zu geben. Denn noch war sie nicht genöthigt, das Bett zu hüten. Schwester Adelheid ging deßhalb zu ihr und sprach: „Fürstin, warum erschüttert Ihr unsere Gemüther allzusehr durch Euer Verlangen nach der heiligen Oelung, da Ihr ja noch gesund seid und kein Anzeichen nahen Todes an Euch bemerkbar ist. Man reichet dieses Sakrament ja sonst nicht den Gesunden, sondern nur solchen Kranken, die wirklich in Todesgefahr schweben." — Die Heilige entgegnete: „Das weiß ich, theuerste Adelheid, das weiß ich wohl, und du bist mit der kirchlichen Heilsordnung ganz wohl vertraut, allein es gibt noch etwas, das du in dieser Beziehung wohl beachten mußt. Da nämlich der sterbende Mensch mit dem Sakramente der letzten Oelung, gleichwie mit geistigen Waffen gegen die inneren Anfechtungen gestärkt wird, so muß eine solche Kräftigung von den Gläu-

digen mit höchster Andacht empfangen werden. Ich werde jedoch, obwohl ich noch jetzt gesund umhergehe, gar bald zu den Kranken gehören, und fürchte, daß ich bei überhandnehmenden Schmerzen der Krankheit dieses heilsame Hülfsmittel dann nicht mit so feuriger Inbrunst empfangen möchte, als dieß einer Seele geziemt, die zum Herrn eilen muß."

In Kurzem sollten die Schwestern aber sehen, daß die Fürstin vollkommen Recht hatte, wenn sie die Ausspendung der heiligen Oelung an jenem Tage verlangte. Denn gleich darauf trat das zehrende Fieber, an welchem sie ohne Klage bereits ein volles Jahr gelitten, mit großer Heftigkeit auf und warf sie auf das Krankenlager. Gleichzeitig brach auch die letzte und härteste Prüfung über sie herein, welche ihr von dem lieben Gott noch vorbehalten worden, damit sie alle Stufen der Vollkommenheit durchschreiten und ihre Treue und Standhaftigkeit gegen ihn noch einmal auf das Glänzendste bewähren könne. Es waren dieß schwere innere Anfechtungen. Der Fürst der Finsterniß bot alle Listen der Hölle auf, um die Seele der Heiligen dem Himmel zu entreißen. Ihre zitternde Gestalt, die bebenden Lippen, die Leichenblässe ihres Gesichtes, ihr unverwandt auf das Bildniß des Gekreuzigten geheftetes Auge zeugten für die Pein, die ihr dieser Kampf bereitete. Aber wie sie die Welt überwunden, so überwand sie auch die Hölle. Siegreich, mit strahlendem Antlitze, ging sie aus jeder Anfechtung hervor.

Als die Abtissin Gertrude sah, daß der Zustand ihrer erhabenen Mutter sich täglich verschlimmerte, verbot sie allen Schwestern des Klosters, mit Ausnahme derjenigen, welche die Fürstin selbst um sich haben wollte, die Kranke zu besuchen, damit sie in den himmlischen Betrachtungen, worin

sie jetzt stundenlang verweilte, nicht mehr gestört würde. Da war ein großer Jammer im Hause. Es fiel den Jungfrauen sehr schwer, die theure Mutter, welche sie so bald verlieren sollten, nicht mehr sehen zu dürfen. Sie waren an den erbaulichen Umgang mit ihr so sehr gewöhnt, daß es ihnen unmöglich schien, denselben schon jetzt, da sie noch lebte, zu entbehren. Zwei derselben ließen sich daher zu einer Uebertretung des Verbotes hinreißen und schlichen sich heimlich in das Zimmer der kranken Fürstin. Als diese sie erblickte, sagte sie, ohne das Verbot der Abtissin zu kennen: „Warum kommt ihr ohne Erlaubniß der Abtissin hierher? Leugnet es nicht, es würde euch nichts helfen. Gehet also und bittet um Vergebung für euern Ungehorsam, und wenn ihr wollt, könnt ihr nach erbetener Erlaubniß wieder zu mir kommen." Die Schwestern waren sehr betroffen, als sie sahen, daß die Heilige um ihren Fehler wußte, eilten zur Abtissin, klagten sich an und baten um Vergebung. Diese erhielten sie sowie auch die Erlaubniß, in das Krankenzimmer zurück zu kehren. Dort warfen sie sich weinend vor der Fürstin auf die Kniee und flehten auch sie um Verzeihung an, weil sie durch ihren Fehler betrübt worden war. Herzlich gerne verzieh ihnen Hedwig und sagte noch: „Von nun ab, meine Kinder, thut nichts wieder ohne Erlaubniß, da das heilige Joch des Gehorsams also verdienstlich ist."

Da die Herzogin Anna abwesend war (sie hatte sich schon vor der Erkrankung der Heiligen an den Hof ihres Bruders, des Königs Wenzel, nach Prag begeben), wollte sie jetzt die Abtissin Gertrude holen lassen, damit die Mutter ihre liebe Tochter noch einmal sehen könne. Sie wußte, wie stark das Band der Liebe war, das diese beiden gleichgesinnten Seelen umschlossen hielt. Die Fürstin gab dieß

aber nicht zu, sondern sprach: „Fürchtet euch nicht und gebt euch keine Mühe, nach meiner Tochter zu schicken, ich werde nicht eher sterben, bis daß sie wieder kommt.“ Dann theilte sie Gertruden ihren Wunsch mit, auf dem allgemeinen Kirchhof begraben zu werden. Diese ging jedoch nicht darauf ein, und schlug ihr vor, sich an der Seite ihres Gemahls Heinrich ihre Ruhestätte zu wählen. Dagegen aber sprach sie sich entschieden aus, auch gegen den weiteren Vorschlag, neben ihrem Sohne Konrad beigesetzt zu werden. „Wollt ihr mich durchaus in der Kirche begraben“, sprach sie, „so sei es vor dem Altare des heiligen Johannes.“ Dort lagen nämlich einige ihrer kleinen Enkel begraben, und so scheint es, daß sie im Tode mit diesen unschuldigen Kindern wollte vereinigt sein. Doch wurde dieser Wunsch nicht erfüllt. Die Äbtissin hatte den Altar des heiligen Petrus zum Grabe der Mutter ausersehen, weil es an diesem Platze von dem Kloster-Chor aus am besten gesehen werden konnte. Alle Abmahnungen der Fürstin waren dießmal vergebens. Nicht lange nach ihrem Tode aber sollten Gertrud und die Schwestern den Grund davon inne werden.

Näher und immer näher rückte die Stunde des seligen Hingangs der Heiligen. Nach den glorreichen Siegen, die sie über die höllischen Mächte errungen, sollte sie noch ganz besondere Gnaden von Demjenigen empfangen, in dessen hochheiligsten Namen sie den guten Kampf gekämpft hatte. Es schien, als ob auch der himmlische Bräutigam nach ihrer Seele sich sehnte und so sandte er ihr liebliche Botschaften aus seinem Reiche, damit sie noch auf Erden den Vorgeschmack desselben kosten könne. Am Feste Mariä Geburt, während der Vesperzeit, befand sich Katharina von Schavoine allein am Bette der Kranken. Da traten, so erzählt die

Sage, plötzlich mehrere Frauen von blendendem Lichtschein umflossen in das Zimmer. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, schwebten sie ganz nahe zur Heiligen heran, als diese im Tone des höchsten Entzückens ausrief: „Willkommen, meine Frauen, heilige Maria Magdalena, heilige Katharina, heilige Thekla, heilige Ursula!“ Katharina hörte nun deutlich, daß sich die Fürstin mit ihnen über die Stunde ihres Hinscheidens besprach. Nach Beendigung der Vespern verschwanden die Heiligen mit dem wunderbaren Glanze, der das ganze Gemach erfüllt hatte. Zwanzig Tage später, am Feste des heiligen Evangelisten Matthäus, waren alle Schwestern im Kapitelzimmer versammelt. Nur zwei, Pimosa und Benedikta, waren bei der Fürstin zurückgeblieben. Diese rief ihnen plötzlich zu: „Kniet nieder und betet. Seht Ihr nicht die heilige Maria Magdalena, die heilige Katharina?“ Sie nannte auch noch einen Märtyrer, dessen Namen aber die Schwestern vergaßen. Hedwigs Angesicht leuchtete in überirdischem Glanze; sie sprach nicht, aber dennoch sahen die erstaunten Schwestern, daß sie in lebhafter Unterhaltung mit den unsichtbaren Heiligen begriffen war. Das waren die Boten des Bräutigams, welche der auserwählten Braut die Stunden verkürzen sollten, bis der Augenblick erschien, wo sie, von den drückenden Fesseln der Erde befreit, sich zu seiner ewigen Anschauung emporschwingen durfte.

Am 15. Oktober des Jahres 1243 kehrte Herzogin Anna aus Prag zurück. Als die Heilige ihrer ansichtig wurde, sprach sie: „Habe ich es euch nicht gesagt, daß ich vor der Rückkehr meiner Tochter nicht sterben werde? Ja, sie ist rechtzeitig gekommen.“ Mit großer Heiterkeit begrüßte sie dieselbe und bezeigte ihre Freude, sie noch einmal zu sehen. Anna zerfloß in Thränen, ebenso die Um-

stehenden, denn alle ahnten, daß der verhängnißvolle Augenblick nahe sei. Das Dämmerlicht der ersten Abendstunde warf noch einen matten Schein durch die Fenster des Sterbezimmers, in welchem eine feierliche Ruhe, als Vorbote des Todes, bereits eingezogen war. Hedwig bat jetzt Gertrude, die ihr zunächst stand, mit leiser Stimme, sie möchte ihr den Schleier der heiligen Elisabeth um das Haupt winden. Dann küßte sie inbrünstig das kleine Muttergottesbild von Elfenbein, welches sie während ihres ganzen Lebens bei sich getragen hatte. Ihre Lippen bewegten sich in stillem Gebete. Noch einmal richtete sie einen innigen Blick, der, schon die Seligkeit des Himmels wiederstrahlend, tief in die bange schlagenden Herzen drang, auf alle Umstehenden. Dann schlossen sich ihre gütigen Mutteraugen für immer. Kein Kampf war in den letzten Stunden diesem heiligen Tode vorausgegangen, kein schmerzliches Stöhnen, kein schwerer Athemzug hatte die Trennung der Seele von dem Leibe angezeigt — die losen Bande bedurften keiner Gewalt mehr — es war ein süßes, wonniges Entschlummern zur ewigen Sabathruhe hinüber, nach einem langen, mühevollen Arbeitstage.

Ganz aufgelöst in innerstem Leid knieten Abtissin Gertrude und Herzogin Anna an dem Sterbelager der Heiligen. Händeringend standen die Schwestern im Kreise; sie alle konnten die Möglichkeit noch nicht fassen, daß ihre Mutter von ihnen geschieden sei. Von den Schauern heiliger Ehrfurcht durchdrungen, wagten sie es lange nicht, ihren Thränen freien Lauf zu lassen, um die beklommenen Herzen zu erleichtern, als fürchteten sie, die Ruhe der Heimgegangenen zu stören. Als aber endlich der gewaltsam zurückgedrängte Schmerz sich nicht mehr bezwingen ließ, erscholl ein Weheklagen und Weinen, wie es erschütternder

in diesen Räumen noch nie gehört worden war. Alle drängten sich herzu, um die Hände, die Füße und die Kleider der Heiligen zu küssen. Keine der Schwestern wollte das Sterbezimmer verlassen, es war zum Heiligthum geworden.

Am nächsten Morgen war eine merkwürdige Veränderung mit dem Leichname vorgegangen. Die Gestalt der Fürstin war in den letzten Jahren ihres Lebens ganz unscheinbar und ihre Hautfarbe bräunlichgrau geworden. Das Gesicht und die Hände hatten tiefe Runzeln und Furchen bekommen, die natürliche Folge des Greisenalters und ihrer strengen Lebensweise. Nun aber strahlte ihr Antlitz lilienweiß in wunderbarem Schimmer; die Wangen waren vom zartesten Roth wie angehaucht, die Lippen lebensfrisch geschwellt, Hände und Füße, die ehedem ganz abgezehrt gewesen, voll und weiß wie Milch. In jugendlicher Anmuth und Schönheit lag sie da, einer Schlummernden ähnlich, ohne irgend ein Anzeichen des Todes. Die Schwestern, welche dem heiligen Leichname die letzten Liebesdienste erwiesen hatten, erzählten, daß sie beim Waschen desselben das rauhe Bußgewand und einen roßhärenen Gürtel fanden, welche die Fürstin seit vielen Jahren getragen haben mußte. Niemand wußte darum. Als sie dieselben weggenommen, sei vor ihren Augen die Verwandlung der abgezehrten Greisengestalt in das blühende, schöne Gebilde geschehen. Die Wundmalen, welche sie zuerst an dem Körper bemerkt und die von dem Bußgürtel und den Geißlungen herrührten, die Schwielen an den Knieen, die Ritze an Händen und Füßen, welche von der Kälte kamen, der die Heilige sich oft ausgesetzt, und die kein Mensch jemals bei ihren Lebzeiten gesehen, waren plötzlich verschwunden. Sie hatte dieselben wie kostbare Kleinodien geheim gehalten, um

diesen Schatz durfte Niemand wissen als Gott allein, für den sie ihn sammelte.

Alle waren über eine so wunderbare Veränderung auf das Höchste erstaunt und erkannten darin die Verklärung der Hingeschiedenen, welche ihnen der Herr auf diese Weise kund thun wollte. Als Schwester Wenzeslawa am dritten Tage auf Befehl der Äbtissin den Schleier der heiligen Elisabeth vom Haupte der Leiche nahm, um ihn mit einem andern zu ersetzen, sah sie den Mund der Heiligen geöffnet; ein außerordentlich lieblicher Geruch strömte daraus und der ganze Leib war mit einem noch weit höheren Glanz als Tags zuvor übergossen. Sogleich holte sie die Äbtissin und mehrere Schwestern herbei, damit auch diese Zeugen von dem neuen Wunder sein könnten. Inzwischen hatten mehrere Klosterjungfrauen, die mit verschiedenen körperlichen Leiden heimgesucht waren, die Fürbitte der Heiligen angerufen, indem sie vertrauensvoll solche Gegenstände berührten, welche diese im Leben zu ihrem Gebrauche benützt hatte. Sie genasen augenblicklich. Diese Begebenheiten wurden sorgfältig aufgezeichnet und gaben später die triftigsten Beweggründe für die Heiligsprechung der Verewigten. Drei Tage war die fürstliche Leiche in der Klosterkirche ausgestellt geblieben. In unübersehbaren Massen strömte das Volk herbei, um seine Mutter noch einmal zu sehen. Wer vermöchte den Jammer zu schildern, der an diesem Sarge laut geworden! Alle die Armen, die Unglücklichen, deren Freundin, deren Stab und Stütze sie gewesen, erhoben ihre flehenden Stimmen und riefen in herzzerreißenden Tönen: „O du Heilige Gottes, die du jetzt im Himmel wohnest, warum hast du uns hülflos zurückgelassen? Wer wird unsern Hunger stillen, wer unsere Blöße bekleiden, wer uns trösten in unserm Elende? Schau herab unsere

Mutter, gedenke deiner Kinder, die ohne dich verlassen sind, bitte für uns!" — So klagten sie laut und bitterlich weinend, als könnten diese Schmerzenstöne die Entschlafene in ihre Mitte zurück rufen. Wenn sie aber auch dieß nicht vermochten, so drangen sie doch über das Grab hinüber in Hedwigs mildes Mutterherz und bald gab es Antwort auf das Flehen der trostlosen Kinder.

Von siebenzig Lebensjahren hatte die Fürstin achtundfünfzig unter dem schlesischen Volke zugebracht. Während dieser langen Zeit war dieses gewohnt gewesen, aus dem unerschöpflichen Born ihrer Liebe und Barmherzigkeit zu schöpfen, in jeder Noth eine Helferin und Trösterin an ihr zu finden. Nun war dieser reiche Quell versiegt, das milde Auge geschlossen, die gütige Hand erkaltet, welche immer zu geben bereit war. Was Wunder, wenn es nicht glauben wollte, daß es ohne seine Mutter leben solle, wenn es wie ein verwaistes Kind an ihrem Grabe stand, das all' sein Glück, seine Freude verschlungen hatte? Doch wie herrlich wurde es getröstet, das arme Volk! Seine Mutter war nicht gestorben, sie war nur in ein besseres Leben eingegangen. Sie hatte es nicht vergessen, sie breitete ihre Segnungen nur noch reichlicher über dasselbe aus, denn sie hatte ja Wohnung genommen beim Ursprung alles Segens, bei seinem himmlischen Vater.

So war denn ein kostbares fürstliches Leben vollendet, reich an den auserlesensten Tugenden, reich aber auch an Trübsal und Bitterkeit. Mehr als ein halbes Jahrhundert ununterbrochenen, eifrigen Wirkens im Dienste Gottes und der Mitmenschen, strengster Selbstverleugnung und heldenmüthigen Duldens hat die heilige Hedwig durchlebt. Wie so mancher, der früher es gewagt, sie zu tadeln, weil er gewähnt, sie kürze sich durch ihre Bußübungen das Leben

ab, mochte jetzt beschämt an ihrem Grabe stehen, da sie das ehrwürdige Greisenalter von siebenzig Jahren erreichte, obgleich sie niemals ihren Leib geschont und gepflegt, sondern dem Geiste vollkommen dienstbar gemacht hatte. Das vermochte sie durch die Gnade — denn Gott ist groß und wunderbar in seinen Heiligen.

XVII.

Wunder am Grabe Hedwigs. — Ihre Heiligsprechung und das Fest der Erhebung ihrer Gebeine in Trebnitz.

Kaum hatte die heilige Fürstin ihre stille Ruhestätte vor dem Altare des heiligen Petrus gefunden, als Äbtissin Gertrud und sämmtliche Klosterjungfrauen den Grund ihrer Weigerung, hier begraben zu werden, einsahen. Wie schon oben erwähnt wurde, befand sich dieser Altar gegenüber und in ziemlicher Nähe des Betchores der Schwestern, so daß diese alles, was dort geschah, unmittelbar vor den Augen hatten. Nun war aber das Grab der Heiligen den ganzen Tag von Pilgern, welche dort ihre Andacht verrichten wollten, und von zahllosen Unglücklichen, die Hülfe suchten, umlagert. Die Kunde von den auffallenden, oft plötzlichen Gebetserhörungen, welche gleich in den ersten Tagen nach dem Begräbniß sich ereigneten, verbreiteten sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land, und so zogen ganze Schaaren von Pilgern nach Trebnitz, um der heiligen Landesmutter ihre Verehrung zu erweisen und ihre Fürbitte zu erflehen. In der treuherzigen Weise, die den slavischen Völkern eigen ist*), trug Jeder seine Bitte vor, oft mit

*) Noch heutzutage ereignen sich in polnischen Wallfahrtskirchen ähnliche lebhafte Scenen.

lauter, flehender Stimme, oft flüsternd, weinend und schluchzend, mit aufgehobenen Händen, ausgebreiteten Armen, wie es ihm eben die Stimmung des Herzens eingab. Keiner dachte an die übrigen Anwesenden, oder glaubte, beobachtet zu werden, weil er nur mit seinem eigenen Anliegen beschäftigt war. Viele, die auf der Stelle Erhörung fanden, brachen in Jubel und Danksagungen aus, und erzählten das an ihnen geschehene Wunder den Uebrigen mit jener Begeisterung, die Herz, Mund und Augen vor Glückseligkeit überströmen macht. Da konnte es nun nicht anders sein, als daß die Nonnen in ihrem Chorgebete häufig gestört wurden, welches sie zu den verschiedenen Tageszeiten verrichten sollten, und sie wußten nicht, wie dem abzuhelfen sei. Unmöglich konnten sie den weit hergereisten Pilgern den Zugang zum Grabe wehren, zu dem sie mit so viel Andacht und Vertrauen gekommen waren, doch durfte auch das von der Ordensregel vorgeschriebene Officium nicht unterlassen werden. Jetzt wurde ihnen der letzte Wille der Heiligen klar, denn diese hatte im Geiste die vielen Tausende gesehen, welche ihre Ruhestätte besuchen würden, aber aus Demuth hatte sie die Ursache ihres Wunsches, vor dem Altare des heiligen Johannes neben ihren Enkeln beigesetzt zu werden, verschwiegen. Wäre derselbe erfüllt worden, so hätten die Klosterjungfrauen eine solche Störung nicht erfahren, da dieser Altar sich auf der andern Seite der Kirche und entfernt vom Betchore befand.

Kaum waren zwei Wochen seit Hedwigs Hinscheiden verflossen, als sich die Trauer des ganzen Landes in Jubel und Freude verwandelte, da es nunmehr eine so mächtige, gütige und liebevolle Fürsprecherin am Throne Gottes gewonnen hatte. Wie die Fürstin während ihres Lebens keinen Hülfebedürftigen ohne Trost und Beistand von sich

hatte gehen lassen, so blieb auch an ihrem Grabe kein vertrauensvolles Gebet unerhört. Aus dem Himmel herab gab sie ihrem Volke Zeugniß von der Liebe, die sie zu ihm getragen, und von der Macht, welche ihr Gott gegeben hatte, um sie vor Denjenigen zu verherrlichen, die schon während ihres Wandels auf dieser Erde die Kraft ihrer Fürbitte erfahren hatten.

Von den vielen Wundern, die am Grabe der heiligen Hedwig oder auch nur durch inniges Anrufen um ihre Hülfe geschehen sind, wollen wir hier nur einige der merkwürdigsten berichten *), denn wollte man sie alle aufzählen, so müßte man damit ein eigenes Buch anfüllen.

In Breslau stürzte ein achtzehnjähriges Mädchen beim Wasserschöpfen in die hochangeschwollene Oder und wurde von der Gewalt des Stromes unter die Räder von vier Mühlen gerissen, welche hart aneinander lagen. Auf den Hülferuf eines Mannes, der den unglücklichen Sturz gesehen hatte, kamen viele Leute und auch die Muhme des Mädchens herbei. Diese rief sogleich, zum Himmel aufschauend, die heilige Hedwig an und die übrigen stimmten in ihr Flehen ein: „O, wir bitten Dich, Frau Hedwig, rette diese Jungfrau, lasse sie nicht untergehen." Vergeblich bemühten sich einige, mit Kähnen und Stangen der Unglücklichen beizuspringen, als diese auf einmal am jenseitigen Ufer erschien, selbst aus den Fluthen herausstieg und ihre Kleider auswand. Sie war drei Viertelstunden unter dem Wasser gewesen, das an dieser Stelle bei zwanzig Ellen tief war, und hatte nicht die geringste Beschädigung erlitten. Nur ein paar blaue Male von dem Drucke

*) Dieselben wurden in der Heiligsprechungsbulle nach sorgfältigster Prüfung namhaft gemacht.

der Räder waren auf dem Rücken sichtbar, die das Wunder gleichsam bestätigten. Kurz darauf wurde an derselben Stelle ein Müllersknabe, der zwei Stunden unter dem Rade gelegen und endlich scheinbar todt herausgezogen ward, wunderbar am Leben erhalten. — Das siebenjährige Söhnlein des Ritters Vitolaus von Borech, der viele Jahre in Hedwigs Diensten gestanden war, lag im Sterben, während er selbst krank neben dem Kinde das Bett hüten mußte. Dieses röchelte nur noch ganz schwach, seine Augen waren schon gebrochen, da sagte die Mutter: „Vitoslaus, unser Kind nimmt Abschied von dir, — er geht heim — wir haben bereits keinen Sohn mehr.“ Da erhob der kranke Ritter seine Hände zum Himmel und flehte: „O meine heilige Frau Hedwig, ich habe dir gedient und du hattest mich lieb in deinem Leben, erzeige mir jetzt die Gnade, daß durch deine Fürbitte mein Sohn am Leben bleibt. Dieß soll mir der beste Lohn meines treuen Dienstes sein.“ Nach diesem Gebete schlug der Kleine die Augen auf, blickte beide Eltern liebevoll und tröstlich an und befand sich zusehends besser. Am dritten Tage sprang er frisch und gesund aus dem Bette, nachdem er zwei Monate tödtlich krank dagelegen war. Dasselbe Kind wurde ein Jahr später durch den Schlag eines Pferdes so sehr an der Stirne verletzt, daß es einige Stunden bewußtlos blieb und wie todt aussah. Es kam zwar wieder zu sich, allein die Wunde, die es von dem Schlage davongetragen, wurde gefährlich und ihr Zustand verschlimmerte sich derart, daß die Aerzte keine Hoffnung für seine Rettung gaben. Da eilte der Vater am Feste der heiligen drei Könige nach Trebnitz an das Grab seiner verstorbenen Herrin und flehte voll Zuversicht, sie möge ihm doch auch diesesmal die Gnade der Genesung für sein theures Söhnlein erbitten. Wun-

derbar beruhigt in seinem Innern, kehrte er nach Hause zurück, als ihm seine Frau schon von weitem entgegen eilte mit der freudigen Nachricht, daß ihr Sohn durch Gottes Beistand vollkommen geheilt sei.

Auch im Norden war der Ruf von diesen merkwürdigen Wunderthaten erklungen.

Eines Tages langte ein Zug von etwa zwanzig Pilgern aus Pommern an, in ihrer Mitte eine Frau, welche seit dreißig Jahren eine verdorrte Hand hatte, die steif und fest an ihre Hüfte gedrückt war, so daß sie dieselbe niemals in eine andere Lage bringen konnte. Mit Thränen in den Augen, aber mit einem überaus festen und innigen Vertrauen näherte sie sich dem Grabe Hedwigs und verrichtete knieend ihre Andacht. Alle, die mit ihr nach Trebnitz gekommen waren, hatten sie begleitet. Bald fühlte sie Leben und Bewegung in der kranken Hand, sie löste sich von der Stelle, in welche sie bis jetzt eingedrückt gewesen, los und bekam dasselbe Aussehen wie die gesunde; auch konnte sie dieselbe, obwohl seit dreißig Jahren jeder Bewegung entwöhnt, sogleich zu allem gebrauchen, als ob sie niemals untauglich gewesen wäre. Wie glücklich und dankbar diese Pilger nach Hause zurückkehrten, läßt sich wohl denken, und ebenso auch, wie groß die Freude derjenigen war, welche die Frau in ihrem vorigen, elenden Zustande gekannt hatten. Auf dem ganzen Wege in die Heimath priesen die Geheilte und ihre Gefährten die Wunderthat der heiligen Hedwig, so daß diese schon vor ihrer Ankunft dort bekannt geworden war. Auch der Herzog Swantopolk, der sich eben auf dem Schlosse Schwetz bei Marienwerder befand, hörte davon, und ließ die Pilger vor sich kommen. Sie erzählten ihm ausführlich, was geschehen war. Da brach der Herzog in Thränen aus und rief vor allen um ihn

versammelten Rittern in schmerzlichem Tone: „Mein Gott, viel habe ich vor dir gesündigt. Deßhalb habe ich die Heilige nicht zu sehen verdient, da sie noch unter den Sterblichen wandelte, obgleich ich zu jener Zeit oft in Polen war." — Es war dieß derselbe Herzog, der den Gemahl der heiligen Hedwig im Bade überfallen ließ und Heinrichs Verbündeten mit eigener Hand tödtete. Er hatte wahrhaftig vieles zu bereuen.

In Schwetz selbst lebte eine andere unglückliche Frau, welche in ihrem Wuchse so verkümmert war, daß sie beim Gehen ihre Brust beinahe mit den Knieen in Berührung brachte. Als diese von dem Wunder der geheilten Hand hörte, entschloß sie sich augenblicklich, zum Grabe der „lieben Heiligen" zu wallfahrten und dort ihre Genesung zu erflehen. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Standhaftigkeit legte die Arme den ungeheuren Weg bis Millitsch, vier Meilen von Trebnitz, zurück. Sie konnte täglich nicht mehr als eine halbe Meile gehen. In ihrer gebückten Stellung, auf einen Stab gestützt, langte sie nach unendlichen Mühseligkeiten, aber mit der größten und freudigsten Zuversicht auf die Erlösung von ihrem qualvollen Zustande, eines Abends in Millitsch an. Da richtete sie sich plötzlich ganz frei empor, sie war geheilt. — Von Dank und Sehnsucht getrieben, eilte sie jetzt beflügelten Schrittes Trebnitz zu, wo sie unter heißen Freudenthränen und mit jubelndem Herzen nicht müde werden konnte, Gott und die wunderthätige Heilige zu preisen. Als sie wieder nach Schwetz zurückkam, wurde sie fast von Niemanden, auch nicht von ihren nächsten Angehörigen gleich erkannt, denn ihre Gestalt war nicht nur gerade, sondern auch jünger und schöner geworden.

Unter den vielen Heilungen von Kranken, Blinden,

Lahmen und Tauben ist eine noch besonders merkwürdig wegen der eigenthümlichen Weise der Bittstellerin, die eine förmliche Drohung gegen die Heilige aussprach, falls diese nicht gewillt wäre, ihr zu helfen.

Adelheid, eine Bürgersfrau von Breslau, war von einem Fieber geplagt, das während zwölf Jahren zu bestimmten Zeiten regelmäßig wiederkehrte und sie dann immer recht krank und elend machte. Fünfmal hatte sie sich schon an die heilige Hedwig um die Befreiung von diesem Uebel gewendet, dieselbe jedoch nicht erlangt. Da sprach sie, als gerade wieder einmal die Krankheit sie recht heimsuchte, in heftigem Tone: „Selige Frau Hedwig, befreie mich, oder ich werde Dir sehr böse sein." In dem nämlichen Augenblicke fühlte sie, daß das Fieber von ihr gewichen sei, und von dieser Stunde an kam es nicht wieder.

Wie es der Heiligen oftmals im Leben begegnete, daß sie von den Armen auf eine ungestüme Art um Almosen angesprochen wurde, worüber sie nie die leiseste Ungeduld zeigte, so geschah dieß auch noch nach ihrem Tode, wie obiges Beispiel zeigt. Und wie sie auf Erden Nachsicht und Mitleid gegen menschliche Schwächen übte, so blickte sie auch vom Himmel mit mildem Auge auf sie hernieder und versagte den also Flehenden ihre Hülfe nicht. Diese wenigen Thatsachen werfen ein helles Licht auf die Denkweise des Volkes aus jener Zeit. Das unbegrenzte Vertrauen, womit es zur heiligen Hedwig aufblickte und wunderbare Hülfe in allen Nöthen von ihr begehrte und erwartete, die naiven, vertraulichen Gebetsformeln, deren es sich dabei bediente, tragen das Gepräge des kindlich festen Glaubens, der rührenden Zuversicht in die göttliche Machtfülle, welcher die Gesetze der Natur gehorchen müssen, wo sie wirkend und helfend eintreten will.

Der Mund dieses Volkes hatte seine Fürstin heilig gesprochen, ehe ihr Name von dem Statthalter Gottes auf Erden in das Buch der Heiligen eingezeichnet wurde. Hedwigs Wunderglorie strahlte so mächtig über die nordischen Länder, daß in allen Herzen sich der Wunsch regte, ihrer geliebten Landesmutter möge endlich auch auf Erden die Krone zu Theil werden, welche sie nach ihrer innigsten Ueberzeugung im Jenseits schon längst empfangen hatte. Und als im Jahre 1254 in Krakau das Fest der Heiligsprechung und Erhebung der Gebeine des heiligen Bischofs und Märtyrers Stanislaus auf das Feierlichste begangen wurde, zu dem die jubelnden Polen in nie gesehener Menge herbeieilten, da erhoben sich auch die Stimmen der Schlesier immer lauter und mahnten die Enkel Hedwigs an die Pflicht, welche sie an ihrer heiligen Ahne zu erfüllen hatten. Diese sollten in Rom beim heiligen Stuhl die Bitte um die Heiligsprechung der Fürstin vortragen; es waren keine Schwierigkeiten vorauszusehen, da zahllose Thatsachen zu ihrer Begründung vorlagen, welche zum großen Theil von noch lebenden Augenzeugen bestätigt und beeidigt werden konnten. Dennoch vergingen mehrere Jahre, bis Wladislaus, der Lieblingsenkel Hedwigs und Bischof von Salzburg mit dem Bischofe Thomas I., mit seinen Brüdern Heinrich III. von Breslau und Konrad von Glogau überein kam, den allgemeinen Wunsch des Landes zu erfüllen und eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, damit der Kanonisationsprozeß eingeleitet würde.

Inzwischen deuteten einige merkwürdige Erscheinungen am Grabe der Heiligen darauf hin, daß ihr Ehrentag nicht mehr sehr ferne sei. Die Sakristanin des Klosters, Schwester Elisabeth, erwachte einst bei Nacht vor der Matutin und sah, daß das Licht im Schlafsaale ausgelöscht war.

Sie stand daher auf und ging in die Kirche hinunter, um es dort an der ewigen Lampe wieder anzuzünden. Als sie an dem Altare vorüberging, vor welchem Hedwig begraben lag, fiel ihr ein heller Lichtschein in die Augen, von welchem die Ruhestätte der Heiligen umflossen war. Furchtsam kehrte sie zurück und erzählte den andern Schwestern, was sie gesehen hatte. Eine von ihnen, Juliana, eilte sogleich zum Grabe und gewahrte nicht nur den Schein, sondern auch deutlich die Gestalten zweier Bischöfe und zweier Aebte, welche in weißen Alben vor der Gruft standen.

Ein andermal wachten einige Schwestern am Grabe im Gebete; es war eben der Sterbetag der Heiligen. Während sie die Psalmen lasen, drang ihnen auf einmal ein starker und lieblicher Geruch entgegen, der sich immer mehr verbreitete und den köstlichsten Balsam an Duft übertraf. Die Schwestern sahen sich stillschweigend an; keine hatte irgend etwas Wohlriechendes bei sich, und so war es ihnen klar, daß der herrliche Geruch nur aus dem Grabe Hedwigs herausströmen könne. Die Legende sagt hierüber: „Das erwähnte Licht, das Erscheinen der Prälaten und der süße Geruch gaben deutlich zu erkennen, daß die Heilige, deren Leben durch das Licht ihrer guten Werke die Welt erleuchtet, bereits das Licht im Lichte sehe und vor Gott sei, wie der Wohlgeruch des Balsams.“

Im Jahre 1262 hatten sich Salomon, Archidiakon des Krakauer Domstiftes, der Magistrat Nikolaus daselbst und Herrengebert, Dekan des Wissehrader Kapitels in Prag zur Reise nach Rom gerüstet, um als Abgesandte der Fürsten, Bischöfe und des ganzen Landes an den heiligen Vater die Bitte zu stellen, die selige Herzogin Hedwig unter die Zahl der Heiligen Gottes aufzunehmen.

Nachdem sie dort angekommen waren, erzählte Salo-

mon dem Papste Urban IV. die Lebensgeschichte der Fürstin und theilte ihm die seither geschehenen Wunder mit, worauf der heilige Vater den Bischof Wladislaus von Wolimar, und Simon, den Prior des Adalbertklosters zu Breslau, zu Examinatoren für den Heiligsprechungsprozeß ernannte.

Am 26. Oktober 1262 wurde das erste Zeugenverhör im Kapitelzimmer des Klosters Trebnitz vorgenommen. Nahezu an hundert Zeugen waren anwesend, welche alle mit der Heiligen persönlich verkehrt hatten. Mit größter Sorgfalt und genau nach den Vorschriften Gregors IX. verfuhr man bei den Vernehmungen der Personen und schickte die gesammelten Akten mit Siegel und Unterschrift unverweilt nach Rom. Da aber die Examinatoren angaben, daß wegen der allzugroßen Entfernung nicht alle geladenen Zeugen beim Verhör erschienen seien, und deßwegen nicht alle Umstände genau hätten ermittelt werden können, so ordnete der Papst eine zweite Untersuchung an, die im kommenden Februar 1263 in der Bartholomäuskirche in Trebnitz abgehalten wurde. Allein auch diese, sowie die folgende genügten aus ähnlichen Ursachen wie die erste nicht. Und als die Ergebnisse der vierten dem heiligen Vater in Perugia überreicht wurden, lag dieser schon bedenklich krank darnieder. Sein bald darauf erfolgter Tod verzögerte die Sache auf längere Zeit. Ungeduldig harrten die Gesandten Schlesiens auf die Wahl des neuen Papstes.

Kaum hatte Klemens IV. den heiligen Stuhl bestiegen, als sie ihn dringend baten, die Entscheidung ihres Anliegens vorzunehmen. Er zeigte sich sehr willfährig, denn er war mit einem Enkel Hedwigs, dem damaligen Kanzler Wladislaus von Böhmen, sehr befreundet; dennoch wollte er nichts übereilen und ließ daher sämmtliche Akten durch

eine besondere Commission nochmals sorgfältig prüfen. Während dieß geschah, flehte er inständig zu Gott, er möge ihm ein besonderes Zeichen schicken, aus welchem er ersehen könnte, ob es sein allerheiligster Wille sei, daß er die Herzogin Hedwig in die Zahl der Auserwählten aufnehme. Dieser Papst war früher Rechtsgelehrter und verheirathet gewesen. Aus dieser Zeit lebte ihm eine Tochter, die des Augenlichtes gänzlich beraubt war. Er bat daher eines Tages während der heiligen Messe den lieben Gott durch die Fürbitte derjenigen, welche er heilig sprechen sollte, seine Tochter von der Blindheit zu befreien. Wenige Tage nachher kam ein Eilbote zu ihm mit der Nachricht, daß die Blinde in derselben Stunde sehend geworden sei, in welcher er das Wunder begehrt hatte. Jetzt zögerte er nicht länger. Er berief die Kardinäle zu einer Versammlung, las ihnen die Akten von Hedwigs Leben und Wundern vor und hielt eine herrliche Rede über ihre glänzenden Verdienste. Hierauf schrieb er ihren Namen feierlich in das Buch der Heiligen Gottes ein und setzte den Tag ihrer Verehrung auf den 15. Oktober fest, an welchem sie gestorben war.

Auf den Flügeln der Freude eilten nun die Gesandten über die Alpen der fernen Heimath zu. Ihre Botschaft verbreitete überall Jubel und Begeisterung. Sie erzählten, daß der Tag der Heiligsprechung selbst durch ein Wunder verherrlicht worden sei. Es war ein Fasttag und man konnte in Viterbo, wo sie stattfand, und in der Umgegend nicht so viele Fische auftreiben, als für die zahlreiche Versammlung der Kardinäle, Bischöfe und Prälaten erforderlich waren. Es befand sich zwar in der Nähe ein Fischteich, allein derselbe war seit Menschengedenken leer gewesen. Nun aber enthielt er eine solche Menge köstlicher Fische, daß diese nicht nur für eine reichliche Mahlzeit ausreichten, sondern

noch viele davon übrig blieben. Alle Anwesenden waren darüber höchst erfreut, und keiner zweifelte daran, daß die Heilige denen, die da ihr zu Ehren versammelt gewesen, einen Beweis besonderer Huld und Freundlichkeit habe geben wollen.

Clemens IV. hatte in der Heiligsprechungsbulle den Tag der feierlichen Erhebung der Gebeine Hedwigs auf den 17. August des folgenden Jahres 1268 anberaumt. Ganz Schlesien rüstete sich zu dem Feste, wie dieses Land kein zweites mehr gesehen hat. Im April legte der Erzbischof Wladislaus von Salzburg den Grundstein zu der prächtigen Hedwigskapelle in der Bartholomäuskirche zu Trebnitz. Er bestimmte diese zur Ruhestätte seiner heiligen Ahnfrau, ließ sie auf eigene Kosten im edelsten Spitzbogenstyle erbauen und auf das Herrlichste ausschmücken. Schon einige Tage vor dem Feste füllte sich Trebnitz mit Fremden an, die aus den entferntesten Gegenden Schlesiens, aus Böhmen, Polen, Mähren, Ungarn und Pommern herbeigeeilt waren. Die später Eintreffenden mußten in Zelten untergebracht werden, die Häuser von Trebnitz konnten die ungeheure Menge nicht fassen. Auch Deutschland hatte seine Abgeordneten zur Festfeier gesandt. Viele Bischöfe und Aebte mit zahlreichem Klerus, sowie ein großer Theil der Ritterschaft aus Bayern, Franken und Thüringen verherrlichten durch ihre Gegenwart den schönsten und ruhmreichsten Tag in der Geschichte Schlesiens. Ein prächtig leuchtendes Morgenroth kündigte ihn an, und als die Sonne in ihrer vollen Majestät am blauen, reinen Augusthimmel heraufstieg, hatte sich auf den grünen Fluren um das Koster Trebnitz herum schon das bunteste Treiben und Leben entfaltet. Die schöngeschmückten Zelte der Fürsten und Bischöfe, deren Fahnen und Wimpeln, von den milden

Sommerlüften bewegt, lustig flatterten, die glänzenden Rüstungen der vornehmen Herren und Ritter, und die verschiedenen Trachten der Pilger boten dem Auge des Zuschauers ein reizendes Bild, das durch den Ausdruck der höchsten Freude noch anziehender wurde, die sich in jedem Antlitz spiegelte. Gegen acht Uhr Morgens ertönten festliche Fanfaren; in ihre Töne mischte sich der ernste, feierliche Klang der Glocken, der Festzug setzte sich in Bewegung. Voran schritt König Ottokar II. von Böhmen, der vornehmste von allen edlen Pilgern, welche die Verehrung und Liebe für die Heilige hier vereinigt hatte. Ihm folgten die Herzoge von Polen, Pommern und Preußen, die deutschen Ritter und Grafen mit ihrer Begleitung. An diese reihten sich drei Enkel mit ihren Söhnen und eine Enkelin Hedwigs, unter den ersteren der Erzbischof Wladislaus von Salzburg, sodann die Bischöfe, Aebte und die übrige Geistlichkeit, endlich eine Anzahl Pilger, die früher durch die Fürbitte der Heiligen wunderbar geheilt worden waren. Durch ihr Erscheinen gaben sie als lebendige Zeugnisse der Macht und Erhöhung Hedwigs dem Feste eine besondere, alle Herzen tief rührende Weihe. Da der bischöfliche Stuhl von Breslau um diese Zeit leer stand, so hatten die beiden Cisterzienser-Aebte, Nikolaus von Leubus und Moritz von Kamenz, das Ehrenamt übernommen, die heiligen Gebeine zu erheben. So erfüllte sich denn jenes Gesicht der Schwester Juliana am Grabe Hedwigs genau. Die beiden Bischöfe waren die zwei Päpste, unter welchen der Kanonisationsprozeß geführt wurde, und zwei Aebten war es vorbehalten, den heiligen Leib der öffentlichen Verehrung der Gläubigen zu übergeben. Nach dem Gottesdienste traten sie, umgeben von dem erlauchten Kreise der Festgäste, in vollem Ornate an das Grab, welches mit Kalk

und Steinen fest verschlossen war. Als sie diese beseitigt hatten, hoben sie vorsichtig das oberste Brett des Sarges ab. Nun strömte ihnen der heilige Leichnam einen so durchdringenden, süßen Balsamduft entgegen, daß alle Anwesenden, vor Freude außer sich, laut aufjubelten. Die herandrängende Menge mußte jetzt zurückgehalten werden, damit man die Reliquien ohne Störung aus dem Sarge nehmen konnte. Die Gebeine waren von den Bändern losgelöst, alles Fleisch verschwunden, die drei Finger der linken Hand aber, in welchen die Heilige noch im Tode das kleine Muttergottesbild gehalten hatte, waren ganz unversehrt und hielten dasselbe noch umschlossen. Kein Zweifel, daß die seligste Jungfrau die Träger ihres Bildnisses vor der Verwesung hatte schützen wollen. Das Gehirn war noch ganz frisch und wohlerhalten*); von dem Haupte floß eine klare, durchsichtige Flüssigkeit, wie das reinste Olivenöl und verbreitete wunderbaren Wohlgeruch um sich und die Tücher, mit welchen es umwickelt gewesen, waren davon ganz durchfeuchtet. Die heiligen Reliquien wurden nun sorgfältig mit Wein gewaschen, während welcher Handlung in den Hallen der großen Kirche feierliche Lobgesänge und Psalmen ertönten. Alsdann bewegte sich eine großartige Prozession, in ihrer Mitte die Träger des heiligen Leichnames, nach der neuen Kapelle, wo derselbe zur Verehrung ausgestellt wurde.

Auf einem mit den kostbarsten Teppichen belegten, etwas erhöhten Schreine ruhten die hochehrwürdigen Reliquien, damit sie auch dem andächtigen Volke sichtbar wären. Dieses eilte jetzt herzu, nachdem die Fürsten und Bischöfe ihre

*) Bekanntlich ist das Gehirn gerade eines derjenigen Theile des menschlichen Körpers, welche zuerst in Verwesung übergehen.

Huldigungen dargebracht und reiche Opfer vor dem Altare der Kapelle niedergelegt hatten. Jedes wollte die heiligen Gebeine berühren, oder doch den Schrein küssen, auf dem sie lagen. Es war ein Wogen und Drängen in dem für so viele Menschen kleinen Raume, daß die Äbtissin Gertrude, welche noch anwesend war, befürchtete, es möchte Jemanden ein Leid widerfahren. Aber der Geist des Friedens und der Liebe der Heiligen waltete schützend über ihren eifrigen Verehrern. Kein Streit, keine Ungeduld, kein rücksichtsloses Betragen wurde wahrgenommen. Die Feier des Tages endete so schön und erhaben, wie sie begonnen hatte, kein Mißton störte die Harmonie der Seelen, welche sich zu einem so heiligen Zwecke verbunden hatten. Während der ganzen Fest-Oktave blieben die erlauchten Gäste versammelt und verrichteten täglich ihre Andacht in der reich geschmückten Hedwig-Kapelle. Zahllose mit Blumengewinden umschlungene Kerzen flammten um den heiligen Leichnam; der Lobgesang der Engel, „Ehre sei Gott in der Höhe", von Männern und Frauen nach einer uralten Melodie gesungen, ertönte vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wurde nur zuweilen von lauten Gebeten unterbrochen. Papst Clemens IV. hatte zur Erhöhung der Feier den Theilnehmenden mehrere Ablässe gespendet; diese bemühten sich eifrigst, von dem Gnadenschatze der Kirche Gebrauch zu machen, und so von dem Grabe der Heiligen alle Segnungen mit in die Heimath zu nehmen, deren sie theilhaftig werden konnten. Aber auch den Jubel und die Begeisterung ihrer Herzen trugen sie hin in die fernen Lande und entzündeten überall Liebe und Verehrung für die große Heilige, deren Ehrentag mitzufeiern sie gewürdiget worden waren. Nie erlosch die Erinnerung an dieses herrliche Fest in dem Gedächtniß der Pilger. In ihrem höchsten

Alter noch schilderten sie ihren Kindern und Enkeln mit jugendlicher Lebendigkeit das Glück und die Wonne, welche sie in jenen segensreichen Tagen am Grabe der heiligen Hedwig empfunden hatten. Die ehrwürdige Stätte blieb fortan das Ziel Tausender von Wallfahrern, welche alljährlich am 17. August, dem Gedächtnißtage des Festes und am 15. Oktober, dem Sterbetag der Heiligen, dort zusammenströmen und in vertrauensvollem Gebete von der Patronin Schlesiens Schutz und Hülfe in gemeinsamen und besonderen Anliegen erflehen. Auch in unserer Zeit wird die öffentliche Verehrung der heiligen Hedwig in Trebnitz noch eifrig und sorgsam gepflegt, und der gegenwärtig regierende Fürstbischof Heinrich von Breslau geht den Landeskindern mit seinem erhabenen Beispiele voran, indem er am 15. Oktober jeden Jahres vor ihrem Grabe seine Andacht verrichtet und das heilige Meßopfer darbringt. Seit der Aufhebung des fürstlichen Stiftes im Jahre 1810 bemächtigt sich aber der Besucher der schönen Klosterkirche in Trebnitz und der Grabstätte ihrer heiligen Gründerin eine wehmüthige Stimmung, denn das zeitweise ganz verlassene, nur vorübergehend für andere Zwecke benützte Stiftsgebäude steht öde und scheint um den Verlust seiner früheren Bewohnerinen zu trauern. Wie klagend irrt der Luftzug durch die stillen, leeren Räume, die Zeugen des Glückes und Unglückes, der Freuden und Leiden von sechshundert Jahren. Unwillkürlich fühlt sich das religiöse Gemüth von Schauer ergriffen bei dem Gedanken, daß eine sterbliche Hand es gewagt, das schöne, große Werk der heiligen Hedwig und ihres Gemahls Heinrich seiner heiligen Bestimmung zu entreißen. Ein solches tiefreligiöses Gemüth, Armina von Haugwitz, hat seine Empfindungen in folgendem Gedichte niedergelegt:

Langsam strömen feierliche Klänge,
Heilig schallen rührende Gesänge
Durch den hochgewölbten Tempelbau.
Heiße, glaubensvolle Beter knieen,
Und der Morgensonne Strahlen glühen
Sanft aus heit'rem Himmelsblau.

Ueberall schaut hold aus frommem Bilde,
Mit dem Blick der demuthsvollen Milde,
Hedwig nieder auf der Beter Schaar.
Und ergriffen von dem heil'gen Leben,
Dessen Bilder freundlich uns umgeben,
Beugt das Knie sich tiefer am Altar.

Und das Lämpchen scheint mit leisem Flimmern
Wie ein Licht des Glaubens tief aus Trümmern,
Süße Schauer weh'n im Weihrauchduft
Und in feierlichen Orgeltönen
Spricht herab ein namenloses Sehnen,
Das empor zu lichter'n Höhen ruft.

O wie schön, an dieser heil'gen Stätte
Glühend hinzusinken im Gebete,
Auszuweinen allen bittern Schmerz!
O wie selig von der Welt geschieden,
In der Klostermauern stillen Frieden
Hin zu flüchten das verarmte Herz!

Wenn des Lebens Blüthen welk erblassen,
Lieb' und Hoffnung unsern Pfad verlassen
Und der Jugend Abendsonne sinkt,
O dann strebt aus buntem Weltgewühle
Wehmuthsvoll der Geist nach einem Ziele,
Wo der Ruhe Schattenlaube winkt.

Darum weihte Hedwig diese Hallen
Mild zum Trost den Schmerzenstöchtern allen,

Die das Leben und die Welt betrog,
Für ein Herz, getäuscht von Lieb' und Treue,
Für die tief empfund'ne fromme Reue,
Die sich für den Himmel hier erzog.

Für die Schwermuth, der des Lebens Sterne
Untersanken in der dunklen Ferne,
Der kein süßes Freudenlicht mehr glüht,
Für die Seele, eigen schon dem Himmel,
Die, zu rein für dieses Weltgetümmel,
In der Unschuld heil'ge Freistatt flieht.

Ach, verödet sind die heil'gen Mauern
Und die freundlichen Gebilde trauern,
Wehmuthsvoll schaut Hedwigs Blick herab,
Nimmer werden durch die weiten Hallen
Mehr die gottgeweihten Jungfrau'n wallen
Zu der Heil'gen stillem Marmorgrab!

Ungestillt bleibt nun das tiefe Sehnen
Nach der süßen Freistatt heißer Thränen,
Nach des Klosters frommer Einsamkeit,
Und von rohem irdischem Getriebe
Wird nun bald des Friedens und der Liebe
Schon zerstörtes Heiligthum entweiht.

Ach! das Heil'ge schwand aus unsern Zeiten,
Wehmuth und Erinnerung begleiten
Meine Schritte durch das Gotteshaus,
Und vom Orgelklang und Schein der Kerzen
Trag' auch weinend ich das Leid im Herzen
Wieder in die weite Welt hinaus.

Schluß.

Das Bild der heiligen Hedwig ist vollendet. Liebe, Sorgfalt und Begeisterung zu diesem Werke haben dem Herzen der Erzählerin nicht gefehlt. Ob jedoch ihre Feder nicht zu schwach und ungeübt ist, muß dem Urtheil der Leser anheimgestellt werden. Immer bleibt es eine schwere Aufgabe, ein himmlisches Bild mit irdischen Farben zu malen. Was diese an Glanz und Frische entbehren, muß der fromme Sinn, die Andacht des Beschauers hinzufügen, damit ihm Leben und Seele eingehaucht und er von seinem Anblicke erhoben und erfreut werde. Möge wenigstens der Schluß dieser Erzählung ein würdiger sein, indem wir die heilige Hedwig einem fruchtbaren Baum vergleichen, dessen Aeste sich fast mit allen europäischen Dynastien verzweigten und seit mehr als einem halben Jahrtausend die edelsten Früchte getragen haben. Die Geschlechtstafeln des schlesischen Herzogshauses weisen nämlich nach, daß seit dem Eintritte Hedwigs in dasselbe viele seiner Mitglieder auf glänzende Throne berufen wurden. Wir finden sie unter den Kaisern von Oesterreich und Rußland, unter den Königen von England, Preußen, Belgien, Dänemark, Bayern und Württemberg, unter den Bourbonen in Frankreich, Spanien, Neapel und Portugal, endlich unter den Fürsten von Modena, Parma, Baden, Nassau, Mecklenburg und Braunschweig. Die Heilige kann daher mit vollem Rechte als Ahne der erlauchtesten Fürstengeschlechter Europa's bezeichnet werden. Zu diesem irdischen Ruhme gesellt sich aber ein ungleich höherer durch die leuchtenden

Namen derjenigen Sprossen ihrer Familie, welche die Kirche Gottes zu ihren auserlesenen Gliedern zählt. Solche sind: Ihr Sohn, Heinrich der Fromme, welchem Papst Clemens IV. in der Seligsprechungsbulle die größten Lobsprüche ertheilte und dessen Gemahlin, die Herzogin Anna, eine Fürstin, welche, ganz ähnlich ihrer heiligen Schwiegermutter, nach dieser die größte Zierde des schlesischen Herzogshauses gewesen. Die heilige Elisabeth von Thüringen, Schwestertochter Hedwigs, strahlt als der glänzendste Juwel in diesem kostbaren Kranze der Auserwählten. Neben ihr dürfen zwei Brüder dieser Heiligen nicht vergessen werden, Bela IV., König von Ungarn, und Coloman, welch' letzterer sich mit der polnischen Prinzessin Salome vermählte, aber, dem erhabenen Beispiele seiner Muhme Hedwig folgend, in jungfräulicher Ehe lebte. Bela's Töchter reihten sich würdig den Vorgenannten an. Die älteste derselben war die heilige Margaretha von Ungarn; mit zwölf Jahren hatte sie den Schleier genommen und starb als hochbegnadigte Braut Gottes noch in sehr jugendlichem Alter. Ihre Schwestern, Kunigunde und Jolande wählten, nachdem sie beide früh Wittwen geworden, gleichfalls den Klosterstand und führten ein so frommes Leben, daß sie nach ihrem Tode vom Volke als Heilige betrachtet wurden. Eine spätere Blüthe des ungarischen Königshauses, Elisabeth, mit dem König Dyonis von Portugal vermählt, wurde nach einem Leben voll der schwersten Prüfungen von Papst Urban VIII. kanonisirt. Unter vielen andern nennen wir noch Ludwig von Sicilien, Bischof von Toulouse, ein naher Verwandter der Herzoge von Schlesien und des heiligen Königs Ludwig von Frankreich, der, eine der herrlichsten Zierden des Franziskanerordens, glanzvoll die Reihe von Hedwigs erlauchten und mit dem

Ruhme der Heiligkeit gekrönten Familiengliedern schließt. — So hat sich das Wort des Heilandes an ihr erfüllt: „Ein guter Baum bringt gute Früchte.“ Viele spätere Geschlechter haben in seinem gesegneten Schatten geruht, an seinen Früchten sich gelabt und mit dankerfülltem Herzen aufgeblickt zu dem herrlichen Stamme, der heiligen Hedwig, und zu Dem, der ihn gepflanzt, — zu dem Vater im Himmel, dem Quell und Inbegriff der Heiligkeit.

Sammlung

historischer Bildnisse.

IX



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.



Friedrich von Spee.

Friedrich von Spee.

Eine biographische und literarhistorische Skizze.

Von

J. B. M. Diel, S. J.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1872.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Druck von H. Stratz in Altbreisach.

Mehrere Aufsätze, welche im verflossenen Jahre in den histor.-polit. Blättern (Band 68) erschienen sind, liegen dieser „biographischen Skizze“ zu Grunde. Einzelne Abschnitte sind aber völlig umgearbeitet, bei anderen wurde manches früher nicht benutzte Material verwerthet. Leider fließen die Quellen so spärlich, daß es vielleicht für immer unmöglich sein wird, das ganze Leben Spee's bis in die Einzelheiten hinein vollständig aufzuhellen.

Friedrich von Spee war überhaupt ein demüthiger Ordensmann, dessen Wirken in den Augen der Welt nur geringen Glanz besaß. Selbst sein schönstes und segensreichstes Thun, sein Kampf gegen einen unseligen Wahn, wurde erst von der Nachwelt recht gewürdigt und gefeiert. So lange er auf Erden verweilte, waren die Armen, Nothleidenden und Verfolgten seine besten Bekannten; aber sie legten das Zeugniß seiner Tugenden nicht in Archiven, sondern am Throne Gottes nieder.

Möchte diese Skizze die Erinnerung an den liebeglühenden, seeleneifrigen und um unser deutsches Vaterland hochverdienten Ordensmann auf's Neue beleben und kräftigen! Männer, wie Spee, zeigen, daß die Gottesliebe allein Großes hervorzubringen vermag; ihr Leben ist die schönste Verherrlichung des Allerhöchsten.

Maria-Laach, 31. Mai 1872.

Friedrich von Spee.

I.

Spee's Jugendzeit.

Kein Abschnitt in der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes erfüllt die Seele mit so tiefer Trauer, wie die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Reformation brach aus, und in ihrem Gefolge zogen Haß und Zwietracht, Parteiungen und blutige Bürgerkriege einher. Dennoch hat die Glaubensspaltung allein das unsägliche Elend nicht heraufbeschworen; schon gar zu lange gährte es in den Gemüthern; der Zündstoff, welcher sich längst unter den deutschen Stämmen, ja unter allen Nationen Europa's angehäuft, ward durch die Reformation nur offenbar und loderte jetzt zur lichten Flamme auf.

Die Ursache der Zerrüttung lag tiefer. Der Glaube war kalt geworden, und diese Kälte hatte nicht bloß das gewöhnliche Volk erfaßt, sondern war auch in das Heiligthum eingedrungen. Daher die allgemeine Sittenverwilderung und die Ungebundenheit, selbst in den öffentlichen Beziehungen des bürgerlichen Lebens. Die meisten betrübten Erscheinungen jener Tage, wie das Faustrecht und die allgemeine Unsicherheit, die Untreue und vielfältige Bedrückung, finden in dem erkalteten Glaubensbewußtsein ihre letzte Erklärung. Die Schranken, welche die Kirche solchen Ausschreitungen bereits in früheren Jahrhunderten gesetzt hatte, wurden willkürlich überschritten, weil die Diener der Kirche selbst sie mißachteten.

Nun trat auch der Humanismus auf und wirkte, trotz des feinen Anstriches, noch mehr ertödtend und erkältend. Die Gelehrtenwelt war von einem Fieberwahnsinn ergriffen; die Phantasie schweifte von der Gegenwart ab und versenkte sich mit ganzer Gewalt in die antike Welt zurück; die Sehnsucht nach „den heiteren Göttern Griechenlands" erfüllte schon damals tausend Herzen. Diese Bewegung machte sich auf allen Gebieten geltend und äußerte den verderblichsten Einfluß für die Religion und für die Sitten. „Die Gotteshäuser", sagt von Hübner in seinem vortrefflichen Werke über Sixtus V., „standen meist leer und die wenigen Gläubigen klagten über den Mangel an Anstand und die Nachlässigkeit der Geistlichen. Die religiösen Ueberzeugungen waren eben erkaltet durch die Berührung mit der heidnischen Welt. Anfangs in verschleierter Weise, dann beinahe öffentlich ward die Unsterblichkeit der Seele in Frage gestellt. Bald fanden die Epikuräer, so nannte man die ein künftiges Leben Leugnenden, es nicht mehr der Mühe werth, ihre Doctrinen zu verbergen. Machiavell durfte den Ausspruch wagen, daß die christliche Religion mit der Freiheit der Staaten kaum verträglich sei. An die Stelle des Glaubens trat der Fatalismus und in seinem Gefolge die Alchimie, die Nekromantie, alle Uebungen und Wissenschaften des Aberglaubens ...... So groß war die Zahl derer, welche nicht mehr die Sakramente empfingen, daß die an ein Krankenlager gerufenen Priester zunächst zu fragen pflegten, ob der Sterbende gläubig sei" [1].

So sah es in Italien aus und vielfach auch in Deutschland. Freilich war eine Reformation dieser Mißbräuche nothwendig, aber nur die katholische Kirche konnte sie in's

---

[1] Sixtus V. v. Alex. v. Hübner, I. Bd. S. 38 ff. Leipzig. 1871.

Leben rufen. Sie hatte schon oftmals über weit schlimmere Feinde den Sieg davon getragen, auch in diesem Falle war nur von ihr das Heil zu erwarten. Jene Reformation, wie sie endlich auftrat, linderte und heilte nicht, sondern fügte zu den alten Mißbräuchen neue hinzu; sie schlug die Nägel in den Leichensarg, in welchem die heiligsten Erinnerungen sammt der deutschen Einheit zu Grabe getragen wurden.

Von jetzt an war die Kluft für immer auseinandergerissen, welche Deutsche von Deutschen trennt, und was noch heute einer innigen, festen Hingabe der Gemüther im Wege steht, das stammt aus jener unglückseligen, jammervollen Zeit. Nur zu bald zeigten sich diese schlimmen Folgen. Die Schmalkaldener fingen die offene Rebellion an, Empörung und Bürgerkriege begannen ihren Reigen, bis endlich der dreißigjährige Krieg über Deutschland dahinfegte, das blühende Reich in einen Schutthaufen und „die stolze Nation in ein ärmliches Geschlecht von Bettlern und Räubern" verwandelte. Ohne Maß und ohne Grenzen war der Jammer; das gesammte Volk verwildert, zu Grunde gerichtet und in Verzweiflung gestürzt; Glauben und Vertrauen auf die göttliche Vorsehung waren erloschen, und an ihrer Statt herrschten Unglauben und Aberglauben. Zu Tausenden loderten gerade jetzt, um das Elend voll zu machen, die Scheiterhaufen auf; Männer, Weiber und Kinder fielen dem Zauberwahne zum Opfer, denn das Blutvergießen war ein Scherzspiel geworden[1]. Alles Unglück sollten die armen Hexenweiber angerichtet haben; „und doch hatten", wie Görres sagt, „die Menschen selbst durch ihre schlechten Leidenschaften ihren Abfall von Religion und

[1] Spee: Cautio criminalis, dub. XXIX.

Sitten den Zauberkessel mit Unheil und Abomination gefüllt, bis er überkochte und das Verderben die Zauberköche selber ergriff"[1].

In diesen Tagen gewaltiger Aufregung, tiefgehender Gährung, innerer Zerrüttung und Zerklüftung lebte Friedrich, Edler von Spee zu Langenfeld, einer der männlichsten und zugleich schönsten Charaktere jenes Jahrhunderts. Er war ein Deutscher im ächten Sinne des Wortes. Mitten in das Kampfgewühl der Parteien schallt seine Stimme des Friedens und heiliger Bruderliebe; freimüthig vertheidigen seine Worte die armen Opfer eines krankhaften Wahnes, und gegenüber der Verehrung heidnisch-classischer Zeiten und Sprache tönen seine lieblichen deutschen Lieder, die trotz der Nachtigall das Lob des Allerhöchsten verkünden sollen.

Friedrich von Spee wurde zu Kaiserswerth, einem kurkölnischen Städtchen unweit von Düsseldorf, im Jahre 1591 geboren[2]. Sein Vater, Peter Spee, stammte aus einem alten, jetzt gräflichen Geschlechte[3], und war Burg-

[1] Görres: Mystik, Bd. IV, Abth. 2. S. 637.

[2] Das Jahr 1595, welches man vielfach als Geburtsjahr angegeben findet, ist irrig. In der Bibl. Soc. J. ed. Alegambe, Antverpiae 1643, p. 551 heißt es: Fr. Spee, natione Germanus, patriâ Caesar-Insulanus .... ad laborum mercedem evocatus est die VIII. Aug. 1635 aetatis 44. — Deßgleichen ist auf dem in der Bibliothek des Jesuiten-Gymnasiums zu Köln befindlichen Bilde Spee's sein Alter auf 44 Jahre verzeichnet. — W. Friessen, Spee's persönlicher Freund und Herausgeber seiner Werke, bestätigt in der Widmung der Trutznachtigall (1649) diese Angabe.

[3] Die älteste Form des Namens Spee ist Spede; der Zusatz „von" tritt in früherer Zeit uns in Verbindung mit dem Namen des Ortes auf, wo die einzelnen Zweige des Namens ansässig waren, z. B. Godard Spee von Langenfeld. Zur Langenfelder Linie gehörte auch

vogt und Amtmann des Kurfürsten Gebhard, Truchseß von Waldburg. Peter war verehlicht mit Mechtels Dücker, einer Tochter Adolf Dückers von Altenkrickenbeck und dessen zweiter Frau Anna von der Schmitten. Von den Kindern sind nur drei Söhne bekannt: Johann Adolf, Arnold und unser Friedrich, welcher der jüngste gewesen zu sein scheint[1].

Die „Religionsgeschichte der kölnischen Kirche" hat uns einen Zug überliefert, der die ächtkatholische Glaubensfestigkeit und den Biedersinn von Friedrichs Vater bekundet. Sie berichtet: „Um eben diese Zeit," als nämlich der Kaiser alles aufbot, den Truchseß von dem unglückseligen Religionswechsel zurückzuhalten, „beriefe Gebhard viele Edelleute und Doctoren, den Schenk Eick und Merl zur Tafel[2]. Da er nun vom Weine erhitzet war, finge er an die größte und unerhörteste Lästerungen wider den Papst auszustoßen, und nachdem sein ehrenrühreriſches Maul Alles, was sein verderbtes Gemüte und ungezähmte Tobsucht ihm eingabe, ausgestoßen hatte: fragte er alle Edelleute nach der Ordnung, ob dasjenige, was er gesprochen zu loben sei, und ob sie solches ebenfalls billigten? worauf diese mit Ja! antworteten. Da nun die Reihe die Doctoren traf, ginge er dieselbe vorbei, weil er wohl wußte, daß diese alles mißbilligten und verwarfen. Es stunde auch bei der Tafel der Amtmann von Kaiserswerth, Peter von Spee; zu diesem

---

Friedrich; ihr begegnen wir zuerst um das Jahr 1348 in dem Namen Johann und Godart Spee von Langenfeld (Lacomblet, Urkundenbuch III, Nro. 809); während sich Spede schon im Jahre 1166 finden. (Lacomblet, I, Nro. 414 und 463.)

[1] Vergl. die schöne Abhandlung über Friedrich von Spee von Dr. Hölscher im Programm der Realschule von Düsseldorf. 1871. S. 2.

[2] Es war dieß im Jahre 1582 zu Bonn.

wandte er sich und sprach: „Was sagst Du, Herr Peter, dann dazu? Glaubst Du denn auch, was ich gesagt habe?“ Da nun dieser große und redliche Mann bezeugte, daß er es nicht glaubte, sprach Gebhard zu ihm: „Schau, Du bist ein Narr!“ Von Spee aber lächelte und schwieg[1]. Bald darauf fiel Gebhard wirklich von dem katholischen Glauben ab und blutige Kämpfe wütheten in Folge dieses Abfalles am Rheine. Spee mußte nun nicht bloß mit Worten, sondern auch mit Thaten für seine religiöse Ueberzeugung eintreten und nöthigenfalls Gut und Blut derselben opfern. Selbst als der eigentliche Krieg im Jahre 1584 beendet war, blutete das Erzstift noch lange an den Wunden, welche ihm ein ausschweifender und pflichtvergessener Prälat geschlagen hatte. Das ganze Land war unsicher; Parteigänger zogen auf und nieder und sengten und plünderten. Bald hier, bald dort gingen Dörfer und Weiler in Flammen auf, und besonders war es die Gegend von Kaiserswerth, welche furchtbar mitgenommen wurde. Als noch die letzten Spuren dieser Wirren wetterleuchtend dahinzogen, wurde Friedrich Spee geboren. Es war, als solle sich der Knabe schon früh an die Gefahren und an den vielfachen Jammer gewöhnen, den er im Mannesalter durch eigene Anschauung und eigenes Mitleben um so schmerzlicher empfinden mußte. Leider fehlen uns über seine Jugendjahre und ersten Lebensschicksale alle Nachrichten. Jedenfalls aber boten seine biederen Eltern alles auf, um ihm nicht bloß eine tüchtige geistige Bildung angedeihen zu lassen, sondern ihn auch im heiligen katholischen Glauben fest und unver-

---

[1] Religionsgeschichte der köln. Kirche unter dem Abfall der zweien Erzbischöfe. Aus der lat. Beschreibung des Arnold Meshov. Köln. 1764. Bd. II. S. 365.

brüchlich zu bestärken. Zu diesem Zwecke schickten sie ihn in das Jesuitencollegium von den „drei Kronen" zu Köln, um dort seine grammatischen und humanistischen Studien zu machen [1]. Jünglinge aus allen Gegenden des Rheinlandes empfingen hier ihre geistige Bildung, und eine der vielen schönen Blüthen aus dieser Anstalt war Friedrich von Spee. Wenn wir aus seinen Schriften auf die dort empfangene Erziehung schließen dürfen, so muß dieselbe eine durchaus tüchtige gewesen sein. Dabei unterstützten ihn die glücklichsten Anlagen und Talente; denn in den kurzen Nachrichten von Schriftstellern, welche ihn persönlich kannten, wird er ein „Mann von scharfem Verstande, geistreichem und richtigem Urtheile und von großer Gewandtheit in allen Zweigen des Wissens" genannt [2]. Auch muß sein äußeres Auftreten in Allem den Jüngling von vornehmem Stande verrathen haben, und selbst als Ordensmann verleugnete er diese Feinheit und Ritterlichkeit nicht. Kein Wunder, daß die Welt mit all' ihren Lockungen und Reizen ihn bestürmte und den feurigen Edelmann für sich zu gewinnen suchte. Er selbst hat uns diese Gefahren in einem Gedichte geschildert:

„Einmal hast mich gezogen,
O Welt! in deine Strick,
Einmal hast mich betrogen
Im schnellen Augenblick;
Bist wahrlich ganz verlogen,
Gibst viel zu schlechte Lust.
O weh! daß ich gesogen
Jemals an deiner Brust!
Die Freud ist bald entflogen,
Bald, bald fährt alles weg!

---

[1] Litterae annuae S. Jesu.

[2] Harzheim: Biblioth. Colon. p. 57.

Wer sich zur Welt gebogen,
Wird schnell zum halben Geck."

Dein Kelch, fährt er fort, ist zwar von lauterem Gold gezogen und mit Perlen und Edelgestein reich verziert; aber wehe dem, der daraus trinket. Auch ich ließ mich zum Trunke verführen, doch die Gnade Gottes kam zur rechten Stunde und errettete mich aus dem Verderben, in das ich zu stürzen drohte[1]. Anspielend auf diese Gnadenstunde erzählt er in dem güldenen Tugendbuche folgende herrliche Parabel: „Auf einen Sonntag begegneten einander die Liebe Gottes und die Liebe der Welt. Die Weltliebe sagt: Schwester, wie bist Du also traurig, es thut Dir, glaub' ich, schmerzlich wehe, daß mich die Menschen einlassen und Dich so gar ausschließen? — Da nahm die Liebe Gottes die Weltliebe mit Gewalt und band sie an das Kreuz; da starb alsbald die Weltliebe. Und es schwur darauf die Liebe Gottes, so oft ihr die Weltliebe begegne, wolle sie dieselbe fangen und an das Kreuz binden; sie habe nicht gewußt, daß die Weltliebe sterbe, so man sie an's Kreuz anbinde. — Der Treue und Liebe kann ich noch nicht vergessen"[2].

Spee hatte während seiner Studien tiefere Einblicke in den Geist der Gesellschaft Jesu gethan. Die Richtung und das Streben des aufblühenden Ordens sagten ihm zu, und

---

[1] Trutznachtigall, herausgeg. v. Clemens Brentano. Berlin. 1817. Wörtlichtreue Ausgabe mit erneuerter Orthographie. Wir geben die Citate in den folgenden Blättern nach dieser Ausgabe, wie wir uns für die Stellen aus dem „güldenen Tugendbuch" an die getreue hochdeutsche Bearbeitung halten, welche Fräulein von Hertling auf Veranlassung Brentano's 1829 herausgab. — Eine zweite Auflage erschien zu Coblenz 1850.

[2] Güldenes Tugendbuch. Coblenz. 1850. Bd. II. S. 124.

so zerbrach er „Wappen und Stammbaum, entschlug sich aller Reize und Freuden und zündete aus diesem Erdentande vor dem Kreuze Christi ein Feuer des Lobes und der Liebe an“ [1]. In seliger Freude und Dankbarkeit, daß Gott ihn aus den Gefahren einer blendenden Jugend errettet hatte, singt er:

„In Gottes Hand schon lagen
Des Todes Pfeil' bereit,
Jetzt, jetzt sprang ab der Bogen,
O schlimme Ewigkeit!
Da ward ich schnell entzogen,
Schnell, schnell zur ander'n Seit',
Daß mich nicht traf der Bogen,
Noch Pfeil' mir thäten Leid.
O Gott, will Dich nun loben,
Loben Deine Gütigkeit,
Dich loben, immer loben,
Loben in Ewigkeit“ [2].

II.

Sein Eintritt in die Gesellschaft Jesu; Wirken in Paderborn.

„O Welt, o Welt, du schnöde böse Welt,“ sagt Spee an einer Stelle des güldenen Tugendbuches, „wie ist es möglich, daß dich deine Kinder also heftig lieben? da doch du ihnen endlich also übel lohnest. Warum lassen wir dich nit einmal fahren? warum erkennen wir nit einmal deine Falschheit? Warum lieben wir nit vielmehr unseren Schöpfer und treuen Herrn? Warum dienen wir ihm nit von ganzem Herzen, der allein uns rechte Treu und Glau-

[1] Ebend. Bd. II. S. 8.
[2] Trutznachtigall. S. 379.

den hält, der allein uns alles geben kann, allen Reichthum, Ehr und Wollust, die wir jetzt vergeblich bei der falschen Welt auf Erden suchen?"[1]

Solche und ähnliche Erwägungen stellte der neunzehnjährige Jüngling auch damals an, als er glücklich den Reizen der Welt entronnen war. Er wollte fortan bei Gott allein seine Lust und Freude suchen und bat deßhalb im Jahre 1610 um die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu. Sie wurde ihm bewilligt, und noch im Herbste desselben Jahres reiste er nach Trier, um sein Noviziat anzutreten.

P. Christian Maier, aus Mengelrode auf dem Eichsfelde, ein Mann, der als Doctor der Theologie und Philosophie mit tiefer Wissenschaft die gründlichste ascetische Bildung verband, wurde sein Lehrmeister im geistlichen Leben. In dieser Schule lernte Friedrich die praktische Entsagung der Welt und ihrer eiteln Freuden und Ehren, — eine Tugend, in der für den Ordensmann der eigentliche Schwerpunkt des religiösen Lebens, das Centrum der christlichen Vollkommenheit verborgen liegt.

„Auf eine Zeit", erzählt Spee, „ging ich mit trockenen Augen bei einem Kreuz vorüber, da rief mir ein Engel von dem Kreuze und sprach: hörst du, undankbarer Knecht, wie schaust du deinen Herrn mit so undankbaren Augen an! Hie werf' ich dir hinab etliche Kreuzfrüchte, die sollst du essen, und bald wirst du einen andern Sinn bekommen. Da schüttelt er den Baum des Kreuzes, und es fielen die schönen Früchte ab. Die hießen also:

Hie oben am Kreuz ist Pein und Leiden,
Hie oben am Kreuz will Gott verscheiden,
Den Tod unschuldig muß er leiden,
Wann willst du Mensch die Sünden meiden?

---

[1] Diese Stelle findet sich gleichfalls in der Trutznachtigall. S. 412.

Solche Frucht las ich auf und gab meiner Seel davon zu essen, von Stund an bekam sie einen andern Sinn, und weinet zugleich und sang vor Freuden:

Wohlan, wohlan, die Welt ist voller Schmerzen,
Abe, abe, das sag ich dir von Herzen,
An's Kreuz will ich mein' Sünden binden,
Da soll man mich hinfürter finden" [1].

Die Gefahren der Welt hatten den Jüngling veranlaßt, den verachteten Ordensstand zum Erbtheil zu erwählen, die Liebe zum gekreuzigten Erlöser munterte ihn auf, sein Opfer voll und ganz zu bringen und in keiner andern Liebe, als in der Liebe Gottes sein Genügen zu finden. Es mag wohl im Noviziat gewesen sein, als dieses innere Gnadenlicht mit seinen Strahlen die Seele des jugendlichen Religiosen erleuchtete. Keine Tugend wenigstens tritt in seinem ganzen Leben mit solcher Klarheit hervor, als die Verachtung alles Erdentandes und die mit ihr innig verbundene Kreuzesliebe.

Nachdem Friedrich das zweijährige Noviziat vollendet und während eines Jahres philosophischen Studien obgelegen hatte [2], wurde er 1613 als Magister der Grammatik und der schönen Wissenschaften nach Köln gesendet. Mit der größten Sorgfalt widmete er sich diesem neuen Amte. Es wird von ihm gerühmt, daß er sich die innigste Liebe aller seiner Schüler in hohem Grade erwarb. Er führte und leitete dieselben nicht bloß auf der Bahn der Wissenschaften, sondern auch auf dem Wege der Tugend

[1] Trutznachtigall. S. 420.

[2] Spee hatte bereits vor seinem Eintritte das curriculum philos. absolvirt; aus analogen Fällen müssen wir schließen, daß er als Scholastiker nur während eines Jahres die Philosophie repetirte, wie es damals gebräuchlich war.

von Stufe zu Stufe voran, so daß viele dem Beispiele ihres Lehrers folgten und gleichfalls später in verschiedenen Orden sich Gott dem Herrn weihten. Drei Jahre war Spee in dieser Stellung thätig, als er 1616 zum Studium der Theologie abberufen wurde. Aber schon 1621 kehrte er als Priester nach Köln zurück und übernahm den Lehrcursus der Philosophie mit dem gleichen Erfolge und der gleichen Auszeichnung, wie er früher die niederen Wissenschaften docirt hatte.

Indessen zog Spee nicht nur durch seine mit der größten persönlichen Liebenswürdigkeit gepaarte Sittenstrenge und Frömmigkeit, sondern auch durch seine bedeutenden Geistesanlagen, zumal durch sein Rednertalent, die Augen der Obern auf sich. Ein solches Talent sollte nicht in den Schulen sein Leben beschließen, es sollte vielmehr in die praktische Wirksamkeit eintreten, wo durch Missionen so viel Gutes befördert werden konnte. Ein äußerer Umstand beschleunigte diese Absicht der Obern.

Während Spee in Köln als Lehrer der Philosophie wirkte, zog sich ein furchtbares Unwetter über die deutschen Lande zusammen, und bereits entluden sich einzelne verhaltene Schläge. Der 30jährige Krieg war entbrannt; der Winterkönig Friedrich von der Pfalz wurde zwar geschlagen, aber nun führten die zerstreuten Freibeuter den Krieg auf eigene Faust. Es war das Vorspiel der kommenden schrecklichen Dinge. Der Braunschweiger Christian warf sich als Rächer für Friedrichs Gemahlin, Elisabeth, auf und hielt seinen Raubzug durch Westphalen, plünderte Kirchen und Klöster und ließ vor allem Paderborn seine Rache und Grausamkeit fühlen. In dieser Stadt verweilte er drei Monate, bis das Heranrücken spanischer Truppen ihn zum Aufbruche nöthigte. Jetzt konnten auch die Je-

suiten, in deren Collegium Christian sein Quartier aufgeschlagen hatte, zurückkehren. Der Aufenthalt Christians hatte verderblich auf die Stadt gewirkt; aus Furcht und theilweise aus geheimer Vorliebe für die Neuerungen neigte sich ein großer Theil der Bürger, besonders des Adels, der Reformation zu. Das strenge Einschreiten des Kurfürsten Ferdinand von Bayern vermochte nicht die Irrlehre gänzlich auszurotten. Da erbat sich Ferdinand den P. Spee als Prediger für die Domkanzel nach Paderborn. Während der Jahre 1625 und 1626 wirkte Friedrich in dieser Stellung mit so segensreichem Erfolge, daß eine noch lebende Ueberlieferung ihm die Rückkehr einer bedeutenden Anzahl westphälischer Adeligen zur katholischen Kirche zuschreibt.

Ein eigenthümliches Ereigniß, das so recht die Aufopferung und den frommen Liebeseifer unseres Missionärs charakterisirt, scheint gleichfalls in diese Zeit zu fallen.

„Ein Missethäter sollte hingerichtet werden und, obgleich Spee alles versucht hatte, um ihn zur Reue und zur Ablegung einer heiligen Beichte zu stimmen, blieb der Unglückliche dennoch verstockt. Da sagte der eifrige Priester zu ihm: „Ihr wißt, wie viel Gutes ich auf meiner Rechnung habe; das alles setze ich auf die Eurige und schenk's Euch zum Eigenthum, wenn Ihr Leid über Eure begangenen Sünden und gröblichen Verbrechen bezeugt, hiernächst Jesum Christum und dessen Verdienst ergreift, alsdann könnt Ihr selig werden.“ Die Sprache eines solchen Mannes von Credit, wie P. Spee war, machte den stärksten Eindruck auf den bisherigen Bösewicht, daß er zurückdachte, seine Verbrechen als wahrer Christ beseufzte, sich von Stunde an bekehrte und sehr gelassen, ruhig, freudig und selig aus der Welt ging.“ Soweit A. S. G. Guse, der

diese Erzählung aus dem Munde einiger alten Jesuiten vernommen hat[1].

Das alte Paderborn vergaß den frommen und eifrigen Ordensmann nie; noch bis auf den heutigen Tag zeigt man in dem früheren Jesuitenkollegium das Kämmerchen, welches Spee vordem bewohnte.

III.

Die Hexenprozesse; Spee in Würzburg.

Mit dem Jahre 1627 eröffnete sich ein neuer Schauplatz der Wirksamkeit für Spee's Opfermuth. Er sollte mit den Schrecknissen der Hexenprozesse bekannt werden, die gleich einem angeschwollenen Gießbach ihre Wogen über die damalige Welt und zumal über unser deutsches Vaterland ergossen. Der demüthige Ordensmann ward von der Vorsehung auserwählt, mit kühner Hand dem anfluthenden Verderben einen Damm entgegenzusetzen, welchen die Fluth weder zu durchbrechen, noch zu übersteigen vermochte. Seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete war vielleicht die wichtigste Aufgabe seines Lebens, jedenfalls aber diejenige, welche seinem Namen für alle Zeiten bei Freund und Feind dauernde Liebe und Hochachtung sicherte.

Das große Hexenverbrennen, welches Ulrich von Wirtemberg 1616 anordnete, hatte den angrenzenden Rhein- und Maingegenden das Signal zu gleichem Beginnen gegeben. Noch gelang es dem Bischof von Würzburg für

---

[1] Westphälisches Magazin zur Geogr., Hist. und Statistik, herausgegeben von P. F. Weddigen. III. Bd. X. Heft. S. 482. Bielefeld. 1787.

einige Jahre die Aufregung zu dämpfen und zu bemeistern. Aber zu Ende des Jahres 1626 konnte Philipp Adolf von Ehrenberg, ein sonst milder und frommer Mann, nicht mehr zurückhalten. Hoch und Niedrig, die Juristen wie der Pöbel verlangten die Verfolgung der Hexen. Der Aufstand brach los, und zwar um so furchtbarer, je länger man ihn einzudämmen gesucht hatte. Philipp Adolph erbat sich nun von den Jesuiten einen Beichtvater für die unglücklichen Opfer, und Spee wurde von Paderborn zu diesem Zwecke nach Würzburg berufen (1627).

Bevor wir näher auf seine Thätigkeit an diesem Orte eingehen, müssen wir vor allem in kurzen Zügen die eigenthümliche Erscheinung dieses Wahnes charakterisiren [1].

Der Glaube an Hexen und an Wesen, die mit den Mächten der Finsterniß in Verbindung stehen, wurzelt in der menschlichen Natur und findet wohl seine tiefere Erklärung in jener Erkenntniß, daß wir durch den Sündenfall unserer Stammeltern und durch die eigenen persönlichen Sünden unter die Herrschaft der bösen Geister gekommen sind. Was sie von Gott nicht zu erhalten hoffen, das hoffen deßhalb sittlich verdorbene Menschen von dem Widersacher Gottes zu erlangen. Schon die ältesten Bücher der heiligen Schrift reden von Zauberern, Geisterbeschwörern und Wahrsagern. Bei allen Völkern, unter den Stämmen des grauen Alterthums, wie unter den wilden Horden Asiens, Amerika's und Afrika's finden sich diese Anschauungen.

---

[1] Vergleiche zu dem Folgenden: Soldan: Geschichte der Hexenprozesse. Stuttgart. 1843. — Roskoff: Geschichte des Teufels. Leipzig. 1869. II. Bd. — Wächter: Beiträge zur deutschen Geschichte, insbes. zur Geschichte des deutschen Strafrechtes. Tübingen. 1845. — Horst: Dämonomagie. 1818. Deßgl. Zauberbibliothek. 6 Thle. Mainz. 1821—26.

Selbst die hochgebildete Griechen- und Römerwelt versenkte sich, als der Rationalismus überhand nahm, mit wahrer Lust in die Mysterien einer finsteren Magie und dämonischen Theurgie. Das waren nicht alles Spiele der Einbildung. Denn angesichts erwiesener Thatsachen aus den Schriften der Kirchenväter, unzähliger Beispiele der heiligen Bücher und der bestimmten Lehre der katholischen Kirche läßt sich das Hineinragen der Geisterwelt in die Geschichte und Geschicke der Menschheit keineswegs leugnen.

Es war nicht zu verwundern, daß in den ersten Zeiten des Christenthums mancherlei Anschauungen heidnischen Wahnes und abergläubischer Systeme in den Gemüthern der Neubekehrten haften blieben. Die katholische Kirche durfte natürlich einen solchen Unfug nicht dulden, sondern mußte mit aller Entschiedenheit dagegen auftreten. Denn es war an kein volles, lebendiges Christenthum zu denken, so lange diese Reste des Heidenthums die Herzen beherrschten. Zudem warfen sich die gnostischen und manichäischen Sekten mit einem gewissen Reize in diese finsteren Mysterien und suchten durch solche Gaukeleien die Gläubigen zu bethören und irre zu leiten. Auch hielt die Kirche den Grundsatz unerschütterlich fest, daß schon allein der Versuch, bei den Mächten der Finsterniß Hülfe und Beistand zu erlangen, den Abfall von Gott in sich schließe. Aus diesem dreifachen Grunde übernahmen bereits die heiligen Väter den Kampf gegen diese Vorstellungen, mochten sie sich nun im Gebrauche von Talismanen, oder im Mißbrauche der heiligen Schrift zur Erforschung der Zukunft, den sogenannten „heiligen Loosen", äußern [1]. Mit ihnen vereinigten sich die Stimmen

---

[1] Vergl.: Basil. M. Epist. ad Amphil. — Euseb. Caesar. de praepar. Evang. l. 3. — S. August. de civitate Dei, lib. VIII,

der Concilien. Die älteren Pönitentialbücher, die National- und Provincialconcilien, sowie das canonische Recht enthalten eine Reihe von Hinweisen auf die Nichtigkeit magischer Künste und Zauberei, der Wahrsagerei und Zeichendeuterei, der Amulete und selbst der Ordalien[1]. Den schwersten Kampf indessen hatte das Christenthum mit dem Aberglauben der germanischen Völker zu bestehen. Der Naturcult unserer Vorfahren, ihr tieferes Mitleben mit all' den tausendfältigen Erscheinungen, die Sommer und Frühling, Herbst und Winter in stetem Wechsel hervorrufen, nährte das Gefühl einer träumerischen, abgöttischen Verehrung. War ja doch der Mensch selbst nach heidnisch-germanischer Anschauung eine der Erde entsprossene Erle oder Esche, dem die Götter im Blute das Leben, in der Seele die bewegende Kraft gegeben hatten. Quellen und Flüsse, die Gräber der alten Helden empfingen Opfergaben; aus dem Rauschen der Flußwirbel wurde die Zukunft erforscht; durch Holzreibung entstandenes „Nothfeuer" und verschiedene Kräuter besaßen als Geschenk der Götter heiligende und reinigende Kraft; Springwurzeln und Wünschelruthen öffneten den Eingang zu verborgenen Schätzen. Als das Christenthum eindrang, wurde das, was früher die Götter in diesen Dingen bewirkten, dämonischem Einfluß zugeschrieben, und nach wie vor fuhr der Germane fort, diese abergläubischen Gebräuche zu üben, obgleich bereits längst die Gesänge der alten Gott-

---

cap. XIX; lib. XXI, cap. VI. — Epist. ad Januar. — Origenes. hom. XVI in Num. XXIII, 11, n. 7.

[1] Wir heben nur einzelne Concilien hervor, so das von Elvira (305), can. 6; die Synode von Ancyra (314), can. 23 (Harduin tom. I, S. 279); von Laodicea (343—381), can. 36 (Harduin t. I, Seite 787); von Arles (443 oder 452), can. 23 (Harduin t. II. S. 775) u. v. a.

heiten schwiegen, die Druidenaltäre zertrümmert am Boden lagen und an ihrer Stelle das Kreuz sich prangend erhob. Auch hier trat die katholische Kirche abermals entschieden auf; fast sämmtliche Synoden, welche zwischen den Jahren 549—813 gehalten wurden, erlassen Verordnungen gegen die Verehrung der heiligen Quellen, Bäume und alten Steinmale, gegen den Kräuterzauber und ähnliche Dinge. Das Concil von Leptinä (wahrscheinlich in Lothringen) gab 743 in dreißig Artikeln ein Verzeichniß der abergläubischen und heidnischen Gebräuche, die damals noch im Schwunge waren [1].

Von Hexen ist bis in's 13. Jahrhundert hinein selten die Rede. Nur die sogenannten Wettermacher, welche Hagel und Donner heraufbeschwören, das Vieh bezaubern und die Herzen rauben konnten, erscheinen in einzelnen Conciliarbestimmungen als ferne Vorboten der armen Hexenweiber. Aber es zeigt sich auch bereits die Strafe, welche diesen unglücklichen Geschöpfen drohte. Volksrache verhängte sie in der ältesten Zeit, und die Gesetze der fränkischen Könige, zumal Karls des Großen, rügten ihrerseits wieder diese Rache mit dem Tode. So heißt es in einem Canon der Synode von Paderborn (785), dem Karl der Große Gesetzeskraft verlieh: „Wer vom Teufel geblendet nach Weise der Heiden glaubt, es sei jemand eine Hexe und esse Menschen, und diese Person deßhalb verbrennt, oder ihr Fleisch ißt, oder Anderen zu essen gibt: der soll mit dem Tode gestraft werden" [2]. Schärfer bereits und bestimmter

[1] Pertz: Leg. I, p. 19 sqq. Selbst die Synode von Trier im Jahre 1227 mußte noch gegen die Verehrung heiliger Quellen kämpfen. Vergl. Harzheim: Conc. Germ. tom. III, p. 526 sqq.

[2] Pertz: Legum tom. I. S. 48.

war der Hexenwahn im Anfange des 14. Jahrhunderts ausgeprägt. „Kein Weib soll vorgeben", sagt der einundachtzigste Canon der Synode von Trier (1310), „daß sie Nachts mit der heidnischen Göttin Diana oder mit der Herodias und einer unzähligen Weibermenge ausreite. Denn das ist teuflischer Trug" [1]. Die Anklage des Teufelsbundes, welche später in jedem einzelnen Hexenprozesse die Hauptbeschuldigung bildete, ist hier schon klar und deutlich ausgesprochen und die Fassung des Canons zeigt, daß der Wahn in manchen Köpfen spukte und dieser Bund nicht bloß geglaubt, sondern auch gesucht wurde. Die Häresieen des Mittelalters mit ihren gräulichen Ausschweifungen konnten allerdings einen Beweis für die Einwirkung der bösen Geister liefern und den Gedanken nahe legen, daß mit dem Teufel ein förmlicher Contrakt sich schließen lasse zum Zwecke des Lasters und schändlicher Zauberei. Ausgelassene Sinnenlust, die immer mehr überhand nahm, förderte, verbunden mit roher Unwissenheit, diese Gelüste und je mehr wir uns dem Wendepunkte des 15. und 16. Jahrhunderts nähern, um so häufiger begegnen uns die Spuren des Wahnes. Die Hauptanklage gegen die Jungfrau von Orleans war, daß sie eine Zauberin und ein Werkzeug der Hölle sei; diese Beschuldigung lieferte der Rache ihrer Feinde das Mittel in die Hand, um die Retterin Frankreichs auf den Holzstoß zu bringen. Schon vorher hatte man den Templern vorgeworfen, sie beteten den Teufel an, der ihnen in Gestalt einer schwarzen Katze erschiene. Das waren alles nur Vorzeichen, die aber die Gemüther noch mehr erhitzten und erregten. Endlich loderten zuerst in Frankreich um 1470 die Scheiterhaufen empor, das Signal war gegeben und

---

[1] Schannat: Concil. Germaniae, tom. IV ad ann. 1310.

als ob die Flammen immer neue Hexen hervorbrächten, zog der Aberglaube wie eine Epidemie durch alle Länder. Zumal den ganzen Rhein entlang wälzte er sich als drückender Alp. Die einen fürchteten und schauten überall Hexen und Zauberer. Krankheiten, plötzlicher Reichthum, Stürme und Feuersbrunst, Liebesleid und Eifersucht waren die Wirkungen höllischer Verträge. Außergewöhnliche Häßlichkeit wie hervorragende Schönheit, tiefer Ernst wie ausgelassene Heiterkeit, Tölpelhaftigkeit wie Klugheit, kurz jede ungewohnte Erscheinung weckte den Verdacht. Auf der andern Seite ergaben sich wirklich Viele, ob bewußt oder unbewußt, dem furchtbaren Einflusse und fanden ihre Lust in der Ausführung magischer Handlungen. Es gab eine Unzahl, die von sich selber die feste Ueberzeugung hatten, daß sie zaubern könnten, und die deßhalb einen förmlichen Teufelscult trieben. Die mysteriösen Phantastereien der Astrologen und Alchymisten förderten und bestärkten diese Meinung. Unwillkürlich drängt sich uns hier die Frage auf, ob dieser Wahn nur ein verbrecherisches Spiel der Phantasie gewesen ist, oder ob ihm dämonischer Ursprung zu Grunde lag. Gewiß haben Tortur und Folter, falsche Anklagen und sittliche Versunkenheit die meisten Hexen geschaffen, aber es steht auch wiederum sicher fest, daß sich damals häufig eine Einwirkung kund gab, die nicht auf natürliche Weise erklärt werden kann. Der religiöse Unglaube hat ja gemeiniglich den Aberglauben und die offene Anbetung des Teufels im Gefolge. Wir brauchen dafür nicht in frühere Jahrhunderte zurückzugreifen und sie der finsteren Unwissenheit zu beschuldigen, unsere Zeit ist reich genug an derartigen Beispielen. Das Wort Shakespeare's: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt", galt und gilt noch immer.

fort. Tischrücken, Geisterklopfen und der ganze moderne Spiritualismus beweisen dieses, und manche derartige Erscheinungen möchten sich wohl schwer durch das magnetische Fluidum und unbekannte mechanische Kräfte erklären lassen. Aehnliche Fälle liegen uns in den Hexenprozessen vor.

Als der finstere Wahn die oben berührte schreckliche Ausdehnung annahm, trat die katholische Kirche mit Entschiedenheit dagegen auf und zwar zunächst nur belehrend und warnend. Da aber dieses nichts half, erließ Innocenz VIII. am 4. Dezember 1484 die Bulle: summis desiderantes affectibus gegen den Unfug; er wollte die Untersuchungen geistlichen Richtern übertragen, um mehr Ordnung, Gerechtigkeit und Milde in das Verfahren zu bringen. Die Dominikaner Sprenger, Krämer und Gremper wurden mit der Ausführung der Bulle betraut. Um dem Vorgehen Einheit und Regelmäßigkeit zu geben, verfaßte Sprenger den „Hexenhammer", ein Werk, das regeln sollte, aber leider nur neuen Zündstoff anhäufte. Sprenger glaubte alles, was den armen Hexen vorgeworfen wurde, mochten es auch die offenbar tollsten Märchen sein; er setzte die Angeklagten als schuldig voraus und gründete auf diese unrichtige, zum wenigsten übertriebene Voraussetzung das Gesetzmäßige seiner Handlungen. Der Hexenhammer war, wie Görres sagt, „ein Buch, das zwar rein und untadelhaft in seiner Intention, aber nicht mit geschärfter Urtheilskraft durchgeführt, ohne hinlänglichen Grund thatsächlicher Erfahrung, unvorsichtig auf die scharfe Seite hinüberwog" [1]. Von jetzt an fanden alle Hexenrichter in diesem Buche die Entschuldigungsgründe für ihr Verfahren und die Beschwichtigung für die auftauchenden Zweifel

---

[1] Görres: Mystik. Bd. IV. Abth. 2. S. 585.

ihres Gewissens. Dazu kam die Unordnung in politischer Beziehung und die Unwissenheit des gemeinen Volkes, und endlich schuf die Folter, welche in der „Lex Carolina“ eine Rechtskraft erhielt, eine Menge Hexen. Von jetzt an ist kein Ort, an welchem nicht Unglückliche verbrannt wurden; wenn in einem Gebiete die Scheiterhaufen brannten, wurden sie auch bald in den angrenzenden Ländern entfacht. Neue Tribunale wurden errichtet und die Untersuchungen blieben in weltlichen Händen. Selbst diejenigen Geistlichen, welche sich hie und da in den Commissionen befanden, waren als Richter nur Diener des Staates. An dem Klerus fand Sprenger sogar vielfach den heftigsten Gegner.

Aber was half alles? Die Hexerei war ein Ausnahmeverbrechen, bei dem man sich an die gewöhnlichen Regeln der Untersuchung keineswegs gebunden glaubte. Tausende von Opfern bestiegen fortan den Holzstoß. Waren die Richter selbst nicht streng genug, dann verschaffte das Volk sich gegen die Angeklagten vermeintliche Gerechtigkeit. So steinigte der Pöbel von Laon zwei Weiber, weil die Richter zu milde gegen sie gewesen seien. Aehnliche Beispiele ereigneten sich auch in den deutschen Landen. Man spricht von 48,000 Personen, die zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts diesem Wahne geopfert wurden. Nikolaus Remigius erzählt, wie er selbst als Criminalrichter in Lothringen innerhalb 15 Jahren 800 Hexen habe martern und verbrennen lassen[1]. Zuletzt hielt er sich selbst für einen Zauberer, gab sich an und endete auf dem Scheiterhaufen.

Als die Reformation auftrat, heilte sie dieses Uebel ebenso wenig wie viele andere, die sie angeblich heilen wollte.

---

[1] Daemonolatreiae libri tres N. Remigii. Frankfurt. 1596.

Luther sah ja selbst überall den Teufel, nannte die Papisten vom Teufel Besessene, und versicherte einmal in einer Predigt, von den deutschen Bischöfen habe jeder auf den Reichstag nach Augsburg nicht etwa nur einen Teufel, sondern eine ganze Schaar höllischer Geister mitgebracht[1]. Und während Calvin die Seele der Genfer Regierung war, wurden in der kurzen Frist vom 17. Februar bis 15. Mai 1545 vierunddreißig jener Unglücklichen — und unter ihnen des Scharfrichters eigene Mutter — durch Schwert, Scheiterhaufen, Galgen und Viertheilung vom Leben zum Tode gebracht. Und selten war es, daß der letzten Execution nicht noch grausame körperliche Verstümmelungen vorhergingen. Der Arm des Henkers ermattete unter der Last seiner Arbeiten, die eines Mannes Kraft überstiegen[2].

Demgemäß wurden auch in protestantischen Ländern die Verfolgungen aufgegriffen und fortgesetzt und zwar oftmals mit noch größerem Eifer und andauernder, als bei den Katholiken. Im Braunschweigischen gingen von 1590 bis 1594 die Executionen so stark, daß oft an einem Tag 10 Hexen verbrannt wurden. In der einen Stadt Nördlingen wurden von 1590—1594 allein 25 Personen hingerichtet. Bei Wolfenbüttel lag ein Wald, dessen sämmtliche Bäume verkohlt waren von den vielen Hexen, die dort einzeln angeheftet im Laufe weniger Jahre den Feuertod starben. Heinrich VIII. von England erließ einen Parlamentsakt gegen die Hexen (1541), und Elisabeth verschärfte denselben. Ihr Nachfolger aber, der grausame Pedant Jacob I., schrieb ein eigenes Werk, die „Dämonologia", in welcher er sagt: „Es hat zwar mehr „Gespenster" im Papst-

---

[1] Vergl. Döllinger: die Reformation. Bd. III. S. 271 ff.

[2] Kampschulte: Joh. Calvin. Bd. I. S. 427.

thum gegeben, von denen man nach der Reformation nichts weiß; aber dafür ist die teuflische Macht der Hexen weit mehr kund geworden, wie ich aus eigener Erfahrung in Großbritannien beweisen kann“ [1].

So sehr die Glaubensspaltung auch die Gemüther auseinanderriß — in der Hexenverfolgung waren alle einig. Selbst die aufgeklärtesten Geister gingen hier mit dem Volke. Fischart übersetzte ein Werk des Franzosen Bodin (la Démonomanie) in die deutsche Sprache, um zu größerer Thatkraft aufzumuntern. Und dieser Bodin war doch sonst der ungläubigste und verkommenste Mensch, aber den Teufel ließ er sich nicht nehmen. Er hatte Recht und Grund dazu. Ein ebenso undurchdringlicher Schleier hielt Keppler's Augen gefesselt. Gustav Adolph richtete den ersten Artikel des schwedischen Kriegsrechtes gegen die Zauberer: „Mit Abgöttern, Zauberern und Waffenbeschwörern, und wer mit Zauberei umgeht, soll nach göttlichem und schwedischem Rechte verfahren werden.“ Und als Tilly in der Schlacht von Breitenfeld verwundet wurde, ohne schwer verletzt zu sein, hatte der Schwede nichts eiliger zu thun, als auszusprengen, der alte Kriegsheld habe durch ein Bündniß mit dem Teufel das Fest- und Gefrorensein erlangt. In diesem Falle ging nämlich eine gewöhnliche Kugel nicht durch, sondern brachte höchstens eine leichte Quetschung hervor. Die katholischen Schriftsteller aber boten alles auf, um diese Verleumdung dadurch zu widerlegen, daß Tilly dennoch sowohl am Haupte als an der Seite blutende Wunden gehabt habe, und daß somit die Anklage des Gefrorenseins wegfalle [2].

---

[1] Daemonologia: l. II. 7.

[2] Onno Klopp: Tilly. Bd. II. S. 447 ff.

Das ist in wenigen Worten der Gang der Hexenprozesse, die gerade in der vollsten Blüthe standen, als Spee in Würzburg ankam.

Im güldenen Tugendbuche versucht Spee die christliche Seele durch die Betrachtung großer Leiden zum Mitleid und zur Nächstenliebe zu stimmen. „Stelle Dir vor," sagt er, „wie hin und wieder durch die ganze Welt viel arme, gefangene Sünder und Sünderinnen, Schuldige und Unschuldige in Kerkern und Banden liegen. Gar viele werden unschuldig gefoltert, gepeinigt, gegeißelt, geschraubt und mit neuen, unmenschlichen, grausamen Martern ihnen so zugesetzt, daß sie vor unleidlicher Größe der Pein auf sich oder Andere endlich bekennen, was sie nie gethan oder gedacht haben. Wenn sie auch vor Gott ganz unschuldig sind, will man es ihnen doch nicht glauben, sie müssen mit Gewalt und Zwang, gleichviel mit Recht oder Unrecht, es gehe, wie es wolle, schuldig sein, sonst will man sie nicht hören. Kein Jammern und Weinen, kein Entschuldigen und Rechtfertigen, nichts auf der Welt hilft ihnen mehr — sie müssen schuldig sein. Man peinigt sie so lange, bis sie endlich sterben oder bekennen. Halten sie die Martern aus, so spricht man, daß der Teufel sie stärke und sie nicht bekennen lasse; auch dann müssen sie schuldig sein und als Unbußfertige und Verstockte noch greuliger als sonst hingerichtet werden"[1].

Das war das furchtbare Bild des Jammers, welches Spee in Würzburg und dem angrenzenden Bamberg vor Augen hatte.

Nach einem alten gerichtlichen Verzeichniß wurden in den Jahren 1627, 1628 bis 16. Februar 1629 allein zu

---

[1] Spee: Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 87 ff.

Würzburg hunderachtundfünfzig Hexenleute in neunundzwanzig Bränden hingerichtet. Wir finden unter diesen Unglücklichen vierzehn Vicarien der Hauptkirchen, drei Domherren, mehrere Rathsherren, die Wittwe eines Kanzlers, einen Doctor der Theologie, mehrere junge Edelleute und Edelknaben, ein blindes Mädchen, ein kleines Mägdelein von neun Jahren und ein noch kleineres, ihr Schwesterlein, viele angesehene Bürger, Gobel Babelin, die schönste Jungfrau in ganz Würzburg, und einen munteren Studenten, so viele Sprachen gekonnt und ein tüchtiger Musiker gewesen ist [1]. In ähnlicher Weise wüthete die Verfolgung im Bisthum Bamberg.

Spee selbst begleitete an zweihundert dieser Schlachtopfer zum Feuertode. Sein Herz blutete und wallte über vor Schmerz und Gram. „Nichtsdestoweniger dürfen wir uns unter ihm", wie Brentano sagt, „keinen sogenannten Aufgeklärten denken, der an das Reich der Hölle und an eine thätige Propaganda ihres Fürsten nicht glaubte. Er blies das Ei nicht aus, weil er vor dem Küchlein in demselben das armselige Licht der Weltklugheit nicht sehen konnte. Spee war ein begeisterter Priester Jesu Christi, unseres lebendigen menschgewordenen Gottes, er war ein Träger und Mittheiler geistlicher Gnaden, er glaubte an die Pforten der Hölle, welche zu zerbrechen, das Wort Fleisch geworden ist. Eines leugnen, heißt dem Satan einen Stein in das lebendige Wasser werfen, über dem die Geister wohnen, bald folgt der zweite und sofort der dritte, bis der Teufel eine Brücke hat, um zu uns zu gelangen mit dem Unglauben, der Gottlosigkeit, Lüge, Sünde und dem ewigen Tode. Der Triumph der Schlange ist, daß man nicht an sie glaube

[1] Hauber: Bibliotheca magica. Bd. III. Anhang.

und sie ruhig im Busen trage, bis sie uns vergiftet"[1]. Spee glaubte, und deßhalb sagt er in seiner cautio criminalis ausdrücklich: „Obgleich ich selbst viel in Kerkern mit Elenden, die satanischer Gemeinschaft beschuldigt waren, in geistlichem Berufe verhandelte und mit Fleiß, aufmerksamer Forschung, will nicht sagen Neugierde, all' mein Denken so in diesen lichtlosen Abgrund verwickelt habe, daß ich nicht mehr wußte, was ich von dieser Sache glauben sollte: so habe ich dennoch, die Summe der verwirrten Gedankenrechnung zusammenziehend, für wahr halten müssen, daß solche Verbrecher bestehen, und dieses ohne Frevelmuth und groben Unverstand nicht geleugnet werden kann. Daß aber so Viele und alle Jene, welche verbrannt werden, wirklich schuldig seien, glaube weder ich noch andere gottesfürchtige Männer. Es soll mich auch Niemand so leicht dessen überreden, falls er nur mit ungestümem Schreien und blinder Autorität, sondern mit Vernunft und Nachdenken gegen mich treten und mit mir die Sache prüfen will"[2].

Spee's erster Besuch in den Gefängnissen beugte ihn tief; die Gefangenen weigerten sich, die heiligen Sakramente zu empfangen, weil sie fürchteten, die Beichte möchte in den Augen der Richter als ein Geständniß ihrer Schuld erscheinen. Ein Gespräch außer der Beicht vermieden sie noch sorgfältiger, um den Priester nicht als Ankläger zu haben[3]. Allgemein und schrecklich war die Verzweiflung dieser Wesen, und Spee mußte Dinge hören, die ihn schaudern machten. „Manche", sagt er, „die überzeugt waren,

---

[1] Cl. Brentano: Ges. Briefe. Bd. II. S. 440.
[2] Cautio criminalis. Dub. I.
[3] Cautio criminalis. Dub. XXX.

sie seien ewig und unrettbar verloren, wenn sie, obgleich unschuldig, sich zu solchem Laster bekennen würden, kämpfen lange gegen den ungeheuren Schmerz, unterliegen aber doch zuletzt und verfallen in die größte Betrübniß, weil Niemand sie aufrichtet und tröstet"[1]. „Es ist nicht gut zu sagen, was ich dort Alles erfahren habe," schreibt er. „Ich erinnerte mich der Stelle im Prediger (die auch Tanner anführt): Ich wendete mich zu Anderem, und ich sah die Gewaltthaten, welche unter der Sonne geschehen, ich sah die Thränen der Gottlosen und keinen Tröster; sie können der Gewalt nicht widerstehen und sind allerseits der Hülfe beraubt. Da pries ich die Todten glücklicher als die Lebenden und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren und die Uebelthaten nicht geschaut hat, welche unter der Sonne geschehen"[2].

Am meisten schmerzte ihn die offenbare Ungerechtigkeit und Schändlichkeit des Prozeßverfahrens. Er hat uns in der Cautio criminalis[3] eine Schilderung desselben hinterlassen, die wir hier anführen, weil sie zur Kenntniß der Sachlage dient und zugleich den hohen Muth Spee's charakterisirt, der dem Verbrechen solcher Justizmorde mit kühner Stirne entgegentrat.

„Gaja ist der Hexerei angeklagt und folgendes Dilemma liefert einen Beweis gegen sie: Entweder hat die bezeichnete Frau einen schlechten, unehrbaren Lebenswandel geführt, oder einen guten, rechtschaffenen. Ist es ein schlechter gewesen, so ruft man: seht da ein starkes Indicium; denn eine Schlechtigkeit steht mit der andern in nahem Verbande.

---

[1] Dub. XX, ratio VIII.
[2] Dub. XIX, ratio VII.
[3] Cautio criminalis. Dub. LI.

War ihr Lebenswandel aber rechtschaffen, so ist das nicht minder ein Indicium. Denn also, heißt es, pflegen die Hexen sich zu verhüllen und streben jederzeit den äußern Schein aufrecht zu erhalten...... Hierauf wird sie in den Kerker abgeführt und es ergibt sich sofort ein neuer Beweis gegen sie. Denn entweder zeigt Gaja Furcht oder nicht. Fürchtet sie sich, denn es kann ihr ja nicht unbekannt sein, mit welchen grausamen Martern man bei solchen Anklagen zu verfahren pflegt, so ist die Furcht ein Indicium. Ihr Gewissen, heißt es, klagt sie an. Zeigt sie aber keine Furcht, weil sie auf ihre Unschuld vertraut, so ist auch das ein Indicium. Denn eben dieß, sagt man dann, ist ja allen Hexen ganz besonders eigen: sie berufen sich immerdar auf ihre Unschuld und leugnen frech.

Damit es nun auch ferner an Indicien nicht fehle, so hat der Inquisitor seine Leute, und zwar oft unehrenhafte und übelberüchtigte, welche das ganze Leben der Angeklagten erforschen. Dabei kann es nicht fehlen, daß ihnen nicht irgend ein Wort und eine That aufstoße, welche eine böswillige Auslegung der Menschen leicht zu einer Hexerei verkehren oder verdrehen kann. Oder auch, wenn die Gaja bis dahin mit diesem oder jenem in Feindschaft lebte, so bietet sich für diese Gegner eine treffliche Gelegenheit... Demgemäß wird zur peinlichen Frage geschritten... Ein Anwalt oder eine Selbstvertheidigung wird keinem Angeklagten dieser Art gestattet. Die Zauberei, heißt es als Antwort auf eine solche Forderung, ist ein crimen exceptum... Aber selbst wenn es der Gaja gestattet wäre, einen Vertheidiger anzunehmen, so würde sie keinen finden, denn jeder Anwalt und Vertheidiger würde fürchten, sofort selber in den Verdacht der Zauberei zu gerathen. Dasselbe **widerfährt überhaupt allen, die in dieser Sache**

etwas zu reden und die Richter etwa zur Vorsicht zu ermahnen wagen. Deßhalb ist allen der Mund verschlossen, und die Federn sind stumpf, daß sie weder reden noch schreiben.

Gemeiniglich jedoch, damit der Angeklagten wenigstens einiger Raum zur Vertheidigung gestattet werde, führt man sie vor, verliest die Anklagen und befragt sie darüber, wenn das ein Befragen genannt werden kann. Denn mag sie auch alle jene Punkte aufklären und jeden einzelnen Umstand zur Genüge angeben: es wird das weder bemerkt noch beachtet. Mag sie auch durch ihre Antworten jedes Wölkchen zerstreuen: es behält alles seinen Werth und seine Geltung. Die Angeklagte wird in den Kerker zurückgeführt, damit sie dort fleißiger überlege, ob sie noch ferner als halsstarrig beharren will; denn eben deßhalb, weil sie sich vom Verdachte reinigt, gilt sie für halsstarrig . . .

Nachdem sie überlegt hat, wird sie wieder an einem andern Tage vorgerufen, und es wird ihr die Verweisung zur Tortur vorgelesen, gleich als hätte sie auf alles gegen sie Vorgebrachte nichts erwidert und nichts davon hinweggeräumt . . . .

Diese Marter ist die der ersten Stufe, die leichtere. Dieß ist so zu verstehen. Die Marter an sich ist schwer genug; doch nennt man sie leicht in Rücksicht auf die folgenden. Wenn die Angeschuldigte nach der Marter der ersten Stufe bekennt, so wird öffentlich ausgesagt, daß sie ohne Folter bekannt habe . . . .

Demgemäß wird Gaja nach solchem Bekenntnisse ohne irgend ein Gewissensbedenken den Flammen überwiesen. Sie müßte freilich ebenso sicher auch sterben, wenn sie nicht bekannt hätte . . . Das Loos hat einmal entschieden. Die Angeklagte kann nicht mehr entrinnen; sie muß sterben . . . .

Wenn dann Gaja unter den Schmerzen der Tortur die Augen vor Schmerz entweder rollt, oder fest heftet, so ist das eine wie das andere ein Indicium. Wenn sie die Augen rollt, so heißt es, warum anders thut sie das, als weil sie ihren Buhlen sucht? Wenn sie dagegen irgend wohin den festen Blick richtet, so ruft man: seht da, sie hat ihn gefunden, sie erkennt ihn. Wenn sie aber nach wiederholter Folter noch immer schweigt, wenn man ihrem Gesichte ansieht, daß sie die Schmerzen zu verbeißen sucht, wenn eine Ohnmacht sie überwältigt: so ruft man aus, daß sie während der Marter lache und schlafe, daß sie dem Zaubermittel des Schweigens vertraue, daß sie um so viel strafbarer sei, daß man sie dennoch nicht anders als verbrennen könne...

Es ist die Aufgabe eines geschickten Henkers, in der Anwendung seiner Mittel bis an das äußerste Maß dessen zu gehen, was menschliche Sehnen und Gelenke aushalten können, ohne zu zersprengen und zu zerbrechen. Doch auch dem gewandtesten und erfahrensten Meister schlägt es wohl einmal fehl. Wenn es dann je zuweilen geschieht, daß eine Angeklagte unter der Marter stirbt, so heißt es, daß der Teufel ihr den Hals umgedreht habe. Dann wird nach Gebühr freilich, wie man es nennt, die Leiche der Gaja vom Henker hinausgeschleppt und unter dem Galgen verscharrt.

Wenn aber Gaja unter der Marter nicht stirbt, wenn ferner das Gewissensbedenken des Henkers so groß ist, daß er ohne neue Indicien die Angeklagte weder abermals martern, noch auch, da sie nicht bekannt hat, dem Feuertode überweisen will: so wird sie im Gefängnisse zurückbehalten und mit stärkeren Fesseln angethan. Also überläßt man sie bis zu einem vollen Jahre in der Einöde des Ker-

kers den Wirkungen ihres Zustandes an Leib und Seele ....

Während nun Gaja im Kerker festgehalten und von denjenigen moralisch gequält wird, von welchen dieß am allerwenigsten geschehen sollte, fehlt es den scharfsichtigen Richtern nicht an Gelegenheit, gegen Gaja neue Indicien aufzufinden, und mit Hülfe derselben die Angeklagte, wenn es vor Gott erlaubt ist, dieß zu sagen, so in's Gesicht hinein zu überführen, daß sie nach dem Gutachten sehr gelehrter akademischer Doctoren lebendig verbrannt werden kann...

Da möchte ich doch um des allbarmherzigen Gottes willen wissen, welcher Weg, mag nun die Angeschuldigte mit oder ohne Bekenntniß sterben, sich hier zum Entrinnen eröffne, wenn man auch noch so unschuldig ist! Unglückliche, worauf hast du gehofft? Warum hast du nicht beim ersten Schritt in den Kerker dich für schuldig bekannt? Thörichtes, unbesonnenes Weib, warum willst du vielmal sterben, wenn du mit einem Male abkommen kannst? Folg meinem Rathe: vor aller Pein bekenne dich für schuldig und stirb. Entrinnen kannst du ja doch nimmermehr; denn du weißt, was das Ziel des Gerechtigkeitseifers in Deutschland ist.

Und auch an euch, ihr Richter, wende ich mich mit einer andern Frage: warum doch habt ihr euch umgesehen, warum doch habt ihr gesucht nach Hexen und Zauberern? — Glaubt mir, ich will sofort euch zeigen, wo sie sind. Wohlan, nehmet den ersten besten Kapuziner, den ersten besten Jesuiten, den ersten besten Priester; schlagt ihn an die Folter und sofort wird er bekennen. Ist er dann noch halsstarrig, schützt er sich durch Zaubermittel, so fahrt fort: endlich werdet ihr ihn brechen. Wenn ihr noch mehr wollt, so nehmet die Prälaten, die Domherren, die Doctoren der Kirche. Ich versichere euch, sie werden schon bekennen."

Das ist ein Bild der Rechtslosigkeit eines Verfahrens, das sich noch mit dem Scheine der Gerechtigkeit brüstete. Spee war erschüttert, als er diese Gewaltthaten sah. Er hatte keine Ruhe mehr; Tag und Nacht sann er über ein Mittel, um zu helfen und unter Thränen flehte er zu Gott — aber vergebens. Wie oft mag er in diesen betrübten Stunden die folgenden Worte erwogen und ausgesprochen haben, die er in dem gülbenen Tugendbuche einer mitleidigen Seele in den Mund legt: „Gott weiß es, wie es mir leid ist, daß ich nicht helfen kann. Mich dünkt, ich wollte niederknieen und mir das Haupt abschlagen lassen, wenn ich die armen Kreaturen damit erlösen könnte. O Du mein allermildester Herr Jesu, wie kannst Du dulden, daß sie also gepeinigt werden? Ich bitte Dich durch das heilige Blut, so aus Deinem zarten Frohnleichnam geflossen ist, komme doch zu Hülfe den Unschuldigen und Bedrängten, daß sie nicht verzweifeln. Erleuchte die Obrigkeit, daß sie wohl zusehe, wie sie richte, und die Gerechtigkeit nicht in Grausamkeit und Gottlosigkeit umgewandelt werde. O mein Gott, wie gerne wollt' ich Alle herzlich trösten, ihnen Muth einsprechen und alle mögliche Liebe um Christi willen erzeigen. — Ach Jesu!“[1]

So dachte Spee und so handelte er. Die schönen Vorschriften und Verhaltungsmaßregeln, welche er in der cautio criminalis den Beichtvätern jener unglücklichen Geschöpfe gibt, hat er selbst am treulichsten ausgeübt. „Seid wahre Väter“, ruft er ihnen zu, „Tröster den Leidenden. Bittet die Armen, sich ganz euch hinzugeben, denn ihr würdet sie in euer Herz einschließen. O, lernet Mitleid haben mit dem Jammer, fühlet die Leiden, als wären sie

---

[1] Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 88.

eure eigenen. Saget, ihr wollet euer Leben hingeben für sie, wenn es euch gestattet wäre; versprechet, daß ihr sie nicht verlassen wollet. Machet nicht, daß sich diese Opfer beklagen können, sie hätten keinen Trost gefunden. Wenn ihr als apostolische Männer handelt, dann werdet ihr die Herzen der Unglücklichen an euch fesseln, ihr werdet sie durch Liebe gewinnen. Ich habe es ja selbst oftmals erfahren" [1].

Auf diese Weise erwarb sich Spee bald das größte Zutrauen. Mit inniger Liebe und kindlicher Offenheit pflegten sich die Gefangenen und solche Personen, die im Verdachte der Zauberei standen, an den seeleneifrigen und herzguten Priester zu wenden. Bei ihm suchten sie Trost und Hülfe und ihm klagten sie ihre Nöthen und Leiden. Spee's Wirken begann trotz allen Jammers seine segensreichen Früchte zu tragen. Sein Herz wurde leichter, er war wieder freudig und glücklich.

IV.

Der Vorkämpfer gegen gesetzliche Gewaltthat.

Die innere Herzensfreude Spee's sollte nicht lange dauern. Die Hexenrichter hatten bereits seine Ankunft ungern gesehen; die volle Hingabe des eifrigen Ordensmannes an die unglücklichen Opfer erbitterte sie noch mehr. Eine Stelle in der cautio criminalis verbreitet ein eigenthümliches Licht über die Denkungsart dieser Verwalter des Gesetzes: „Alle Sorge wird getragen", schreibt er, „daß ja keine billig denkenden und gelehrten Priester, die

---

[1] Dub. XXX.

etwas mehr Grütze im Kopfe und das Herz auf dem rechten Flecke haben, sich der armen Opfer annehmen. Sie lassen auch keinen zu, der allenfalls die Fürsten aufklären könnte, denn sie fürchten, die Unschuld der armen Gefangenen möchte doch noch in der Folge an's Tageslicht kommen. Deßhalb gestatten die Inquisitoren den Priestern einer gewissen Gesellschaft nicht einmal das Beichthören der Unglücklichen, obgleich diese Priester die Jugend fast aller Länder unterrichten und erziehen und auch das Gewissen mancher Fürsten leiten. Vor nicht gar langer Zeit sprachen sich die Richter sogar dahin aus, man müsse diese Gesellschaft aus dem Vaterlande vertreiben, weil ihre Mitglieder Störenfriede der Rechtspflege seien"[1].

Spee gehörte zu dieser Gesellschaft, und es ist daher kein Wunder, daß die Richter ihm aufsäßig waren. Indessen stand der fromme Priester noch unter dem Schutze des Bischofs, der ihn berufen hatte, und es blieb seinen Feinden nichts anderes übrig, als im Geheimen auf Nachstellungen zu sinnen und seinem Eifer sonstige Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Ein seltsames Ereigniß beförderte ihre Pläne und gab ihnen zugleich das Mittel an die Hand, offener gegen den Pater voranzugehen.

Eines Tages kam eine fromme und brave Frau zu ihm, um ihre Generalbeichte abzulegen und ihn zugleich um seinen Rath zu bitten, weil sie in dem Rufe stehe, eine Zauberin zu sein. Sie fürchtete, gerichtlich belangt zu werden, wollte aber dennoch nicht fliehen, sondern lieber in ihr Dorf zurückkehren. Am Meisten wurde sie von dem Gedanken be-

---

[1] Cautio criminalis. Dub. LI, nro. 33.

ängstigt, sie möchte eine Todsünde begehen, wenn sie etwa auf der Folter trotz ihrer Unschuld sich bei der Gewalt der Schmerzen als schuldig bekennen würde. P. Spee tröstete die Unglückliche und gab ihr die Versicherung, daß ein auf der Folter erzwungenes unwahres Bekenntniß nur eine läßliche Sünde sei; alsdann rieth er ihr gleichfalls, in die Heimath zurückzukehren. Die Frau folgte dieser Weisung; aber schon nach wenig Tagen wurde sie gefänglich eingezogen und gefoltert. Sie gab wirklich den Schmerzen nach und gestand ein Verbrechen, das sie nie begangen hatte. Der Priester, welcher sie zum Scheiterhaufen führte, machte, überzeugt von der Unschuld des armen Opfers, dem Richter Vorwürfe. Da erhielt er zur Antwort: „Dieses Weib wäre nicht verurtheilt worden, hätte sie nicht ihre Heimath verlassen und mit P. Spee eine Unterredung gehabt. Dadurch aber legte sie ihre Schuld an den Tag und erduldete mit vollem Rechte die Todesstrafe“ [1].

Dieses Ereigniß vermehrte Spee's innere Leiden und steigerte dieselben auf den höchsten Grad. Oeffentlich als Vertheidiger auftreten konnte er nicht, weil er den Verdacht nur bestärkt und sich für sein ferneres Wirken den Weg abgeschnitten hätte. Uebrigens scheute er die Hingabe seines Lebens nicht; was er immer thun konnte, das that er redlich. Zu verschiedenen Malen machte er den Richtern die eindringlichsten Vorstellungen, aber vergebens. Er weckte stets auf's neue ihren Haß und Argwohn. Das kränkte ihn tief und schwer. „O, daß ich sagen könnte,“ ruft er aus, „welcher Schmerz mein Herz zerreißt, weil ich diese Dinge verschweigen muß“ [2]. Außer Gott und seinem Seelen-

[1] Dub. XXVIII.
[2] Dub. IX, ratio VII.

führer wagte er nur einem Jünglinge zuweilen in tiefbewegten Worten sein kummerbelastetes Herz auszuschütten. Dieß war der Canonicus Johann Philipp von Schönborn, nachmaliger Bischof von Würzburg und später Kurfürst von Mainz. Johann Philipp stand damals in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren und war, wie es scheint, nicht bloß das Beichtkind Spee's, sondern sein jugendlicher und vertrauter Freund. Leibnitz, der mit Philipp von Schönborn in innigem schriftlichen Verkehre stand, erzählt in einem Briefe, den Placcius, der Verfasser des Theatrum Anonymorum, mittheilt: „Einst fragte der jugendliche Philipp den P. Spee, warum doch der liebe geistliche Vater ein graueres Haupthaar habe, als es seinem Alter nach sein sollte. Da entgegnete ihm der Pater, dieses sei von den Hexen gekommen, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe. Dem erstaunten Schönborn löste Spee folgendermaßen das Räthsel: Wenn er nämlich mit größtem Fleiße untersucht und sich auch des Ansehens der Beichte bedient habe, so hätte er doch in keinem der Unglücklichen, die er zum Feuer begleitet, etwas entdeckt, was ihn hätte überzeugen können, daß demselben das Verbrechen der Zauberei mit Recht angeschuldigt worden sei. Die Einfältigeren zwar hätten, wenn er sie in ihrer Verwirrung befragt, aus Furcht vor härterer Tortur sich wahrhaft als Zauberer bekannt. Nachher aber, wenn sie Vertrauen geschöpft und eingesehen, daß sie vor ihrem Beichtvater nichts zu besorgen brauchten, hätten sie sich noch ganz anders erklärt. Alle hätten mit herzzerreißendem Jammergeschrei die Bosheit oder Unwissenheit der Richter und ihr Elend beweint und in ihren letzten Nöthen zu Gott, als einem Zeugen ihrer Unschuld, gerufen. Dieses erbarmungswürdige, so oft wiederholte Schauspiel habe ihn in solchem Grade erschüttert, daß er vor den

Jahren grau geworden sei"[1]. So Leibnitz nach dem Berichte Philipps von Schönborn. Mit dieser Erzählung stimmen die Worte Spee's in der cautio criminalis überein: „Ich schwöre es bei Gott, daß ich wenigstens bis jetzt keine Hexe zum Scheiterhaufen geleitete, von der ich nach allseitiger Erwägung vernünftiger Weise behaupten könnte, sie sei schuldig gewesen. Ebendasselbe habe ich von zwei anderen gewissenhaften Theologen gehört"[2].

Als Spee sich immer mehr überzeugte, daß der Sturm gegen ihn bald losbrechen würde, strengte er seinen Eifer noch stärker an, hauptsächlich um selber Klarheit in der Sache zu erhalten. Es war nämlich ein Stellungsgedanke in seiner Seele aufgetaucht, den er mit allen nur möglichen Mitteln zu verfolgen gedachte. Zu diesem Zwecke verweilte er länger als sonst in den Kerkern, studirte die Prozeßakten und suchte vor allem die Richter einzeln auf, sprach mit ihnen über die Prozesse, legte ihnen seine Bedenken vor und bat um die Lösung derselben. Auf diese Weise gelang es ihm, die ganze Nichtswürdigkeit des Verfahrens zu erkennen. Hatte er bei den unglücklichen Opfern Jammer und Elend aller Art gefunden, so entdeckte er bei den Richtern Habsucht, Grausamkeit und eine Menschenfurcht, die mit vollem Bewußtsein Mord an Unschuldigen verübte. Das machte ihn schaudern.

Ein Jahr hatte Spee in Würzburg seine Thätigkeit entfaltet und noch immer gab es Hexenbrände. Die Richter waren auch schließlich des unbequemen Mahners überdrüssig geworden und untersagten ihm den Besuch der Gefängnisse. „Als neulich ein Priester", erzählt Spee, „den

---

[1] Vincentii Placcii Theatr. Anonym. Hamb. 1708. p. 233 ff.

[2] Dub. XXX, docum. XIX.

Richtern ganz im Geheimen aus den Akten nachwies, daß der Prozeß gegen einige bestimmte Personen völlig ungerecht geführt werde, gaben sie ihm kein Gehör. Sie ließen jene Weiber unbarmherzig verbrennen, ihm selber aber verboten sie ein für allemal den Besuch der Kerker. Wie ich jetzt höre, soll Aehnliches auch noch Anderen passirt sein" [1].

Verschiedene Andeutungen an zerstreuten Stellen der cautio criminalis machen die Vermuthung, daß Spee selbst dieser Priester gewesen ist, zur Gewißheit [2]. Dieß ereignete sich im Frühling des Jahres 1628.

Der Ordensmann war auf diesen Schlag gefaßt; er hatte nicht umsonst die genauesten Nachforschungen angestellt; vermittelst derselben machte er jetzt das Verbot völlig zu Schanden.

Nach langem und innigem Gebet hatte Spee endlich das Mittel gefunden, welches die Kerker erschloß und den Gefangenen Leben und Freiheit wieder gab.

Im Angesichte der Thatsachen schrieb er mit festem Griffel seine „Cautio criminalis seu de processibus contra sagas liber ad magistratus Germaniae hoc tempore necessarius," zu Deutsch: „Gerichtliche Untersuchung, ein Buch über Hexenprozesse, den deutschen Obrigkeiten unserer Tage höchst nothwendig."

Es war ein muthiges Wagniß und, wie Clemens Brentano sagt, „nicht weniger, als sich selbst in die Bahn eines

---

[1] Dub. XVIII, coroll. IX.

[2] Durch Vergleichung der Prozeßakten, wenn dieselben noch vorhanden wären, mit der cautio criminalis ließen sich überhaupt noch viele Einzelheiten über Spee's Wirken in Würzburg enthüllen. So aber können die mancherlei Anspielungen nicht mit Sicherheit auf ihn bezogen werden.

von tollen Rossen unter der Geißel berauschter Führer bergab gegen eine ganz versunkene Menschenmasse niedergeschleiften Sichelwagens der höllischen Mächte einhaltend zu werfen. Spee, der fromme, starke, glaubende, rechtglaubende, ganzglaubende Priester der katholischen Kirche, hat dieses gethan und mit unendlichem Segen gethan. Diese That war mit nicht geringerer Gefahr verknüpft, als in der Schreckenszeit der französischen Revolution in die Getriebe der tausendfältig fallenden Henkerbeile einhaltend greifen zu wollen"[1].

Wir haben gesehen, welche Ausdehnung die Hexenverfolgungen im Zeitalter Spee's genommen hatten, wie sie über ganz Deutschland dahinzogen und überall unzählige Opfer den Flammen überlieferten. Freilich traten hier und da biedere Männer gegen das Unwesen auf, doch der Aberglaube wurzelte zu tief in den Gemüthern, und die Habsucht wirkte mit, so daß diese einzelnen Stimmen spurlos verhallten. „In der Asche der Verbrannten suchte man sich Gold. Die Notare, die Aktuare, die Schöffen und Richter bereicherten sich, der Henker ritt wie ein Hofmann auf stolzem Rosse, in Gold und Silber prunkend und sein Weib wetteiferte im Putze mit den Adeligen"[2]. Spee selber berichtet, wie ein weltlicher Inquisitor durch Leute die Bauern in den Dörfern gegen die Hexen aufreizen und ihnen sagen ließ, er wolle kommen und die Unholde verbrennen, wenn ihm eine bestimmte Summe als Pfandschilling vorausbezahlt werde. Hatten die Bauern alsdann das Geld zusammengebracht, so veranstaltete er einen

---

[1] Clemens Brentano: Einleitung zur Trutznachtigall. Berlin. 1817. S. VIII.

[2] Hontheim: hist. diplom. Trevir. tom. III. p. 170.

oder zwei Brände und drohte dann mit seinem Weggange, falls ihm jene Summe nicht von neuem gezahlt werde. Dieß geschah zuweilen zwei oder dreimal, bis die Kräfte der Gemeinde erschöpft oder die wohlhabendsten Frauen verbrannt waren[1].

Der Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, Johann Weier (nach anderen: Wier) schrieb zuerst ein Buch gegen dieses gesetzlose Hexenverbrennen[2]. Aber die juristische Fakultät von Marburg verwarf die Schrift 1565, und Weier verdankte es nur dem Schutze seines fürstlichen Gönners, daß er nicht selbst in Haft gezogen wurde[3]. Nach ihm versuchte sich in gleicher Absicht der Priester Cornelius Loos (gest. zu Mainz 1593) aus dem Holländischen und erklärte den Hexensabath für Irrwahn. Er wurde durch die Protestanten verjagt, kam nach Trier und als er auch dort nicht schweigen konnte, sondern Fürbitte für die armen Weiber einlegte, mußte er mit zweimaligem Kerker und Widerruf büßen. Jetzt brandmarkte der Pater Adam Tanner, Kanzler der Universität Prag, in seiner Theologie das grausame Verfahren und gab mildere Rathschläge. Als Lohn zog er sich den Zorn der Terroristen zu. Sie verschrieen ihn als einen Zauberer und verlangten nach seinem Tode den Leichnam, um ihn zu verbrennen[4]. Aber Tanner erlebte wenigstens das Erscheinen der cautio cri-

---

[1] Dub. XVI.

[2] De praestigiis daemonum etc. lib. IV. — Liber Apologeticus, Pseudomonarchia daemonum. 1560.

[3] Auch Johann Greg. Godelmann trat in einem Werke (Tractatus de magis, veneficis et Lamiis deque his recte cognoscendis et puniendis) gegen das gesetzlose Treiben auf.

[4] Cautio criminalis. Dub. VII. Vergl. Menzel: Geschichte der Deutschen. S. 900.

minalis und starb (1632), vielleicht mit dem frohen Bewußtsein, daß einem anderen gelingen werde, was er selbst nicht durchzusetzen vermochte.

War Spee somit auch nicht der erste, welcher gegen den Irrwahn eiferte, so hat er doch das Verdienst, zuerst durch seine Schrift die Gemüther aufgerüttelt und wirksam in das tolle Getriebe eingegriffen zu haben. Er übernahm den ungleichen Kampf und schlug durch. Und in der That war auch sein Werk das einzige, welches in ruhiger, aber eindringlicher Weise alle Bedenken zerstreute und das Schreckenvolle der Blutjustiz in der ganzen Blöße enthüllte. In fünfzig Fragen stellt sich Spee alle Einwürfe der Gegner, die gerichtlichen Zweifel, welche aus den oft gemachten Geständnissen erwuchsen, scharf und klar vor Augen; er verschweigt keine Schwierigkeit, welche man ihm machen konnte, und bebt vor keinem der scheinbar triftigen Gründe mancher Gelehrten und Hexenverbrenner zurück. Er ist sich der Rechtlichkeit und der Wahrheit seiner Sache gewiß und will deßhalb auch nur mit den Waffen der Wahrheit den Kampf verfechten. In diesem Bewußtsein und mit der ganzen Wucht einer festen durch Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung stellt er sich der Lüge und Ungerechtigkeit entgegen, brandmarkt die Nachlässigkeit der Richter und die Schändlichkeit und Habsucht der Ankläger, kennzeichnet die Irrthümer und Unrechtmäßigkeit des gerichtlichen Verfahrens, erhebt sich gegen die Grausamkeit der Folter und gegen die schamlose Weise, mit welcher man aller Zartheit zum Trotz nach Indicien suchte, und zieht Fürsten und Richter vor den Richterstuhl der allwissenden Wahrheit und Gerechtigkeit. So beantwortet er Satz für Satz die aufgestellten Schwierigkeiten in philosophischer, ja scholastischer Form; fest und sicher fallen seine Schläge; indem er selbst die

Einwürfe auf seine gegebenen Antworten abermals löst, gestattet er dem Gegner keinen Ausweg, bis er ihn endlich durch die Kraft der Schlüsse, die Gründlichkeit der Anlage, die Feinheit und Gewandtheit der Durchführung, die Kühnheit und unerschrockene Entschiedenheit des Kampfes gänzlich besiegt und zu Boden geworfen hat. Mitten in der strengen Beweisführung erhebt er sich zuweilen in feuriger Beredtsamkeit und greift mit schneidender Ironie und mit prophetischem Mahnwort das Unrecht an. „Ich schäme mich Deutschlands", ruft er aus; „was werden die anderen Nationen sagen, die so schon unsere Dummheit zu belachen pflegen?" [1] — „Die Hexen wollen sich vertheidigen, aber man hört sie nicht, man spannt sie auf die Folter; sie sind schon verurtheilt, bevor man sie anhört" [2]. — „Die Richter schämen sich, einem Weibe kein Geständniß entlocken zu können; Rachsucht und Blutgier mischt sich ihrer Handlungsweise bei" [3]. — „Weh Deutschland, so vieler Hexen Mutter! was Wunder, daß es sich vor Gram die Augen ausweint, um sie nicht zu schauen" [4]. — „Wehe den Fürsten, die, statt Völkerhirten zu sein, die unmenschlichen Greuel unter ihren Schutz nehmen. Wehe den Richtern, deren Kastengeist aus den Hexenprozessen ein Privilegium und eine Erwerbsquelle gemacht hat. Und doch sollten sie die Schuld bedenken, mit welcher ein übereiltes Todesurtheil das Gewissen belastet; sie sollten sich erinnern, daß man mit Menschenblut nicht kurzweilen und Menschenhäupter nicht leichtsinnig wie Kegelklötze hinwerfen dürfe. Wir alle

[1] Dub. XVII.
[2] Dub. XVIII. XIX.
[3] Dub. XXII.
[4] Dub. XXI.

müssen dereinst zum Richterstuhle der Ewigkeit, und wenn dort jedes unnütze Wort verantwortet werden muß, was wird mit solchen blutigen Thaten geschehen?"[1]

Von den Fürsten, die sich leider nicht um das bekümmern, was ihre Beamten thun, wendet sich Spee an die Beichtväter. Auch sie, sagt er, müssen anders zu Werke gehen, als sie bis jetzt gethan. Sie müssen sich als Mittelspersonen zwischen Gott und dem Schuldigen, nicht aber zwischen diesem und dem Richter betrachten[2]. Die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten müssen dafür sorgen, daß der ewigen Anträgerei, Ehrabschneidung und Verleumdung ein Ende gemacht wird, weil dadurch die christliche Liebe so tief verletzt, die Unschuld gefährdet und die Gerichte unsicher gemacht werden. „Wehe! welche Strafe wird nicht allein die Richter, sondern auch die Beichtväter treffen, welche meinen Worten nicht folgen und nicht nur ihren Geist nicht anstrengen zum Erforschen, sondern auch darüber knirschen, daß sie unterwiesen werden"[3]. Am bittersten redet er die Rechtsgelehrten an, welche in ihren Büchern von nichts, als von Hexen und Zauberern sprechen, überall verbrecherischen Spuk erblicken und mit Gewalt zur Verfolgung anfeuern. „O der Blindheit und Dummheit solcher Weisen!" ruft er aus. „Da sitzen sie hinter dem Ofen in behaglicher Gemüthlichkeit und hecken Commentare aus. Sie selbst empfinden keinen Schmerz, reden aber viel von Qualen, die man den Unglücklichen anthun soll, gerade wie ein Blindgeborener, der gelehrte Dissertationen über die Farben hält. Auf sie kann man mit Recht die Worte des

---

[1] Dub. XXIX.
[2] Dub. XXX.
[3] Dub. XXXXV.

Propheten Amos anwenden: „Sie trinken Wein in Schalen und mit dem besten Oele salben sie sich, und kümmern sich nicht um Joseph's Leiden." (Am. VI, 6.) Aber setzt sie doch einmal ein halbes Viertelstündchen dem Feuer aus, dann werdet ihr sehen, wie all' ihre Weisheit und großmächtige Philosophie zusammenbricht. Sie philosophiren in kindischer Weise über Dinge, von denen sie nichts verstehen" [1].

So redet Spee ohne Menschenfurcht und ohne Zagen, obgleich ihn das Schicksal eines Cornelius Loos und eines Tanner hätten zurückschrecken können. Seine Gegner gaben vor, auf dem Boden der Kirche zu stehen, was übrigens durchaus nicht der Fall war. Spee zeigte ihnen, wie in den meisten Prozessen ganz gegen die Bestimmungen und milden Rathschläge der Päpste vorgegangen werde. Auch leugnete er die Möglichkeit und das factische Vorkommen von Hexen nicht, sondern will nur das blutige und ungerechte Prozeßverfahren angreifen und tadeln. Uebrigens hätte er zur Bestätigung seiner rechtgläubigen Meinung anführen können, daß in Italien unter den Augen des Papstes nur wenig Hexen verbrannt wurden und diese wenigen zumeist in Oberitalien. In Rom selbst fand keine einzige Hexenverbrennung Statt. Im Eingange einer Schrift, welche 1657 in der Druckerei der Apostolischen Kammer in Sachen der Hexenprozesse erschien, heißt es: „Die Erfahrung, die große Lehrmeisterin in den Dingen, hat offenbar gemacht, wie die schwersten Irrthümer im Prozeßverfahren gegen das Hexenwesen zum Nachtheile der Gerechtigkeit und der angeklagten Frauen begangen werden; so daß man in der Generalcongregation der heiligen römischen

[1] Dub. XX.

und allgemeinen Inquisition seit lange schon bemerkt, wie kaum je einmal ein Prozeß der Art regelmäßig und in der Rechtsform geführt worden"[1]. Aber wenn auch wirklich einzelne Glieder der Kirche in der Verfolgung zu weit gingen, so darf dieses unmöglich der Kirche selbst zur Last gelegt werden. Spee war ein katholischer Priester — und er trat entschieden gegen das Unwesen auf, während Benedict Carpzow, ein berühmter protestantischer Rechtsgelehrter und Spee's Zeitgenosse, der heftigste Gegner der cautio criminalis war[2].

Was aber dem Ordensmanne diesen Muth verlieh, war seine Liebe, die Liebe zur Wahrheit, die Liebe zu allen seinen Mitmenschen und die Liebe zu Gott, dessen Heiligkeit durch diese Greuel schwer beleidigt wurde. „Die Liebe verzehrt mich mit einem glühenden Feuer," ruft er aus, „sie drängt mich zum Kampfe gegen diesen Irrwahn"[3]. „Die Fürsten mögen sich nicht wundern, wenn ich sie scharf mitunter und heftig erinnere; denn es ziemet mir nicht unter Denen zu sein, die der Prophet stumme Hunde nennt, nicht im Stande zu bellen"[4]. Nur Eines hat man dem Vertheidiger der Hexen vorgeworfen, nämlich, daß er seinen Namen verschwieg. Er that dieses keineswegs aus Feigheit, sondern aus den heiligsten Rücksichten. Wenn die Hexenrichter schon vorher und mit Widerstreben einen Beichtvater zu den unglücklichen Wesen zuließen — was war erst zu erwarten, nachdem einer dieser Beichtväter mit flammenden Worten die Ungerechtigkeit des Verfahrens ge-

[1] Görres: Mystik. Bd. IV. Abth. 2. S. 652.
[2] Carpzow: Definit. forens. vol. VI, const. 2. p. 4.
[3] Dub. XXIX.
[4] Dub. LI.

brandmarkt hatte! Welcher Vorsicht es damals bedurfte, können wir noch von anderer Seite entnehmen. P. Allegambe wagt in seinem Werke über die Schriftsteller der Gesellschaft Jesu das Büchlein unseres Spee nicht einmal mit seinem Titel zu bezeichnen. Er sagt nur: „Spee schrieb ein Buch, das vielen außerordentlich gefallen hat und öfters aufgelegt worden ist“ [1].

Uebrigens brachte die cautio criminalis, obgleich anonym, dennoch ihre Wirkungen hervor. Manche lasen das Buch; seine Gründlichkeit machte die Gemüther stutzen; man „verlor die Zuversicht, daß man mit dieser ganzen Blutjustiz auf gutem Wege gehe, und da man erst recht zusah, entdeckte man das Greulige in der Sache“ [2]. In Würzburg hörten gleich nach Spee's Abreise die Hinrichtungen auf. Philipp von Schönborn, dem sich der Jesuit kurz nach dem Erscheinen der cautio als ihr Verfasser offenbarte, verbot, nachdem er Kurfürst von Mainz geworden war, alle Hexenspürerei. Seinem Beispiele folgten die Herzoge von Braunschweig; selbst das Reichskammergericht und der kaiserliche Hof nahmen von dem Buche Notiz und beförderten im Jahre 1632 eine neue Auflage desselben, weil die erste innerhalb weniger Monate vergriffen war [3]. Allmählich erloschen auch an anderen Orten die Scheiter-

---

[1] Allegambe: Script. Soc. Jesu p. 551. — Nach einer Bemerkung in den Gesta Trev. (herausgeg. von Wyttenbach und Müller. 1839, animadv. et additam. ad CCCI, p. 18) stellte man dem Verfasser der cautio criminalis vielfach nach, als sein Name bekannt wurde, so daß er zu wiederholten Malen nur mit Noth der drohenden Gefahr entging.

[2] Görres: A. a. O. S. 647.

[3] Einleitung zur cautio criminalis. Editio secunda. Francofurti. 1632.

haufen; vom Main und Rhein ging die segensreiche Bewegung aus und verbreitete sich langsam über ganz Deutschland. Nur ein Theil des Nordens und die sächsischen Lande blieben noch lange halsstarrig.

Von der cautio erschien eine Auflage nach der andern; der schwedische Feldprediger Johann Seifert übersetzte das Büchlein 1647, deßgleichen der nassauische Rath Hermann Schmidt von Siegen 1649. Daniel Jonktys veröffentlichte eine holländische Ausgabe 1652, und im Jahre 1660 ward zu Lyon eine französische Bearbeitung gedruckt. Im Norden mußte Thomasius mit der Entrüstung eines echten Biedermannes durch seine mehr juristische Darlegung dem Wahne den Todesstoß versetzen. Seitdem kommen die Hinrichtungen nur noch sporadisch vor, bis im Jahre 1783 zu Glarus in der Schweiz die letzte Hexe zum Scheiterhaufen geführt wurde.

Wolfgang Menzel nennt die cautio criminalis das beste Werk, welches je über das Hexenwesen geschrieben worden. Vilmar sagt: „Spee war ein Mann der christlichen Liebe im vollsten Sinne; aus dieser Liebe ging dieses Buch hervor.“ Wir möchten beifügen: Spee zeigt sich in diesem Buche als einen Freund und Wohlthäter unseres Vaterlandes und zugleich als einen Geist voll hoher Gesinnung, männlicher Kraft, classischer Bildung und allseitiger Gelehrsamkeit.

V.

Spee als Martyrer der Liebe [1].

Als Spee's Obern sahen, daß seine Wirksamkeit in

---

[1] Wir folgen in diesem Kapitel einer gütig mitgetheilten Abschrift aus den Litterae annuae Coll. S. J. Hildes.

Würzburg gehemmt und großen Gefahren ausgesetzt sei, riefen sie ihn nach Köln zurück. Vielleicht wollten sie ihn auch von einem Schauplatze entfernen, der immer neuen Gram in der Seele des frommen Ordensmannes anhäufte. Uebrigens fand sich bald eine neue schwierige, aber doch tröstlichere Stellung.

Ungefähr sechs Stunden von Hildesheim entfernt liegt an der Fuse das Städtchen Peina. Es war mit der Grafschaft gleichen Namens im Jahre 1260 durch Erbschaft in den Besitz des Bischofs von Hildesheim und seiner Nachfolger gekommen. Darin verblieb es bis zum Jahre 1520, in welchem Bischof Johann IV. Peina mit seinen dreißig Dörfern der Stadt Hildesheim für die zu seiner Unterstützung in der Stiftsfehde gegen die Herzoge von Braunschweig aufgewandten Kriegskosten pfandweise überlassen. Der erste lutherische Bischof des Hochstiftes, Friedrich von Holstein, hatte freilich das Pfand, besonders gegen das Zugeständniß, daß die Hildesheimer Bürgerschaft im ungestörten Besitze der für den protestantischen Cultus eingenommenen Kirchen verbleiben sollte, 1553 wieder eingelöst, aber nicht um es als Stiftsgut, sondern widerrechtlich als weltliches Familienbesitzthum und Allod zu behalten und zu behandeln. So war Peina, Stadt und Amt, in die Hände seines Erben, des Herzogs Adolf von Holstein, gelangt, der dort ohne weiteres die Einführung des protestantischen Bekenntnisses durchsetzte. Erst nach unendlichen Verhandlungen und Rechtsstreitigkeiten gelang es im Jahre 1603 dem Kurfürsten Bischof Ernst von Köln, den Holsteiner gegen Erstattung der Pfandsumme, die der Hildesheimer Klerus auszahlte, zur Herausgabe des Stiftseigenthums zu bewegen. Doch mußte er einen Revers ausstellen, hinsichtlich der augsburgischen Confession daselbst keine Aende-

rung vornehmen zu wollen. Als indessen Ernst 1613 gestorben war, glaubte sein Nachfolger, Kurfürst Ferdinand, sich durchaus nicht rechtlich verpflichtet, eine Bedingung zu halten, die ein unrechtmäßiger Besitzer aufgenöthigt hatte. Und so nahm er 1628, durch Tilly's Siege in Niedersachsen unterstützt, die Gelegenheit wahr, das jus reformandi, welches damals als unveräußerliches und wesentliches Attribut der Landeshoheit galt, auch seinerseits auszuüben.

Er erließ die nöthigen Befehle an seinen Drosten von Peina, Jobst Adrian von Wendt, und verlangte dann von den Jesuiten einen Missionär für diese Gegenden. Wahrscheinlich erbat sich Kurfürst Ferdinand ausdrücklich den P. Spee zu diesem Amte, den er durch das segensreiche Wirken in Paderborn während der Jahre 1625—27 bereits kennen gelernt hatte.

Im November 1628 wurde Spee mit dem Laienbruder Theodotus Dynand in Peina eingeführt. In einem Eckhause, welches an das Rathhaus grenzte und einem gewissen Caspar Bösen-Schwechelhoff zugehörte, richteten die beiden Jesuiten sich ein. Die Ausstattung wurde zum Theil aus dem Hildesheimer Colleg, zum Theil aus der Burg Peina beschafft, und dabei erhielt sie aus fürstlicher Kasse wöchentlich sechs Thaler zum Unterhalte, die aber Spee regelmäßig zu Almosen für die armen Landleute und Bedürftigen der Stadt verwandte.

Spee wollte sein Missionswerk mit den Dörfern beginnen und machte gleich nach seiner Ankunft eine Rundreise durch das Amt. Er wurde durchgängig gut aufgenommen, die Bauern hatten zumeist nur die Frage, ob das Taufen und Copuliren künftig mehr kosten würde als bisher. Spee beruhigte sie: „Ich werde keinen Heller von

Euch annehmen", sagte er, „selbst wenn ihr mir ihn aufdrängen würdet. Alle heiligen Amtsverrichtungen will ich ohne Last für Euch verwalten." Dadurch hatte er für seine Predigt einen großen Vorschub gewonnen, und als er nun mit flammender Beredtsamkeit den armen Leuten die Wahrheiten des heiligen Glaubens erklärte, und seine Worte und Werke bezeugten, daß er nur für sie lebe und leide, da waren bald aller Herzen gefangen. Selbst viele der früheren protestantischen Prediger schlossen sich der katholischen Kirche an und einer derselben, der „tolle Herr Tyle", wurde sogar ein vertrauter und liebender Freund des Missionäres. In kurzer Zeit waren sechsundzwanzig Dörfer der Grafschaft den Fesseln der Häresie entrissen.

Nun gedachte Spee sein Werk auch in der Stadt beginnen zu können. Hier stieß er auf heftigeren Widerstand, denn die neue Lehre hatte dort tiefere Wurzeln gefaßt. Am meisten widerstrebten die Frauen, doch wurden sie durch Spee's Fastenpredigten umgestimmt. Zur Bekehrung der Männer trug freilich eine Maßregel des Kurfürsten, nach welcher nur Katholiken in den neuen Rath gewählt werden sollten, vieles bei. Die vier Korporalschaften der Stadt schlossen sich dem katholischen Rathe an.

So war auch die Stadt dem Glauben gewonnen; aber leider hatte das fürstliche Mandat für den Missionär schlimme Folgen. In einzelnen Gemüthern machte sich ein Gefühl des Hasses und der Rache geltend, man schob die Schuld des Ediktes auf den Jesuiten, der, obgleich völlig unschuldig, für die Strenge seines Fürsten büßen mußte.

Am 29. April 1629 [1], dem Sonntage „Misericordiae"

---

[1] Nach Cordara. Hist. S. J. t. II. lib. XIV. p. 283 war es der 25. April.

ritt Spee in der Morgendämmerung nach der bei Peina gelegenen Ortschaft Woltorp, um die heilige Messe zu lesen. Der Weg führte durch eine sumpfige Haidegegend, die von einzelnen Tannenwäldern durchzogen wird. Ein solcher Waldstrich trennte den Missionär noch von dem Ziele seiner Reise, als plötzlich ein anderer Reiter ihm auf dem schmalen Pfade entgegensprengte und unter heftigen Schmähungen die Büchse auf ihn anlegte. P. Spee ahnte die Absicht und da jede Umkehr unmöglich war, empfahl er seine Seele dem Schutze der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Ignatius, und drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen. Als der Wegelagerer dieß sah, schoß er los; die Kugel ging fehl, nur das Roß des Missionärs stutzte und fiel zu Boden. Zwar gelang es Spee, das Thier bald wieder auf die Beine zu bringen, aber mittlerweile hatte ihn sein Gegner auch schon eingeholt und schoß nun, zornig über sein Mißlingen, aus nächster Nähe eine zweite Kugel auf ihn ab. Spee blieb unverletzt und spornte auf's neue sein Pferd zur Eile. In angestrengtem Galopp sauste er dahin, der Mörder neben ihm her, vergebens bemüht, den Pater mit dem Kolben niederzuschlagen. So gelangten sie in das freie Feld. Hier erfaßte den Sendling neue Wuth, er gewann seinem Opfer den Vorsprung ab und umkreiste nun unter fortwährenden Schwerthieben oder Kolbenschlägen den Ordensmann. Trotz aller Schmerzen hielt sich Spee aufrecht, spornte wiederholt sein Pferd, das endlich in großen Sätzen dem Dorfe zueilte. Aus sechs Wunden am Kopfe und zweien an der linken Schulter blutend, langte Spee endlich in der Ortschaft an.

Am Eingange begegnete ihm Herr Tyle, der in Woltorp wohnte. Als der Prediger den Pater sah, der über und über mit Blut bedeckt war, fing er laut zu weinen an.

„Was ist geschehen?“ rief er aus. „Gott, welch' ein Unglück!“ Spee beruhigte ihn: „Bringe nur warmes Wasser“, sagte er, „und lasse zur hl. Messe läuten.“ Bald strömte das ganze Dorf zusammen. Auch der Prediger kam mit kaltem Wasser, Leinenzeug und frischen Eiern zurück. „Warmes Wasser, mein Vater, hilft da nichts,“ sagte er, „kaltes thut Noth.“ Nun wusch er die Wunden aus, schnitt mit einer Scheere die Hautfetzen ab, welche über das Gesicht des Paters herniederhingen, und machte von den Eiern eine Art Pflaster, mit dem er das Blut zu stillen suchte, was auch gelang. Spee litt fürchterlich, aber nichtsdestoweniger ließ er sich zur Kirche führen und bestieg sofort die Kanzel. Ein lautes Weinen erscholl, als die guten Leute ihren Missionär ganz mit Blut bedeckt dastehen sahen. Spee las das Evangelium des Tages von dem guten Hirten und dem Miethlinge. „Meine liebsten Kinder“, sagte er, „nun urtheilet selbst, ob ich ein guter Hirte oder ein Miethling bin. Die Merkmale eines getreuen und liebenden Hirten trage ich an Stirn und Schläfe“ . . . . . Er wollte weiter reden, aber die Kraft verließ ihn; einen Augenblick stützte er sich auf die Brüstung der Kanzel. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, forderte er seine Heerde auf, mit frohem Herzen den Preisgesang „Großer Gott, wir loben dich!“ anzustimmen und für seinen Mörder zu beten. Aber nur Weinen antwortete ihm. Da rief Spee dem Sakristane zu: „Ei, so fange doch an!“ und als dieser gleichwohl schwieg, rief der Pater abermals: „Wann fängst du an? singe, singe aus voller Brust,“ und brach zusammen. Um dem letzten Willen ihres guten Hirten zu gehorchen, begann die Gemeinde jetzt das Lied, oftmals vom Weinen und Schluchzen unterbrochen.

Unterdessen hatte man Spee von der Kanzel herabge-

tragen und ließ ihm alle Pflege angedeihen. Als er wieder zu sich kam, verlangte er zurück nach Peina. Wohl oder übel setzten sie ihn auf das Pferd und banden ihn fest; der tolle Herr Tyle bewaffnete sich mit einer Feuerbüchse und einem Schwerte, um seinem lieben Freunde das Geleite zu geben und ihn gegen neue Gewalt zu schützen. Seinen eigenen Hut setzte er dem Pater auf, der den seinigen bei dem Ueberfalle verloren hatte, und geleitete baarhaupt das Pferd am Zügel. Bis an die Grenze der Gemeinde folgten die Landleute dem Trauerzuge, dann nahmen sie Abschied, weil Spee es so wollte.

Es war gerade neun Uhr und die Hochmesse zu Ende, als Spee in der Stadt ankam. Die Leute lachten bei dem Anblicke des bewaffneten und baarhäuptigen Predigers, aber ihr Lachen verwandelte sich in Weinen, als sie den Grund des seltsamen Aufzuges erfuhren. Von allen Seiten nahm man sich des Missionärs an, sie brachten ihm Orangen, Citronen, feine Gerichte, kurz alles, was in ihrer Macht stand, um seine Leiden zu lindern. Der Droste von Wendt traf sogleich Anstalten, um den Mörder zu entdecken, was indessen nie gelang; zugleich sandte er einen Boten nach Hildesheim, um einen erfahrenen Chirurgen herbeizurufen. Doch P. Spee zog es vor, selbst nach Hildesheim gebracht zu werden, damit er, wenn es Gottes heiliger Wille sei, wenigstens im Kreise seiner Brüder sterbe.

Am folgenden Tage ließ Herr von Wendt seinen eigenen Wagen bereiten, um diesem Wunsche des Paters zu entsprechen. Alle Einwohner von Peina begleiteten den Scheidenden unter lautem Weinen bis weit vor die Stadt hinaus, und manches halsstarrige Gemüth wurde jetzt erst völlig gebrochen. Glaube und Liebe hatten gesiegt, und was die Strenge des Fürsten und die milden Er=

mahnungen des Missionärs nicht vermochten, das vermochte das vergossene Blut. Alle erkannten, daß nur in dem Garten der katholischen Kirche solche Blumen der Andacht, der Liebe und des Seeleneifers erblühen.

Eilf Wochen lag Spee in Hildesheim zum Tode darnieder. Doch der liebe Gott hatte ihn noch zu einem wichtigen Werke ausersehen und schenkte ihm deßhalb noch einmal das Leben. Sobald er wieder gehen konnte, eilte Spee nach Peina zurück, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Bis zum September 1629 blieb er in der Stadt, um sein Werk zu vollenden. Unterdessen hatte sich die Kunde von dem erduldeten Ueberfalle in der ganzen Gegend verbreitet und war auch nach dem Kloster Corvei gedrungen, dessen Prior ein naher Verwandter des Jesuiten war. Auf die Bitten dieses Mannes und des Fürstabtes erging die Einladung an P. Spee, sich in der schönen Wesergegend und der ruhigen Stille ihres Klosters vollkommen zu erholen und zu kräftigen. Friedrich nahm die Einladung an, aber müßig konnte er nicht sein, so lange es galt, für Gottes größere Ehre Gutes zu thun.

Das Kloster Corvei hatte unter dem Drucke der Zeit und der allgemeinen sittlichen Verkommenheit schwer gelitten. Vielfache Uebelstände hatten sich bei dem großen Reichthume desselben eingeschlichen und einzelne Mönche besaßen vom Ordensmanne nur mehr den Namen und das Kleid. Spee empfand darüber große Schmerzen und besprach sich mit dem Fürstabte zur Abhaltung der achttägigen Exercitien des hl. Ignatius. Seine Bitte wurde ihm gewährt und das ganze Kloster, mit Ausnahme von drei oder vier Mönchen, betheiligte sich an den hl. Uebungen. Alle legten eine Generalbeicht ab und stärkten sich von neuem zur treuen Beobachtung der Regeln des hl. Benedikt.

So wurde Spee's Besuch zu einer Fülle des reichsten Segens.

Als er bald darauf in das nahgelegene Falkenhagen gesandt wurde, blieb er doch noch fortwährend in vertrautem Verkehr mit den Mönchen von Corvei. Sie hatten den demüthigen und seeleneifrigen Jesuiten lieb gewonnen und vergaßen nicht das große Gnadengeschenk, welches ihnen durch seine Vermittelung zu Theil geworden war.

Das ist das große Geheimniß der Liebe.

VI.

Die Trutznachtigall.

Unweit von Corvei liegt das Dörfchen Falkenhagen in stiller Einsamkeit, rings von Berg und Wald umgeben. Es verdankte einem Kloster seinen Ursprung. Die Kreuzherren hatten sich vor Jahren dort niedergelassen, das Land bebaut und urbar gemacht und lange Zeit hindurch den umliegenden Weilern die Werke leiblicher und geistlicher Barmherzigkeit gespendet. Als aber die Reformation hereinbrach, stand das Kloster nicht mehr in der früheren Blüthe, die Ordenszucht war gelockert und zerfallen. Das neue Evangelium bot einen willkommenen Vorwand, dem freieren Leben Thor und Thür zu öffnen; im Jahre 1586 apostasirten die Mönche bis auf zwei oder drei Ausnahmen, die in den Pfarrklerus übergingen. Die Güter und Waldungen wurden durch richterlichen Spruch zwischen dem Grafen zur Lippe und dem Fürstbischof Theodor von Paderborn getheilt. Im Jahre 1607 übermachte der Fürstbischof seinen Antheil den Jesuiten mit der Bedingung, den Pfarrgottesdienst hier und in den umliegenden Ortschaften zu

versehen. Papst Paul V. bestätigte durch eine Bulle die Schenkung, und auch der Kaiser gab seine Einwilligung. Doch kurz nach der Einführung mußten die neuen Besitzer der Waffengewalt des lutherischen Grafen zur Lippe weichen und das Kloster räumen. Erst im Jahre 1626 gelang es ihnen durch kaiserliche Vermittelung, ihre Rechte mit Erfolg geltend zu machen; Montag den 14. September auf Kreuzerhöhung zogen zwei Patres in die Ruinen des Klosters ein, das von da an zu einer beständigen Residenz erhoben wurde [1].

An diesen Ort begab sich Friedrich Spee, nachdem er die heiligen Exercitien in Corvei beendet hatte. Er sollte nach dem Willen seiner Obern in dieser Waldesfrische die noch schwankende Gesundheit kräftigen und stärken. Aber die Liebe zu den Seelen galt ihm höher als die Liebe zu dem hinfälligen Körper. „Da ich an einem lieben Abend," erzählt er in dem güldenen Tugendbuche, „das Leiden Christi betrachtete und aus Mitleid sehr weinte, fragte ich meinen Herrn, welches Wort aus seinem ganzen Leiden mich am Stärksten bewegen solle? Und er antwortete: „„Das Wörtchen Sitio, mich dürstet — denn es durchdringet Leib und Seele, weil ich nicht allein dem Leibe nach, sondern auch innerlich an der Seele gedürstet habe nach dem Heile der Menschen"" [2]. Die Gegend ringsum gab dem Ordensmanne Gelegenheit, dieser Mahnung seines Erlösers Folge zu leisten, denn fast alle Ortschaften waren von der Irrlehre angesteckt. Und so sehen wir ihn wirklich trotz der Schwäche seines Körpers und der Nachwehen seiner

---

[1] Vergl. Schaten: Ann. Paderb. tom. III, lib. XXIII, p. 582 und 689.

[2] Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 130.

ausgestandenen Leiden mit dem größten Eifer sich abermals dem Dienste seines Nächsten weihen. Auf seinen Spaziergängen eilte er von Dorf zu Dorf, besuchte die Kranken, unterrichtete die Verirrten, tröstete die Nothleidenden und spendete allen Worte des Trostes und des Mitleids.

In dieser Einsamkeit erinnerte er sich auch wieder der unglücklichen Schlachtopfer von Würzburg und Bamberg. Vielleicht, daß die Gluth der Scheiterhaufen, die gerade zu dieser Zeit im Paderbornischen flammten, solche Gedanken in ihm weckten. Zudem fühlte er, daß sein Tod nicht mehr ferne sei, und es drängte ihn mehr als je, das Loos der armen Wesen zu lindern. Spee hatte nämlich bislang das Manuscript der cautio criminalis nur vertrauten Freunden geliehen, weil er noch immer dessen Veröffentlichung durch den Druck scheute. Jetzt nahm er von neuem das Buch vor, überarbeitete und vollendete es, aber gleichwohl konnte er sich noch nicht zum Drucke entschließen. Abermals theilte er die neue Bearbeitung einem Freunde mit, der sich nicht lange besann und ohne Spee's Mitwissen das Werk in Rinteln 1631 erscheinen ließ. Der Schritt war gethan, Spee hatte nichts dagegen und seine Obern noch weniger. Wir möchten vielmehr vermuthen, daß sie vollkommen damit einverstanden waren, weil innerhalb der Gesellschaft Spee allgemein als Verfasser der cautio bekannt und genannt war, und man mit wenigen Ausnahmen das Buch lobte und hochschätzte. Wohl aber hat Spee in seiner Demuth nie geahnt, daß dieses Werk seinen Ruhm und seinen Muth für alle Zeiten verkündigen werde.

Die alten deutschen Meister der Malerei pflegten ihre Bilder auf Goldgrund auszuführen, damit sie sich in ihrer ganzen Reinheit abheben und den Blicken der frommen Beschauer entgegentreten könnten. Statt aller Staffage ist ge-

wöhnlich ein Teppich der schönsten Frühlingsblüthen unter die Füße der Heiligen gelegt, gleichsam ein Symbol ihrer frischen Tugenden. Das Bild des ehrwürdigen P. Spee hebt sich gleichfalls von einem solchen Goldgrunde mit lichter Klarheit ab — dem Goldgrunde der Liebe. Und auch die Blüthen fehlen nicht; sie grünten und sproßten in seinem Herzen als Blumen der Liebe und Andacht und hauchten ihren Duft in Liedern aus, die trotz den Tönen der Nachtigall in wunderlieblichen Weisen zum Lobe des Allerhöchsten erklingen.

Die meisten Lieder der „Trutznachtigall" mögen wohl in dem einsamen Falkenhagen entstanden sein. Durch sie ist Spee ein Vorkämpfer geworden für das ächte christliche Element deutscher Dichtung. Er ist im wahrsten Sinne ein „heiliger Sänger", der, von der Welt geschieden, nur dem Himmlischen lebt. Nicht um irdische Ehre und irdischen Ruhm weiht er die Stunden seiner Muße dieser Kunst, sondern einzig und allein, „daß Gott auch in deutscher Sprach' seine Poeten hätte, die sein Lob und Namen singen und verkünden könnten; und also deren Menschen Herz, so es lesen oder hören werden, in Gott und göttlichen Sachen ein G'nügen und Frohlocken schöpfen"[1]. Der innerste Lebensberuf drängte den frommen Priester zum Dichten, und die Gestaltenfülle seiner tiefen Phantasie goß sich unwillkürlich in die knappe Form des Verses. Gerade hierin liegt das entscheidende Merkmal seiner Poesie den übrigen Dichtungen des 17. Jahrhunderts gegenüber. Bei ihm herrschte ungezwungene, volle Freiheit, bei jenen meist eine sklavische Nachahmung der Franzosen und Italiener und ein pedantisches Festkleben an buntem Flitter und leerem

---

[1] Einleitung zur Trutznachtigall. Nro. 3.

Schnörkelwesen. Die Trutznachtigall ist in der That eine reichduftende, feurige Waldblume inmitten eines Ziergartens der Renaissanceperiode, voll zugestutzter Hecken und Stauden, auf denen der kalte, drückende Reif des Morgens liegt.

Fragen wir nun nach der Quelle, woraus die Lieder flossen, so müssen wir wiederum antworten: aus der Liebe. — Liebe soll ja überhaupt das beflügelnde Element der Kunst, zumal der Dichtkunst sein. Bei Spee war sie es wirklich. Er trank mit vollen Zügen aus dem Borne der Gottesliebe, und in Folge dieses Trankes ging ein fast hymnenartiger Gedankenschwung, eine wunderbare Auffassung der Welt und der Natur und eine kindliche Anmuth und Innigkeit des Gefühles in seine Dichtungen über. Mit den Trauerliedern der heiligen Maria Magdalena, die er in der Waldeinsamkeit klagend findet, will er seine Stimme vereinen:

„Mit ihr will ich nun singen
Den lieben Gottessohn:
Mehr Lust wird es mir bringen
Als aller Weltenton.

All' meine Freud verborgen
In Jesu Seiten liegt,
Da find' ich heut und morgen
Noch manches rein Gedicht.

Mein Harf', so ich will schlagen,
Mein Geig' und Zithersang,
Mein Lied in Freudenlagen,
Mein Laut und Psalterklang:
Soll sein als lang ich lebe:
Kreuz, Nägel, Speer und Blut —
Bis ich mein Seel' aufgebe,
Bleibt mir wohl solcher Muth" [1].

[1] Trutznachtigall. S. 99.

So hatte sich Spee auf den allgemeinsten und den im Christenthum einzig richtigen Standpunkt des Lebens und aller menschlichen Thätigkeiten, somit auch der Dichtkunst, gestellt. Diese christliche Weltanschauung ist die Warte, von welcher herab der wahre Künstler die Erde betrachten muß. Alles Irdische soll für ihn in dem Reflexe des Ewigen widerstrahlen. Und ebenso liegt ihm der heilige Beruf ob, die höchsten, wir möchten sagen göttlichen Ideen dem Menschenauge zu vermitteln, sie in ihrem ganzen Umfang zur Erscheinung zu bringen — mit einem Worte ein „Vates“ zu sein, der sich hinaufschwingt zu dem Throne des Allerhöchsten und in symbolischen Bildern der erstaunten Welt das Geschaute verkündet.

Ist der Künstler von diesen geläuterten christlichen Anschauungen durchdrungen und geführt, dann wird sich in ihm unwillkürlich ein Gefühl des Schmerzes entwickeln, eine heilige Trauer über den Vergang der Erdenschönheit, ein Mitleben mit ihrem Schwinden und Sterben und eine unnennbare Sehnsucht nach dem fernen ewigen Heimathlande. Herrlich finden wir diese Klage in den Liedern der Trutznachtigall niedergelegt. Spee trauert über die Blume, welche so selig auf ihrem Stiele schwankt und vielleicht schon von der Mittagssonne geknickt wird, er trauert über die wunderbare Pracht der Erdenwelt, die „wie Rauch und Duft im weiten Raume verfließt“, die wie die Kerze sich selbst verzehrt:

„Als wie die schön gezündte Kerz'
Sich selber muß verzehren,
Weil aus ihr selbst das brennend Herz
Sich selber muß ernähren:
Also verzehrt sich alles gleich
Auf dieser Welt geschwinde;

Da fließt es her in einem Streich —
Die Kerze steht im Winde“[1].

Aber dieser Gedanke an Hinfälligkeit und Tod erinnert ihn an jene Liebe, welche ewig dauert. Nur sie vermag die verborgenen Saiten seines Herzens anzuschlagen, daß sie in lieblichen Weisen ertönen. Eine heilige Sehnsucht ergreift ihn, wie den „Wandersmann, der, von langer Reise ermattet, einen schattigen Ruheplatz herbeiwünscht.“ Die Welt kann ihn nicht mehr erfreuen, denn er ist ihrer „längst schon müde“; was nützt ihm der „Glanz der tausend Sterne“ am nächtlichen Himmel und was die „Pracht der aufgehenden Morgenröthe?“ Alle diese Schönheiten haben nur dann einen Werth für ihn, wenn sie in tausendfältigen Stimmen die Wunder Gottes feiern. „Ach, ach! könnte ich doch nur alle Blätter der Bäume, alle Sandkörnlein des Meeres, alle Sterne des Himmels in lauter Zithern und Harfen verwandeln, die von sich selber spielen und fliegen könnten! Sie müßten mir geschwind alle Himmel durchfliegen, auf das Allersüßeste singen, klingen, musiciren und die unaussprechliche Barmherzigkeit und Güte Gottes immerdar preisen.“ Und so ergeht denn seine Mahnung an die Wesen der Natur. Er ist ja selbst, wie Milton in seinem „Penseroso“ auch von Shakespeare sagt, ein „Kind der Natur“; er besitzt jenes warme, glühende Gefühl, welches in einer jeden wahren Dichterbrust ruht und nicht erzwungen, sondern angeboren ist. Redselig plaudert er von der erwachenden Frühlingszeit, wenn der „trübe Winter vorbei ist, der Kranich wiederkehrt, und die Bäche frisch und munter durch die grünen Thäler

[1] Trutznachtigall. S. 384.

gehen." Die Nachtigallen fangen zu schlagen an, aber er thut es ihnen zuvor im hellen Liederklange:

„Eja, laß uns nun spazieren
Jesu, Vielgeliebter mein,
Weil die Gärten neu sich zieren,
Weil die Blümlein offen sein;
Weil die grünen Wiesen lachen,
Weil die Pflanzen voller Zweig,
Weil die Vögel Nester machen,
Kinderbettlein zart und weich.

Schau, die reinen Blümlein springen
Hoch in leere Luft hinein,
Schau, die zarten Vöglein singen,
Wunder, wundersüß und rein.
Schau, die Bächlein lieblich sausen,
Klar wie lauter Silberschein,
Schau, wie Bienen ernstlich hausen,
Rauben, klauben Honig ein"[1].

Alle Geschöpfe ruft er zu Gottes Lob herbei: die Sonne mit ihrem Sternenkranz, Ströme und Bäche und all' die tausend Blumen; von Herzen sollen sie mit ihm singen, denn „der Schöpfer will gelobet sein."

Es ist das „Benedicite" der drei Jünglinge im Feuerofen, welches Spee in mehreren aufeinanderfolgenden Gedichten niederlegt.

Doch mitten in dem Jubel ergreift ihn plötzlich tiefe Trauer. Er denkt an seinen Bräutigam und an das hocherhabene Geheimniß, welches ehedem in dieser schönen Natur sich verwirklicht und die ganze Erde neu entsühnet hat. Deßhalb führt er uns hin nach Bethlehem zu dem neugeborenen Kinde, das arm und kalt in der nackten Krippe liegt.

---

[1] Trutznachtigall. S. 103.

Mit den Hirten bringt er der Gottesarmuth seine Gaben dar, vor allem das eigene Herz. In den Geschenken, welche Spee der Reihe nach aufzählt, liegt tiefer Sinn verborgen. Das schneeweiße Lamm hat einen rothen Fleck an der Seite — die Herzenswunde unseres Erlösers; die Füße sind gefesselt, denn wie ein Lamm wurde er zur Schlachtbank geführt; die Turteltauben seufzen und wer weiß, was Leid sie rühret, was Lieb' und Herzenspein!

Wir wollen hier nicht auf alle Gaben eingehen; denn die kindliche Seele des Dichters hat offenbar des Guten zu viel gethan, so daß unser heutiger überkluger Geschmack sich nicht in seine Denkungsart hineinfinden kann. Nur des Hirtenstabes erwähnen wir noch, weil gleich im folgenden Gedichte der Gottessohn als guter Hirte das verlorene Schäflein aufsuchen geht. Durch Dornen und Geklüfte folgt er ihm nach, bis er es am Kreuzesstamm findet.

Der Leidensweg zur Entsühnung der Menschheit beginnt. Ernst und feierlich führt uns der Dichter in den Oelgarten ein, wo der Erlöser in „Thränenfluth, in Todesangst" auf der Erde liegt, ringend mit seinem himmlischen Vater. In einem tiefsinnigen Trauergesang, einem der schönsten, den Spee gedichtet hat, tönt der Gottmensch seine Klagen aus:

„Bei stiller Nacht zur ersten Wacht,
Ein Stimm' sich gunnt zu klagen;
Ich nahm in Acht, was die doch sagt,
Thät hin mit Augen schlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig, ohn' Gefährten,
In großer Noth, fast halber todt,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottessohn,
Sein Haupt er hatt in Armen,
Viel weiß- und bleicher, dann der Mon,
Ein Stein möcht' es erbarmen.

„Ach, Vater, liebster Vater mein,
Und muß den Kelch ich trinken,
Und mag's dann ja nicht anders sein —
Mein Seel nicht laß versinken".

„„Ach, liebes Kind, trink' aus geschwind,
Dir's laß in Treuen sagen:
Sei wohlgesinnt, bald überwind',
Den Handel mußt du wagen!""

„Ach, Vater mein, kann es nicht sein
Und muß ich's je dann wagen;
Will trinken rein den Kelch allein,
Kann dir's ja nicht versagen.

„Doch Sinn und Muth erschrecken thut,
Soll ich mein Leben lassen;
O bitter Tod! mein' Angst und Noth
Ist über alle Maßen.

„Maria zart, jungfräulich Art,
Sollt du mein' Schmerzen wissen,
Mein Leiden hart zu dieser Fahrt;
Dein Herz wär' schon zerrissen!

„Ach, Mutter mein, bin ja kein Stein,
Das Herz mir dürft zerspringen;
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

„Ade, ade, zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde!
Ist Niemand, der dann mit mir wacht
In dieser Wüsten wilde?

„Ein Kreuz mir vor den Augen schwebt,
O weh, der Pein und Schmerzen!
Dran soll ich morgen werd'n erhebt,
Das greifet mir zu Herzen.

„Viel Ruthen, Geißel, Scorpion'
In meinen Ohren sausen;
Auch kommt mir vor ein' dörnen Kron',
O Gott, wem wollt' nicht grausen!

„Zu Gott ich hab' gerufen zwar
Aus tiefen Todesbanden,
Dennoch ich bleib' verlassen gar,
Nicht Hülf' noch Trost vorhanden.

„Der schöne Mon will untergahn,
Für Leid nicht mehr mag scheinen;
Die Sterne lah'n ihr Glitzen stahn,
Mit mir sie wollen weinen.

„Kein Vogelsang, noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Die wilden Thier' trau'n auch mit mir
In' Steinen und in Klüften."

Der Heiland muß den Kelch trinken; er wird von seinem Jünger verrathen und von rohen Henkersknechten gefangen. Da trauert die ganze Natur über den Gottesmord; der Mond fordert seine Heerde zur Klage auf über den Seelenhirten, und die Sternlein lassen ihre „Thränen mit den Strahlen zusammenfließen, daß eine neue Bahn am Himmel entsteht, Milchstraße genannt" (S. 215). Selbst der Bach Cedron stimmt in den Jammer ein, weil der Fuß des Erlösers ihn nicht mehr durchschreiten wird. Jesus Christus wird von Ruthen zerrissen, und aus „tausend Wunden fließt sein Blut;" er wird gekrönt, mit dem Kreuze belastet und muß nach Golgatha wandern. Dort hängt

er zwischen Himmel und Erde am Schandpfahle und spricht die sieben Worte. Die ganze Schöpfung schweigt, und nur die Klagen der Mutter werden gehört. Auch diese verstummen; und nun tritt die sündige Menschenseele zum Kreuze heran. In den Wunden des Erlösers will sie Heilung für ihre eigenen Seelenwunden finden; sein heiligstes Blut soll sie entsühnen und reinigen, vor allem aber bittet sie um Einlaß in die Herzenswunde Jesu Christi, „bei ihr sterben und erwerben hofft sie wahren Fried' und Ruh."

Während die Seele noch am Kreuze liebend klagt, erklingt plötzlich der Freudenruf: „Christus ist erstanden"; er tönet durch die ganze weite Welt, alle Wesen wachen wie aus einem tiefen Schlummer auf, und in den Auferstehungstriumph mischt sich der Jubel und das Jauchzen der Natur:

„Gelobt sei Gott, Gott Sabaoth,
Sing, tausendmal alleine,
Gelobt sei Gott, Gott Sabaoth,
Noch tausendmal alleine,
Und dann noch tausend tausendmal,
Gott Sabaoth alleine."

Mit einem Preisgesang hat Spee seine Wanderfahrt begonnen, mit einer Jubelhymne schließt er sie. Es ist die Tragödie des Christenthums, welche er uns in der Trutznachtigall vergegenwärtigt. Die ganze Welt bildet den Schauplatz; alle Wesen nehmen daran Theil; der Held ist der Schöpfer selbst, der eingeborene Sohn Gottes, der in dem Kampfe gegen das Böse scheinbar untergeht, aber mit dem glorreichen Rufe: „Hölle, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel?" in den Himmel fährt, für die ganze Menschheit Besitz ergreifend von der glückseligen Ewigkeit, dem Ende dieser Zeit.

Nach einem neuen Aesthetiker gebührt dem Künstler der Vorzug, ein Genius zu sein, welcher in die alternde Welt mit frischem, schöpferischem Hauche tritt und mit seinem Zauberstabe Ungeahntes hebt und dem Menschen offenbart. Carriere zählt als Eigenschaften des Genie's den mächtigen Schwung der Phantasie, die Tiefe des religiösen Gefühles, die Schärfe des Verstandes und die unbeugsame Kraft des Charakters auf. „Er hätte," sagt Eckardt, „auch die Bescheidenheit des ächten Genius, das Naive und Kindliche desselben, die hohe Wahrheitsliebe, den eisernen Fleiß, die heitere Ruhe und Besonnenheit erwähnen können, zum Theil Eigenschaften, die die Volksanschauung in Folge einer Verwechselung des Genie's mit dem fragmentarischen Genie dem ersten eher abzusprechen geneigt ist" [1].

Wenn dieses sich so verhält, dann dürfen wir den Dichtungen des P. Spee wohl nicht alle Genialität ableugnen wollen. In eine schlaffe und nicht bloß alternde, sondern zerrüttete Welt griff er ein; und wie in all' seinen Handlungen, so offenbarte er auch in der Poesie die in ihm ruhende Gotteskraft. Unabhängig von allen Dichterschulen damaliger Zeit, schuf er so farbenreiche, erhabene, gehaltvolle und doch duftende kindliche Lieder, daß er mit Recht in der Reihe unserer ersten Dichter glänzt. Damit stimmen die namhaftesten Literarhistoriker überein. „Friedrich von Spee," sagt Gruppe, „ist eine Feldblume unter den im Gartenbeet gezogenen, gleichsam die wilde Rose unter all' dem Flor der holländischen Zwiebeln, eine Art Eichendorff unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts. Sein Gesang ist der eines freien Waldvögeleins unter den eingefangenen und abgerichteten, er wurzelt mit seiner ganzen An-

[1] Eckardt: Vorschule der Aesthetik. Bd. I. S. 65.

schauung in einer längst vergangenen Zeit, er ist eine Stimme, wie aus einem ganz andern Jahrhundert und er hat noch Zusammenhänge mit Klängen alter Volkspoesie, welche für die Kunstpoeten längst bis auf die letzte Spur verloren waren. Wir finden bei ihm die Töne des Minnesangs wieder und die volle Kindlichkeit alter Volksdichtung, er weiß nichts von den Griechen und Ausländern, die ganze neue Bildung ist für ihn nicht vorhanden, und so spricht er auch eine ganz andere Sprache, ein ganz anderes Deutsch."

Zwar hat Spee auch seine Fehler; oft gehen seine Gedanken in Tändeln und Spielen über, oder die Allegorie stört die Fülle und Reinheit der Gedanken. „Aber," sagt Heinrich Kurz, „die Liebe, das Prinzip seiner Dichtungen, und sein Versenken in die Anschauung Gottes war bei ihm so zur vollen Wahrheit geworden, daß wir dieselbe auch da noch erkennen, wo er spielend und tändelnd wird. Er schraubt sich niemals auch zu den gewagtesten Bildern und Vergleichen hinauf, vielmehr strömen sie ungesucht und unbewußt aus seiner liebeglühenden Seele hervor."

Eichendorff seinerseits bemerkt in Bezug auf Vorwürfe, welche man zuweilen den Gedichten Spee's zu machen pflegt: „es ist nur durch Mangel an lebendigem Naturgefühl erklärlich, daß diese herzlichen Naturlaute jemals mit der faden Lämmelei, das Kindliche mit dem Kindischen der Pietisten verwechselt werden konnte."

Diese Bemerkungen führen uns auf ein anderes Moment in der Trutznachtigall, das wir noch kurz betrachten müssen. Nicht Gehalt allein macht ein Gedicht zum Kunstwerke. Geibel sagt:

„Fließend Wasser ist der Gedanke,
Aber durch die Kunst gebannt

> In der Form gediegene Schranke,
> Wird er blitzender Demant."

Es fragt sich daher, wie ist es mit dieser formellen Seite in Spee's Dichtungen bestellt? Wenn wir über die Formvollendung der Trutznachtigall urtheilen wollen, so dürfen wir keineswegs unseren heutigen Maßstab anlegen. Wir haben so viele Hülfsmittel, Muster und Anleitung, daß es eben keine große Kunst ist, sich in unseren Tagen eine glatte Sprache anzueignen, oder gar ein Bändchen Gedichte zu schreiben. Der Büchermarkt und die Bücherschau liefern einen schlagenden Beweis hiefür, und ein wirklicher Poet hat es gesagt:

> „Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
> Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein."

Anders war es zu Spee's Zeiten der Fall. Unsere Muttersprache war damals tief gesunken und verfallen. Diejenigen, welche sie pflegen sollten, gaben sie der Verachtung Preis. Die Gelehrten sprachen und schrieben Lateinisch, und die Unterhaltung wurde von den Gebildeten fast nur in französischer Sprache geführt. Wer noch Deutsch schrieb oder sprach, mischte so viele Fremdwörter ein, daß das Resultat einem bunten Teppich aller Idiome glich. Hatte demgemäß schon die Prosa ihre Schwierigkeiten, so galt dieß doch ganz besonders bei der Poesie. Der Versbau war vollständig aus Rand und Band; die Silben wurden schlechthin, wie heute bei den Franzosen, gezählt, und der Rhythmus der deutschen Sprache ging gänzlich verloren. Großes Verdienst gebührt somit allen, welche zuerst wieder auf den Unterschied zwischen betonten und tonlosen Silben hinwiesen und feste Regeln und Gesetze für den Versbau aufstellten. Opitz hat dieses gethan —

aber auch Friedrich von Spee. Und während ersterer mit dem Guten, das er darbot, andere Vorschriften aufwarf, die verderblich für die Entwickelung der Poesie wirkten, hat Spee sich mit dem Nothwendigen und Richtigen begnügt und durch die That mehr genützt, als sein Mitkämpfer. Einer reinen Aussprache „wohl und recht redender Deutschen" glaubt er es abgelauscht zu haben, daß unsere Sprache sich nach trochäischen und besonders iambischen Versen fügen lasse, die er daher auch allein in seinen Gedichten anwendet. Von der Beobachtung dieser Eigenthümlichkeit „entsteht die Lieblichkeit aller Reimversen, welche sonsten gar ungeschliffen lauten; und weiß Mancher nicht, warumb sonst etliche Vers so ungeformbt lauten: weil nämlich der Autor kein Acht hat geben auf den Accent" [1].

Die Strenge, mit welcher sich Spee an die Regeln des Accentes band, ist ein Beweis für seine Meisterschaft in Handhabung der Sprache. Er triumphirte über alle Hindernisse, und es ist wunderbar, zu welchem Reichthum in Worten und zu welcher Fülle des Reimes er es gebracht hat. Wenige Härten und wenige barocke Ausdrücke abgerechnet, strömt seine Sprache dahin in sanfter und fließender Ruhe und von dem angenehmsten Wohllaut begleitet. Wir fragen erstaunt, wie Spee zu einer solchen Formvollendung gelangte? In der Vorrede zur Trutznachtigall sagte er: „Und zwar die deutschen Wörter betreffend, solle sich der Leser sicher darauf verlassen, daß keines passiret worden, so sich nicht bei guten Autoren findet, oder bei guten Deutschen gebräuchlich seie" [2]. Welches aber sind

---

[1] Einleitung zur Trutznachtigall. Nr. 7.

[2] Ebend. Nr. 4.

diese guten Autoren? Vor allem werden es die Verfasser der alten katholischen Kirchengesänge gewesen sein, auf denen Spee fußt. Viele seiner Gedichte, wie z. B. „Manche Stunden Jesu Wunden," „Thu' auf, thu' auf, du schönes Blut," „Vom Kindlein neu geboren," klingen geradezu an den Ton des Kirchenliedes an. Denn, daß auch schon vor Luthers Zeit das Volk in den Kirchen und bei öffentlichen religiösen Feierlichkeiten deutsche Lieder sang, wird nicht mehr bezweifelt. Sagt doch selbst Melanchthon: „Wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen weniger deutsche Gesänge gesungen werden, hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk Deutsch gesungen — darumb ist's so neu nicht." Auch haben wir in der That alte Weisen, welche bis in's 12. und 13. Jahrhundert zurückreichen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts tauchten schon ganze Liederbücher auf, so dasjenige von dem Predigermönch Michael Vehe 1537 und von Leisentritt 1567. Spee muß diese Gesangbücher gekannt haben, und da sie zumeist die alten katholischen Gesänge aus der früheren besseren Zeit unserer Sprache aufgenommen hatten, wurde er durch sie in Ton und Form des ächten geistlichen Liedes eingeführt. Wirklich spricht auch hiefür der reiche Strophenbau, den kein anderer Dichter seiner Zeit mit ihm gemein hat. Fast werden wir durch seine Reimverschlingungen an die künstliche Form der Minnesänger erinnert, mit denen er gleichfalls in dem tiefsinnigen Naturgefühl, der Anmuth und Weichheit wetteifert. Irren wir nicht, so möchten wir ihm besonders eine genaue Bekanntschaft mit den deutschen Predigern und Mystikern zuschreiben. Gerade in die Prosawerke und zumal in die Schriften dieser Männer hatte sich die deutsche Sprache geflüchtet und trat dort mit einer nicht zu verachtenden Gewandtheit und Geschmeidigkeit auf.

Ein herzlicher Klang und ein voller weicher Bau der Sätze tönt uns hier entgegen, so daß sich diese Schriftsteller wohl mit denen des 16. und 17. Jahrhunderts messen können. Der Styl des Heinrich Suso, sagt Vilmar, gehört mit zu dem Wohlklingendsten, Geschmeidigsten und Gebildetsten, was die ganze Zeit von 1300 bis 1517 aufzuweisen hat. Alle diese Werke waren gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst veröffentlicht worden und vielfach verbreitet. Es ist somit kein Widerspruch, wenn wir Spee als mit ihnen bekannt annehmen, zumal sich besonders in den Parabeln des gülden Tugendbuchs, sowohl in den Gedanken, als in der Ausführung, ungemein viele Anklänge an Tauler und Suso finden.

Dieses mögen wohl die guten Autoren gewesen sein, von denen der Dichter spricht. Oder kannte er auch die Limburger Chronik mit den darin enthaltenen Bruchstücken so mancher Volkslieder? Wenigstens wurde dieselbe zu seiner Zeit, im Jahre 1619, von Faust in Aschaffenburg durch den Druck herausgegeben. Anderseits möchten die abgebrochenen, rhapsodisch hingeworfenen Momente vieler seiner Lieder, das Hineinwerfen in die Scene und die einfachen und dennoch starken Töne vielleicht eine solche Annahme rechtfertigen.

Aber trotz diesen urdeutschen Klängen verräth sich doch auch zuweilen die Bekanntschaft unseres Dichters mit den classischen Autoren des Alterthums. Was übrigens Spee von ihnen mit herübergenommen hat, ist gerade unserem heutigen Geschmack am wenigsten zusagend. Wir meinen hauptsächlich die Form der Eklogen und Hirtengedichte. Spee ist dafür zu entschuldigen; Virgil war in jener Zeit ein Gegenstand der höchsten Bewunderung; in allen Schulen, besonders in der Klasse der sogenannten

„Humaniora", mußten die Schüler nach dem Vorbilde des Schwanes von Mantua lateinische Verse schmieden. Gewisse patriarchalische Stoffe des alten Testaments, Joseph und seine Brüder, der Hirtenknabe David und vor allem die Geburt des göttlichen Kindes, lieferten die Motive zu diesen Uebungen. Es ist wohl möglich, daß diese Form den kindlich naiven Sinn Spee's bestach und daß sie ihm daher am passendsten erschien, als er ähnliche Stoffe auch in deutscher Sprache behandelte.

Was schließlich den Gebrauch des Dialektes betrifft, welchen Spee vielfach verwerthet hat, so spricht dieß für seinen dichterischen Scharfsinn. Der Dialekt enthält oft einen Reichthum an treffenden Ausdrücken und hochpoetischen Bildungsformen, wie sie die feinere Sprache nicht besitzt. Deßhalb haben auch die größten Meister manchem Worte aus dem Schatze des Volkes das Bürgerrecht in ihren Schriften verstattet, so Dante, Shakespeare, Göthe und selbst Schiller. Nur hat Spee nie diesen Einfluß auf die Entwickelung der Sprache erlangt, und daher erscheint uns jetzt manches in seinen Dichtungen als veraltet. Auch möchten durch gewisse provinzielle Wendungen und selbst durch einzelne fehlerhafte Reime Spee's Lieder solchen Ohren, die mit dem Charakter älterer Dichtungen nicht vertraut sind, weniger zusagen. Wer sich aber über diese Mängel hinwegsetzen kann, den werden diese Gedichte mehr befriedigen, als viele der glatten Reimpaare unserer Zeit. Spee's Jahrhundert hat wenigstens keinen Poeten aufzuweisen, der, Angelus Silesius ausgenommen, ihm würdig an der Seite stünde.

Die Trutznachtigall erschien erst nach dem Tode ihres Verfassers 1649, obgleich er sie für den Druck bestimmt hatte. Ob der Tod ihn zu früh hinwegraffte, oder ob die

Veröffentlichung deutscher Poesieen dazumal, wo man nur lateinisch zu dichten pflegte, eine zu außergewöhnliche Sache dünkte — auf diese Fragen vermögen wir keine Antwort zu geben. Was auch immer der Grund dieser Zögerung gewesen sein mag, dem Ruhme des Dichters hat sie nicht geschadet. Viele seiner Lieder gingen in das Volk und werden noch heute gesungen. Die Trutznachtigall selbst erlebte manche Auflagen bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dann machten sich andere Bestrebungen geltend, und Friedrich Spee sank in Vergessenheit.

Die Romantiker haben das Verdienst, zuerst wieder auf ihn aufmerksam gemacht zu haben. Besonders fühlte sich Clemens Brentano von der Trutznachtigall angezogen. Er war ja selbst ein so tiefes kindliches Gemüth, so innig fromm trotz aller Wirr- und Wanderfahrten seines bunten Lebens, und deßhalb schlug ihm auch aus Spee's deutschen Schriften ein verwandtes Herz entgegen. In jener Zeit, als er nach langem Ringen im Begriffe stand, den Frieden zu finden, und mächtig der Ruhe und Freudigkeit bedurfte, nahm er die Trutznachtigall zur Hand und gab sie in erneuter Orthographie heraus (1817). Später veranstaltete er durch Fräulein Hertling in Coblenz auch eine Ausgabe des güldenen Tugendbuches in hochdeutschem Gewand und bearbeitete selbst mit großem Fleiße die darin enthaltenen Gedichte.

So lange man von deutscher Dichtung spricht, wird der Verfasser der Trutznachtigall mit Ehren genannt. Es hat und wird sich erfüllen, was er selber ausgesprochen:

„So will ich hinterlassen
In meinem Testament
Ein Liedlein, schön ohn' Maßen,
Zu Gottes Lob ohn' End.

Das wird noch lang erklingen,
Erklingen in meinem Sinn,
Es werden's andere singen,
Bin ich gleich längst dahin" [1].

VII.

Das güldene Tugendbuch.

Der Schwede war am 24. Juni 1630 auf Usedom gelandet, hatte im raschen Laufe den Norden erobert, die nordischen Fürsten sich dienstbar gemacht und durch die Niederlage Tilly's bei Breitenfeld seine Errungenschaften gesichert. Nun wollte er auf den Rath des Herzogs von Sachsen-Weimar in die Pfaffengasse eindringen, den Lauf des Maines erobern und sich dann am Rheinstrome festsetzen. Und als Würzburg eine schwedische Stadt geworden war (13. Oktober 1631), da kam der Herzog von Lauenburg Celle und bat um ein Bündniß mit Gustav Adolph. Dieser lächelte und sagte: „Schön! ein Dienst ist des andern werth." Da bat sich der Lüneburger das Eichsfeld aus. „Gut", sagte der Schwede, „ihr sollt es haben."

Aber er hatte schon dem Herzog Wilhelm von Weimar für seine reichsverrätherische Hülfe das Mainzische Eichsfeld versprochen. Indessen bewarb sich auch der Landgraf von Hessen-Kassel um dieses Gebiet, damit er für sein Heer Contributionen dort erheben könne. Ihm entgegnete Gustav Adolph: das sei für den Augenblick nicht gut möglich, da er den Strich selbst für die schwedische Reiterei brauche.

Und so geschah es; plündernd überschwemmten die

---

[1] Güldenes Tugendbuch. Bd. II. S. 224.

schwedischen Truppen nicht nur das Eichsfeld, sondern auch die angrenzenden Gebiete. Wir vermuthen, daß auf dieses hin die wenigen Jesuiten in Falkenhagen sich der Gefahr durch die Flucht entzogen. Für vereinsamt wohnende Ordenspriester war ja nichts Gutes von der schwedischen Soldateska zu erwarten. Spee begab sich nach Köln, der Stadt seiner Jugend und seiner schönsten und freudigsten Stunden. Dort docirte er zu Anfang des Jahres 1632 die Moraltheologie. Mit großem Lobe verwaltete er dieses neue Amt. P. Busenbaum, der Verfasser der bekannten medulla theologiae moralis, benutzte als Hauptquelle für sein Werk die Hefte unseres Spee, dessen Schüler er gewesen war. In der Einleitung bedauert er sehr, daß die Manuscripte des hochverehrten Lehrers nicht im Drucke veröffentlicht worden seien, da sie mit außerordentlichem Scharfsinn verfaßt gewesen und Zeugniß abgelegt hätten von Spee's Erfahrung in der Seelenleitung.

Dafür verdankt ein anderes Werk Friedrichs dem Kölner Aufenthalt seine Entstehung. Er schrieb daselbst sein „güldenes Tugendbuch“[1] und machte einem seiner vielen Beichtkinder, dem noch jugendlichen Buchhändler Friessem, das Manuscript zum Geschenke. Es wurde in vielen handschriftlichen Exemplaren verbreitet, bis Friessem es im Jahre

---

[1] Der vollständige Titel heißt: Güldenes Tugendbuch, das ist Werck und Uebung der dreyen Göttlichen Tugenden, deß Glaubens, Hoffnung, und Liebe. Allen Gottliebenden, andächtigen, frommen Seelen: und sonderlich den Kloster- und anderen Geistlichen personen sehr nützlich zu gebrauchen. Durch den Ehrw. P. Fridericum Spee, Priestern der Gesellschaft Jesu. Cum Facultate et approbatione superiorum. Cöllen, in verlag Wilhelmi Friessems Buchhändlers, in der Tranckgaß im Ertzengel Gabriel. Im Jahre 1649. Cum gratia et privilegio Sac. Caes. Maj.

1643 auf einstimmiges Verlangen durch den Druck veröffentlichte. In der Widmung an den „verstorbenen seligen Vater, seinen vielgeliebten Patron im Himmel," sagt der dankbare Freund: „Diese Deine Arbeit, Ehrwürdiger Vater, wird nun überall durch das ganze deutsche Land so begierig gesucht, so eifrig begehrt und schafft bei vielen gottseligen Christen so merklichen Nutzen. Wolle sie denn auch, die von Dir so eifrig zu der Seelen Bekehrung gemeint war, von nun an sonderlich unter Deinen Schutz nehmen" [1].

Das Werkchen ist in der That so recht ein Spiegel des seeleneifrigen und liebeglühenden Gemüthes unseres Ordensmannes. Es sollte eine Unterweisung sein über die drei göttlichen Tugenden, Glaube, Hoffnung und Liebe, welche den Inbegriff aller Vollkommenheit bilden. In Gesprächsform zwischen Beichtvater und Beichtkind abgefaßt, macht es auf den Leser den Eindruck einer schlichten Unterhaltung, bei der jedes Wort ungeschminkt aus dem tiefsten Herzensgrunde strömt und voll und wahr wiederum zu Herzen geht. In den Dialog sind zur Abwechslung Lieder eingewoben, welche die erhöhte Gluth des Gefühles ausdrücken sollen und thatsächlich ausdrücken. Dabei offenbart sich in jedem Abschnitte Spee's gründliche theologische Wissenschaft, so daß wir nicht wissen, ob wir mehr seine Kenntnisse bewundern sollen, oder die Gewandtheit, mit welcher er die schwierigsten Wahrheiten in einer einfachen und dem kindlichsten Gemüthe verständlichen Weise zu behandeln verstand. Wer das güldene Tugendbuch liest, wird sich unwillkürlich durch die Frische und Anmuth gefesselt fühlen und,

---

[1] Güldenes Tugendbuch. Dedication zu der Ausgabe vom Jahre 1656.

ohne es vielleicht zu wollen, zur innigsten Gottesliebe emporgehoben. In den Anweisungen zu der praktischen Uebung der Tugenden ist die ganze Lehre der christlichen Ascese enthalten, die Spee aber nur deßhalb so herrlich darlegen konnte, weil er sie selbst in seinem Leben ausprägte. Dieses Büchlein ist der Spiegel seines eigenen Wandels und für seine Geistesrichtung die wichtigste Quelle. Da lernen wir seinen festen, unerschütterlichen Glauben kennen, den er gerne mit seinem Blute besiegelt hätte, dem allmächtigen Gotte allein die Ehre gebend und muthig sprechend: Amen, Amen, Amen [1]. Da offenbart sich seine Hoffnung und sein felsenfestes Vertrauen in den größten Widerwärtigkeiten des Lebens; da fühlen wir aus den sprühenden Worten sein sehnsüchtiges Verlangen nach „der Stunde, in welcher er ausruhen sollte von der Arbeit und eingehen in die Freuden seines Herrn“ [2]. Da endlich erschließt sich uns das Geheimniß seiner Gottes- und Nächstenliebe, die der Grundton seines Lebens, der Ausgangspunkt und das Ziel all' seiner Handlungen war. Wie sehr Spee den seinen Zeitgenossen zusagenden Ton getroffen hatte, beweisen die zahlreichen Auflagen des Buches. Einzelne in der Geschmacksrichtung der Zeit begründete Mängel, zumal eine gewisse Weichheit der Empfindung abgerechnet, dürfte es auch noch in unseren Tagen viele der beliebtesten Andachtsbücher durch wahre Frömmigkeit und gesunde Andacht weit übertreffen.

Mit den Vorzügen des Werkchens stimmt auch das schöne Urtheil Dr. Hölschers überein. „Da ist vor allem rühmlichst hervorzuheben,“ schreibt derselbe, „daß der Ver-

[1] Güldenes Tugendbuch. Bd. I. S. 92.

[2] Güldenes Tugendbuch. Bd. I. S. 208.

fasser den Fehler glücklich vermieden hat, der uns bei Büchern ähnlicher Art so oft begegnet, den hohlen Phrasengeklingels. Was Spee schreibt, das kommt ihm vom Herzen, das hat er selbst in sich durchlebt und empfunden. Wer ein so gefühlvolles, empfindungsreiches Herz hat, wie er, der hat nicht nöthig, zu Phrasen seine Zuflucht zu nehmen. Alle Sätze haben Sinn und Bedeutung; jeder Gedanke ist begründet und berechtigt, der eine ist durch den andern bedingt und gefordert, die einzelnen Betrachtungen stehen in logischem Zusammenhang, sie schließen sich natürlich und mit Nothwendigkeit aneinander an. Keine Betrachtung, keine Anmuthung, kein Ausruf ist unmotivirt. — Ein fernerer, verwandter Vorzug besteht in der Ursprünglichkeit und Neuheit der Gedanken. Auf die in keiner andern so häufig wie in der Erbauungsliteratur vorkommenden Gemeinplätze hat der Verfasser durchaus verzichtet. Jeder Gedanke ist neu und originell in der Erfindung oder doch im Ausdruck. Daher kommt es denn auch, daß trotz dem uns nicht durchweg zusagenden Charakter der Darstellung doch ein gewisses Interesse durch die stets wechselnde Mannigfaltigkeit der eigenartigen Gedanken und Bilder wach gehalten wird. Daß unter denselben gar manche wirklich hohen poetischen Werth haben, braucht in Anbetracht der großen dichterischen Begabung des Verfassers wohl kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. — Ganz bewunderungswürdig aber sind schließlich die Korrektheit und der Wohlklang der Sprache, die durchsichtige Klarheit des Styls, sowie die kindliche Treuherzigkeit und ergreifende Innigkeit des Tones, in dem der Verfasser zu uns redet. Diese Sprache versteht der Gebildete wie der Ungebildete, der Gelehrte wie der Bürger und Bauer. So mag denn das Buch wegen aller dieser Vorzüge immerhin gar man=

chen andern derselben Gattung entschieden den Rang streitig machen" [1].

Es gewährt einen schönen Blick in den Charakter des großen Leibnitz, daß auch er dieses Büchlein schätzte und liebte. Wiederholt empfahl er es seinen Freunden [2] und an Fräulein von Scudery schreibt er: „Der Kurfürst Johann Philipp von Mainz hat mir das „güldene Tugendbuch" empfohlen, darin ich alles bewunderte, ausgenommen die deutschen Verse, deren wahrer Geschmack in der römischen Kirche noch unbekannt ist [3]. Doch habe ich es um der schönen und tiefsinnigen Gedanken, die es vortrefflich vorträgt, um auch die gemeinsten, weltversunkensten Seelen zu rühren, ungemein liebgewonnen" [4].

Aehnlich dachte der hochselige Bischof Sailer, welcher Brentano zur Herausgabe bewog. Wir theilen hier einen Abschnitt aus dem Büchlein mit, um die obigen Urtheile zu bekräftigen. Manches gläubige Herz würde wohl auch heute noch aus diesem letzten Werke Spee's Befriedigung und Erbauung schöpfen.

Eine Vision.

„Es führte mich letztmal ein guter Engel in einen fürstlichen, schön und herrlichen Palast, der mit den allerköstlichsten Gemähl, Teppig, Gold, Silber, Edelgestein der-

---

[1] Friedrich Spee von Langenfeld. Programm der Realschule zu Düsseldorf. 1871. S. 8.

[2] Vergl. Vincentii Placcii, Theatr. Anonymorum. Hamb. 1708, p. 233.

[3] Oder besser, Leibnitz war überhaupt mit der deutschen Poesie wenig vertraut, da gerade diese Verse jetzt allgemein bewundert werden.

[4] Feller: Monumenta inedita, Jenae 1718. Trimestre IV, Nr. 25. S. 254.

maßen geziert war und gleichsam leuchtete, daß ich nit anders meinte, dann es müße ein Antritt oder Vorgemach des Himmels sein.

Obenan, nach der Breite des Palastes, saßen zwölf fürstliche Personen in lauter Purpur und Scharlach gekleidet, ein Jeder auf einem fast königlichen Thron, hatten alle in ihren Händen lauter güldene, wohlklingende Harfen, auf denen sie gar lieblich spielten. Unterdessen aber liefen auf und ab viel edle Ritter und allerhand Nation, gar fremde Völker, die sich theils zu gemeldeten fürstlichen Personen niederwarfen und ihnen huldigten, theils auch sich ganz widerspenstig erzeigten und ihnen einen Erbkrieg anboten.

Da fragte ich meinen Engel, was dieses wäre, und er antwortete mir, es wäre der Palast der allgemeinen christlichen Kirche Gottes, die zwölf fürstlichen Personen aber die zwölf Apostel Jesu Christi. Und ich freute mich nit wenig, hörte fleißig auf, was sie dann spielen würden.

Und es fing der hl. Petrus an und schlug auf seiner Harfe wie folgt:

Ich glaub' so fest an einen Gott,
Von Ewigkeit allmächtig;
Verspei' der vielen Götzen Rott',
Von Stein, von Holz verächtig.
All' Kraft und Macht von Ewigkeit
Gott Vater hat alleine,
Sein ist allein all' Herrlichkeit,
Wer ist nun, der's verneine?

Da er aber also gespielt hatte, traten hervor eine mächtige große Menge der Heiden und schrieen überlaut, es wären ihre Götter nit zu verwerfen, da müßte man sie nit unkräftig schelten, sie wollten solche Schmach nit leiden.

Was dünket dich nun, mein liebes Kind? Haltest du es mit diesen Heiden, oder aber mit dem hl. Petro? Gib mir Antwort, und wann du es mit dem hl. Petro haltest, so neige ihm dein Haupt und bekenne dich zur wahren allgemeinen Kirche des einzigen wahren Gottes. So gebe dann Antwort.

„Ich halte es mit dem hl. Petro und bleib dabei bis in den Tod beständig, wann es schon das Leben kosten sollte.“

Da recht; du hast wohl geantwortet; nun höre weiter, was der hl. Johannes spielet:

Er schuf die Himmel glänzend rund,
Sonn', Mond und Stern' beineben;
Die Erd' legt er zum Mittelgrund
Mit Wasser hoch umgeben.
Vom Vater kam es alles her, —
Merkt auf, ihr Menschenkinder —
Erd', Himmel und das große Meer
Im Augenblick geschwinder.

Da er also gespielet, thaten sich hervor etliche wenig Weltweisen, meinten, es wäre nit also, sondern gaben vor, als wenn Himmel und Erde nicht von Gott erschaffen, sondern also ungefähr zusammengeflossen wären, schüttelten derwegen ihre Köpfe und wollten nit mehr zuhören.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Willst du es mit diesen Weltnarren oder mit dem hl. Johannes halten? Gib Antwort.

„Ich halte es mit dem hl. Johannes, dann er ist der Adler, so gar hoch geflogen ist und die Heimlichkeit der Werke Gottes von Gott selber gelernt hat.“

Da recht; so höre weiter, was der heilige Jakobus spielet:

Ich glaub' zugleich an Jesum Christ;
Möcht' ich mein Herz zerbrechen,
Er g'wiß mir drin gemalet ist,
Mag wohl mit Wahrheit sprechen.
Vom Vater ist er wunderlich
Von Ewigkeit entsprossen,
Zu uns hernacher sanftiglich
Vom Himmel abgeflossen.

Da er aber also gespielet, hörte ich etliche verstockte Juden, die solches mit nichten zugeben wollten, daß Jesus ein Sohn Gottes wäre, liefen allsobald davon, verstopften ihre Ohren und schrieen, er hätte Gott gelästert.

Was dünket dich nun, mein Kind? Haltest du es mit den Juden oder mit dem hl. Apostel?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Andreas spielet:

Geboren aus Maria rein,
Von Gott dem Geist empfangen,
Ist worden uns ein Kindlein klein,
In Armen sich's ließ fangen.
Ich grüß' dich Kind zur stillen Nacht!
Ave Maria! Amen!
Also ward Gott zur Welt gebracht,
Und Jesus hieß mit Namen.

Da entstand abermals ein Gemurmel, denn die Weltweisen hielten es für ein Gelächter, daß ein solches Wunder geschehen sollte.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Willst du es mit diesen Thoren oder mit dem Apostel halten?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Philippus spielet:

Für uns er hat sich geben dar,
Verspottet und verhöhnet,

Sein Leib wurd' ihm zerrissen gar,
Sein Haupt mit Dorn gekrönet.
Pilatus gab das Urtheil kund,
Die Juden wollten's haben,
Am Kreuz er starbe sehr verwundt,
Bald drauf wurd' er begraben.

Da hört man wiederum etliche Ketzer sich widersetzen, welche sprachen, er hätte nur einen phantastischen Leib angenommen, in dem er gelitten hätte, nit aber wäre ein wahrhafter Leib für uns gekreuzigt.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Ist wahr, was diese Ketzer sagen oder was der Apostel gesungen hat?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Thomas spielet:

Er fuhr zur Höllen tief hinab,
Zerbrach all' Eisenpforten,
Dem Feind es großen Schrecken gab,
Er strafet sie mit Worten.
Der frommen Väter Kett' und Band',
So da gefangen lagen,
Zertrennet er mit starker Hand,
Stund auf nach dreien Tagen.

Da erhub sich abermals ein Gemurmel; denn es riefen etliche schwierige Gemüther, es wäre Christus nit zur Hölle, sondern nur allein in das Grab gestiegen. Ja es riefen auch viele andere, er wäre nit auferstanden, sondern aus dem Grabe gestohlen worden.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Glaubst du mit dem Apostel oder mit gesagten schwierigen Gemüthern?

„Ich halte es festiglich mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Bartholomäus spielet:

Zum Himmel fuhr er schwind hinauf,
In Lüften hoch erhoben,
All' Geister liefen bald zu Hauf',
Ihn thäten's Wunder loben.
Er sitzt an's Vaters rechten Hand,
Sein Sohn, von Gott geboren,
Regiert von dannen alle Land,
Ein König auserkoren.

Da schrien wiederum die Heiden, es wäre eine Fabel; die Juden aber trieben ihr Gelächter draußen und spotteten des Apostels.

Was dünket dich nun, mein Kind? Was ist deine Meinung? Mit welchen willst du es halten?

„Ich halte es mit dem hl. Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Matthäus spielet:

Er kommt gewiß an jenem Tag
Die Welt mit Recht zu richten,
Wird hören an all' Red' und Klag',
All' Händel wird er schlichten.
O Gott! wer mag alsdann besteh'n
Und retten sich mit Rechten,
Wann du willst zu Gerichte geh'n
Mit deinen armen Knechten?

Da fuhren abermal daher etliche Schwärmer und verblendete Weltkinder, welche ganz und gar in ihren Lastern und Wohllüsten ersoffen schienen. Diese lachten über diesen Gesang vom jüngsten Gericht, sprachen mit Gespött, es wäre noch lang dahin, solches Fabelwerk wäre für die Kinder.

Was dünket dich nun, mein Kind? Hältst du es mit diesen Schwärmern oder mit dem Apostel.

„Ich halte es mit dem Apostel; dann gewißlich viel zu wahr ist, daß der strenge Richter an jenem Tage kommen

wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Alsdann werden sie es wahrhaftig erfahren, was sie jetzt verlachen."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Jacobus Alphäi spielet:

Ich glaub' zugleich an einen Geist
Mit Vater und dem Sohne,
Und ob man's drei Personen heißt,
Ist nur ein Gott, ein' Krone.
Sein' Kirch' hat er auf dieser Welt,
Verseh'n mit Sakramenten,
D'rin wohnen Völker ungezählt,
Ohn' Ketzer und Verblendten.

Da gab es ein gar mächtiges Getümmel, denn es schrien überlaut alle Heiden und Juden, es wäre nur ein lautes Fabelwerk, was er von einem Gott und dreien Personen gesungen hätte. Es schrien auch nit weniger die Ketzer, sagten, sie gehörten freilich zu den Kirchen Gottes, da wollten sie mit nichten ausgeschlossen sein. Aber der Apostel ließ sich im Geringsten nit bewegen.

Was dünkt dich nun, mein Kind? Hältst du es festiglich mit dem Apostel?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Simon Zelotes spielet:

Mit Gottes Heiligen wir all'
Gemeinschaft sollen pflegen;
Sie retten uns für Ungefall,
Wir ehren sie dagegen.
Mit uns sie billig loben Gott
Und seine milde Güte.
Er lasset nach all' Missethat,
Dafür doch er uns hüte.

Da sprungen aber etliche hervor, denen es durchaus

nit gefiel, daß man mit den Heiligen zu viel Gemeinschaft halten sollte, weil sie ja todt wären, dachten aber wenig, daß Gott kein Gott der Todten sei, sondern ein Gott der Lebendigen. Es ließen sich auch viel des Kains Brüder merken, welche an der Vergebung der Sünde verzweifelten, liefen zum Palast hinaus und sprachen: ihre Sünden wären größer als die Erbarmniß Gottes.

Was dünket dich nun, mein Kind? Willst du es mit diesen halten oder mit dem Apostel?

„Ich halte es mit dem Apostel. Ich will die Gemeindschaft mit den Heiligen nit fahren lassen. Ich will auch nit an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln, ob ich schon alle Sünde der Welt gethan hätte."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Judas Jacobi spielet:

Das Waizenkörnlein nit verdirbt,
Wenn's fällt im Acker nieder,
Dann ob's schon in der Erde stirbt,
Doch kommt es endlich wieder.
Also wann unser Fleisch und Blut,
Den Würmern übergeben,
Schon gar im Grab' verfaulen thut,
Doch soll es wieder leben.

Da sollte man aber Wunder gesehen haben, wie sich eine mächtige starke Rotte diesem Apostolischen Gesang zuwider stellte und außer des Palastes sich verbunden, gänzlich diese Lehre mit aller Macht zu bestreiten.

Was dünket dich nun, mein Kind? Zu welchen Seiten willst du dich halten? Zu den Ketzern und Ungläubigen, so die Auferstehung der Todten verwerfen oder zum hl. Apostel, der sie bekennet?

„Ich halte es mit dem Apostel."

Da recht; so höre weiter, was der hl. Mathias spielet:

> Dann wird ein ewig's Leben sein,
> In Wollust oder Leiden;
> Der Bös' wird leben in der Pein,
> Der Fromm' in tausend Freuden.
> D'rum was gesagt nur wohl betracht',
> Ihr Menschen groß und kleine,
> Nehm't frei mit Wacht die Schanz in Acht,
> Dann ich's getreulich meine.

Da dieses also der Apostel gespielet, fande man doch nicht wenig gottlose Leute, so auch diesem Punkt sich widersetzten und alles nur für einen Traum hielten, was von zukünftigem Leben er also treulich ermahnet und alle Sünder gewarnet hätte.

Was dünket dich nun, mein Kind? Zu welchen willst du dich schlagen? zu diesen so gottlosen Menschen oder zu dem hl. Apostel?

„Zu dem hl. Apostel, da bin ich bereit zu leben und zu sterben, daß nach diesem Leben wahrhaftig noch ein anderes ewiges Leben folge. O wohl, wohl den frommen Gotteskindern! denn sie in ewiger Wohllust leben werden. O weh, den armen Sündern! denn sie in ewiger Qual ewig leben werden. Warum denken wir dieses so gar selten? Warum fangen wir noch diese Stunde nicht ein anderes frommes Leben an und sagen einmal gänzlich ab allen Sünden? Es muß doch endlich sein, es muß gewagt sein. Die Zeit ist wahrlich, daß man sich mit aller Macht bekehre. Ei ja, soll es sein und muß es sein, so laß es sein, laß diese Stund' noch sein, laß jetzund sein, in Gottes Namen, Amen, Amen!"

Neben dem „güldenen Tugendbuche" fertigte Spee in Köln eine neue Abschrift der Trutznachtigall an, die er

gleichfalls seinem Freunde Friessem zum Geschenke machte. Er war immerfort thätig und bei seiner Professur und bei diesen literarischen Beschäftigungen widmete er noch einen großen Theil seiner Zeit der Seelsorge. Der Beichtstuhl, statt eine Last zu sein, war ihm mehr eine angenehme Erholung. Und er bediente sich oftmals recht origineller Mittel, um auf die Herzen einzuwirken. Nach einer mündlichen Ueberlieferung lebte damals in Köln eine vornehme Dame, die durch ihren leichten Lebenswandel allgemeines Aergerniß gab. In jeder Nacht wurden ihr Ständchen dargebracht, und sie nahm dieselben mit dem größten Selbstgefallen und oft mit Verletzung allen Zartgefühles entgegen. Spee erfuhr dieses und er hätte gerne diese Gelegenheit zur Sünde verhindert. Endlich fiel ihm ein Mittel ein. Da er selbst auch Musiker war und die Composition zu manchen seiner Gedichte lieferte, die noch heute nach diesen Melodien vom Volke gesungen werden: so übte er mit einem ausgewählten Chore eine Anzahl dieser Lieder ein. An einem schönen Abende schickte er alsdann seine Sänger mit zahlreicher Musikbegleitung zu dem Hause jener Dame. Das Ständchen begann. Aber wie staunte die Herrin, als sie statt mit leichtfertigen Liedern, mit den Tönen heiliger Buße und glühender Gottesliebe begrüßt wurde! Vielleicht, daß jene schöne Ermahnung zur reumüthigen Einkehr in das sündige Herz an diesem Abend erklang:

„Thu' auf, thu' auf, mir's glaub' fürwahr,
Gott läßt mit sich nicht scherzen,
Dein' arme Seel' steht in Gefahr,
Und wird dich's ewig schmerzen.
Kehr' wieder, o verlorner Sohn!
Reiß ab der Sünde Banden,
Ich schwör' dir bei dem Gottesthron,
Die Gnad' ist noch fürhanden.

„Geschwind, geschwind, all' Uhr und Stund'
Der Tod auf uns kommt eilen,
Ist ungewiß, wen er verwund't
Mit seinen bleichen Pfeilen.
Wen er nicht find't in Gnadenzeit,
Wär' nützer nicht geboren,
Wer unbedacht von hinnen scheid't,
Ist ewiglich verloren.

„O Ewigkeit, o Ewigkeit,
Wer wird dich je ermessen?
Sind deiner doch schon allbereit
Die Menschenkind' vergessen.
O Gott vom höchsten Himmel gut,
Wann wird es besser werden?
Die Welt noch immer scherzen thut,
Kein Sinn ist mehr auf Erden" [1].

Spee's Lieder drangen mit der Gnade Gottes zum Herzen der Jungfrau, daß sie in sich ging, eine Generalbeichte ablegte und von nun an der ganzen Stadt als ein Beispiel der Tugend und Sitte vorleuchtete [2].

VIII.

Seliger Tod.

Unter den aufopfernden Werken christlicher Nächstenliebe neigte sich das Jahr 1633 zu Ende. Spee hatte Köln verlassen und befand sich wiederum in Trier. Hier hatte er den Weg des Kreuzes im Ordensstand betreten, hier sollte er auch das Ziel aller Mühen und Leiden erringen und durch eine letzte heldenmüthige That

[1] Trutznachtigall. S. 75.

[2] Guse: „Aus dem Munde dreier Jesuiten in Emmerich." Wedbigens Westf. Magazin vom Jahre 1787.

gekrönt und für ewige Zeiten verherrlicht werden. In aller Muße vollendete er nach einer abermaligen Feile 1634 eine zweite Abschrift der Trutznachtigall, die in vielen Punkten von dem Kölner Manuscripte abwich. Das Exemplar ist sehr sauber ausgeführt und sogar mit einfachen Verzierungen ausgestattet. Ob der Kriegslärm den Dichter nicht in diesen Friedensarbeiten störte? Kein Wort in seinen Liedern läßt uns die Stürme ahnen, welche damals in dem deutschen Vaterlande tobten. Und doch war dieses keine Gleichgiltigkeit, denn er empfand im tiefsten Herzensgrunde all' den Jammer und all' die Noth. „Wenn ich die Welt betrachte," sagt er, „sehe ich, daß alles voll ist der Hoffart des Lebens und des Ehrgeizes, woher denn entstehet Uneinigkeit, Zank und Haber, Krieg, Mord und Todtschlag, ja alle Schand und Laster. Denn wer kann alles sagen, was für ein gottloses Wesen durch Haß und Neid, Krieg und Uneinigkeit erwächst? Da ist kein einziger Gedanke an die Hölle; man lebt dahin, als wäre gar kein Gott im Himmel. O, wenn ich auf einen Tag allen Krieg aufheben und den christlichen Frieden durch die ganze Welt ausbreiten könnte, wie wäre mir das eine erwünschte große Freude. O, wie wollte ich in Gott meinem Heilande frohlocken, wenn doch alle Menschen in einem beständigen Frieden einhellig leben und Gott den Herrn Tag und Nacht ohne Furcht der Feinde loben, Ihm dienen, Ihn verehren und also endlich alle miteinander selig werden möchten! Ich würde vor Freuden mich nicht lassen können. Ach Gott, mein Gott" [1]. So dachte Spee über den Zwist, der sein Vaterland zerfleischte, und so tief empfand er dieses Elend. Nur in seinen Liedern wollte er den per-

---

[1] Güldenes Tugendbuch. Band II. S. 98.

sönlichen Schmerz nicht offenbaren, weil er sich für sie ein anderes Ziel gesteckt hatte — das Lob und den Preis der göttlichen Liebe.

Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens sollte Spee keine ruhige Stunde haben. Der Kurfürst Philipp Christoph von Soteren hatte im August des Jahres 1633 die Stadt Trier, sein ganzes Land nebst sämmtlichen Festungen den Franzosen überliefert. An die Jesuiten, als gut kaiserlich-Gesinnte, erging die Landesverweisung; doch wurden die Befehle wieder zurückgenommen, und statt dessen ihre Schulen geschlossen und das Collegium in Trier gebrandschatzt. Uebrigens war Philipp Christoph mit der zeitweiligen Uebergabe deutscher Landestheile noch nicht zufrieden; er wollte deren Besitz für immer der französischen Krone sichern. Deßhalb ernannte er den Cardinal Richelieu zum Coadjutor und zu seinem Nachfolger auf dem kurfürstlichen Stuhle. Nun war das Maß der Treulosigkeit übervoll, und die Stunde der Züchtigung nahte heran. Die kaiserlichen Armeen hatten mittlerweile Glück gehabt; der reichsverrätherische Heilbronner Bund wurde bei Nördlingen (6. September 1634) gesprengt, und der Cardinal-Infant Don Fernando hatte sich an den Rhein und in die Niederlande geworfen, um auch die Franzosen vom deutschen Boden zu vertreiben. Der Graf Rittberg, Bruder des Grafen von Ostfriesland, verjagte die den Franzosen verbündeten Holländer aus der Schenkenschanze und zog über Luxemburg gegen die Mosellande heran. Zuerst eroberte ein spanischer Parteigänger das Schloß Sierk und hemmte dadurch die Verbindung zwischen Nanzig, Trier, Coblenz und Ehrenbreitstein. Schrecken und Angst ergriff den Kurfürsten Christoph, der sofort die Stadt Trier in Belagerungszustand erklärte. Alle Fremden und

Armen wurden ausgewiesen; die Kirche des hl. Simeon, welche theilweise aus den Ueberresten der Porta nigra im Jahre 1034 erbaut worden war und somit an der Stadtmauer lag, wurde zu einem Vorwerke umgewandelt. Die Canoniker sollten das Collegium der Jesuiten beziehen, diese aber, unter ihnen auch Friedrich von Spee, am 27. März 1635 die Stadt verlassen. Als der Rector P. Panhauß diese Trauernachricht erfuhr, ordnete er ein vierzigstündiges Gebet an zur Abwendung der Gefahr. Indessen nahte bereits die Hülfe heran.

Es war in der Nacht vom 25. auf den 26. März; alle Mitglieder des Collegiums lagen auf den Knieen vor dem Allerheiligsten, als plötzlich Kriegsruf durch die Stadt erschallte. Der Graf von Rittberg hatte sich mit 1200 Mann auserlesener Truppen heimlich der Stadt genähert, ein Theil der Mannschaft drang durch ein Bürgerhaus in's Innere ein und öffnete ihren Kameraden die Thore. Dieß geschah gegen vier Uhr Morgens. Auf den Straßen entspann sich ein furchtbarer Kampf. Als allmählich die Dämmerung wich, gewahrte man mitten unter den Streitenden einen Priester im schwarzen Ordenskleide. P. Spee hatte bei dem ersten Schlachtrufe die Kapelle verlassen und sich unter die Streitenden gemischt, um geistliche und leibliche Hülfe zu spenden. Das Kleid schützte ihn; kein Landsknecht wagte dem frommen Priester ein Leid zuzufügen, der auf seinen eigenen Schultern die Verwundeten aus dem Kampfgewühle trug. An einem abgelegenen Ort wusch Spee mit Wein die Wunden aus und legte den Verband an; dann eilte er von neuem auf den Schauplatz des Jammers. Hier hörte er die letzte Beichte eines Sterbenden und befeuchtete ihm zur körperlichen Linderung die lechzenden Lippen, dort hielt er einen Soldaten von Mißhandlungen

ab, überall thätig, überall ein Engel des Trostes. Gegen acht Uhr endigte der Kampf; fünfhundert Franzosen waren getödtet, fünfhundert andere, der französische Feldoberst und der Kurfürst selbst wurden gefangen genommen. Doch auch jetzt, da das Getöse der Waffen schwieg, ruhte der Eifer des Ordensmannes nicht. Er eilte zu dem Grafen Rittberg, verwandte sich für die Gefangenen und erwirkte ihre Freiheit. Aber sie durften nicht entblößt in die Heimath zurückgesandt werden, und so ging Spee von Haus zu Haus und bettelte um Kleider und Almosen. Reichlich mit allem versehen und ihren Retter preisend, verließen die Befreiten nach einem Monate die Stadt und kehrten zu Schiffe in ihr Vaterland zurück. Spee sah sie scheiden und freute sich über ihr Glück, noch mehr aber darüber, daß er jetzt seine ganze Sorge ungetheilt den Hospitälern weihen konnte.

Ein pestartiges Fieber war ausgebrochen, übervölkerte die Lazarethe und raffte viele Menschenleben hinweg. Alle Zeit, die ihm der Gehorsam gestattete, verweilte Spee bei den armen Kranken, trug ihnen Speise, ja selbst das Wasser aus dem Stadtbrunnen zu. Vor allem aber tröstete er die armen Kranken in ihren inneren Leiden, führte manches Sünderherz zu Gott zurück und sandte eine große Zahl reuiger und mit Gott ausgesöhnter Seelen als Siegesbeute vor sich hinauf in das himmlische Heimathland. Doch länger hielt er die fortgesetzten Anstrengungen nicht aus, das Fieber warf auch ihn auf das Krankenlager. Endlich sollte sich sein Herzenswunsch, den er in dem güldenen Tugendbuche so oft und in so glühenden Worten ausgesprochen hat, erfüllen. Die Erde war ihm längst zur Last, aus Sehnsucht nach dem Himmel. Voll Begeisterung ruft er aus:

„Die Thränen mich ernähren,
Sind meine Speis' und Trank,
Von Zähren muß ich zehren,
Weil ich von Liebe krank!
Ach! wann doch wird erscheinen
Der schön' und weiße Tag,
Daß ich nach stetem Weinen
Einmal ausruhen mag!“ [1]

Und an einer anderen Stelle: „O mein allerliebster, mein allerschönster Bräutigam, wann werd' ich Dich in Deiner Glorie sehen und vor Freude mich nicht halten können? Wann werde ich endlich eingehen in die herrlichen Paläste Deines Vaters, allda so liebliche Stimmen und Frohlocken erschallet in den Tabernakeln der Gerechten? Wann wirst Du mich ersättigen mit Deiner Zierde und Schöne? Wann wirst Du mich versenken und tränken in der Tiefe Deiner Liebe und Wonne? O mein Bräutigam, o mein Gott, o Du Jubel meines Herzens und meine Liebe, o Du Inbrunst meines Gemüthes, o Du Flamme meiner Sehnsucht, o Du süßer Brand meiner Seele — wann, wann, o wann doch werde ich vor Deinem Angesichte erscheinen?“ Es ist, als hörten wir die Worte eines Seraphs, den der Durst nach der Anschauung Gottes verzehrt — aber es sind dieses nur die Sehnsuchtsrufe einer heiligen Seele, die viel gelitten und viel erduldet und sich aus Liebe aufgeopfert hat für das Heil der Menschen. Der Lohn folgte der Arbeit und die Erhörung diesem heißen Liebessehnen. Zum letzten Male in diesem Leben empfing Spee seinen Erlöser unter den Brodsgestalten, um ihn bald darauf von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Umgeben von seinen Mitbrüdern, welche die heiligen Sterbegebete verrichteten, entschlief er am

---

[1] Trutznachtigall. S. 28.

7. August 1635, an einem Dienstage, „hoffnungsvoll und glücklich."

So verharrte Spee bis zu seinem Tode als Martyrer der Liebe; darum ward auch eine unvergängliche Krone sein Antheil.

In der unterirdischen Gruft der ehemaligen Jesuitenkirche in Trier ist sein Grab; es trägt die kurze, demüthige Inschrift: „Hier liegt Friedrich Spee."

In kurzen Zügen haben wir das Bild dieses ehrwürdigen Priesters zu entwerfen versucht.

Inmitten einer morschen Zeit steht er da als ein charakterfester Mann voll deutscher Biederkeit und geraden Sinnes; mit freiem, unbewölktem Blick durchschaut er den Irrwahn eines finsteren und abergläubischen Jahrhunderts und schmiedet ihm, den rohen Gewalten zum Trotz, eherne Ketten; classisch gebildet und doch voll Liebe zur eigenen Muttersprache, ist er ein Dichter im wahrsten Sinne, dessen Schöpfungen durchleuchtet sind von dem Strahle des Genius; durch Wort und That bis zur Aufopferung im Tode bewährt er sich als einen seeleneifrigen Priester und gottliebenden Ordensmann, und endlich bei all' diesen schönen Eigenschaften zeigt er überall ein einfaches, inniges Kindergemüth.

Liebe war der Kernpunkt seines Lebens, der drängende Beweggrund seiner Handlungen, die Ursache und zugleich die Krone seines Todes.

Alle Parteien nennen ihn mit Achtung; selbst bei fremden Nationen hat sein Name guten Klang; das deutsche Vaterland ist stolz auf ihn, und sein Orden darf es sich zur Ehre anrechnen, ein solches Mitglied erzogen und gebildet zu haben.

Beilage.

Proben aus einer alten und ungedruckten lateinischen Bearbeitung der Trutznachtigall.

Professor Dr. Ahlemeyer, Director des Gymnasiums zu Paderborn, veröffentlichte 1857/58 in einem Programme die beiliegenden Gedichte nach einer Originalschrift, die sich in seinem Besitze befand. Das Manuscript enthält die metrische Uebersetzung nicht nur der Trutznachtigall, sondern auch sämmtlicher Lieder des gülbenen Tugendbuches. Nach der Widmungsode, welche in glänzenden Worten das Lob des seligen P. Spee erhebt, war der Verfasser dieser lateinischen Bearbeitung ein jüngerer Mitbruder unseres Dichters. Er nennt den Seligen seinen „Lehrmeister" und sagt, daß er dem Sterbenden beigestanden und nicht von seiner Seite gewichen sei. Vielleicht werden diese lateinischen Oden keine unwillkommene Beigabe für manchen Leser sein; wenigstens legt die gewiß mühevolle Arbeit der Uebersetzung ein schönes Zeugniß ab für die große Hochachtung und Liebe, die P. Spee bei allen, die ihn kannten, genoß. Andererseits wird man dem Uebersetzer eine große Meisterschaft in der Behandlung der lateinischen Sprache und Metrik nicht absprechen können, wenn gleich die Treuherzig-

keit der Gedichte Spee's in dem fremden Gewande vieles eingebüßt hat; sie schreiten in einem eigenthümlichen Pompe einher.

Wohin das Manuscript dieser lateinischen Bearbeitung nach dem Tode des Dr. Ahlemeyer gekommen ist, wissen wir nicht anzugeben.

I.

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen.

(Abgekürzt.)

1. Das Meisterstück mit Sorgen
Wer nur will schauen an,
Ihm freilich nicht verborgen
Der Meister bleiben kann:

Drum wer nur heut und morgen
Erd, Himmel, schauet frei,
Denk Nachts mit gleicher Sorgen,
Wie je der Meister sei.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

2. Von Oben wird uns geben
Das Licht und gülden Schein,
In stetem Lauf und Leben
Sonn', Mond und Himmel sein.

Des Tags bis auf den Abend
Die Sonn' gar freundlich lacht,
Zu Nacht der Mond Gott lobend
Führt auf die Sternenwacht.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

3. In etlich tausend Jahren
Viel tausend Sterne klar,
Kein Härlein sich verfahren,
Gehn richtig immerdar.

I.

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geschöpfen.

(Abgekürzt.)

Qui prominentem daedalei fabri
Cernente lustrat lumine machinam,
Miratur artem, mox anhelat,
Artificis celebrare laudem:

5. Sic quisquis orbem stelliferi poli
Vastaeque terrae climata conspicit,
Mox fabricam fabrumque laudat
Remque stupens penetrare tentat.

Quam mira virtus, quanta potentia
10. Sit conditoris, cernis, Adamida;
Illud sub imo corde volve
Artificique fer ore laudem!

Lumen coruscans et iubar aureum
Orbe e supremo nos super emicant,
15. Sol, luna, coelum commoventur
Perpetuo stabilique cursu.

A luce prima, dum micet Hesperus,
Phoebus serenat terrigenum plagam,
Phoebeque noctu theiodoxa
20. Corradiantia ducit astra.

Quam mira virtus, quanta potentia
Sit conditoris, discis, Adamida,
Illud sub imo corde volve
Artificique fer ore laudem!

25. Multa igneorum millia siderum
Plus mille lustris flammea cursitant
Nec deviant unum vel unquem
Semper eunt simul examussim.



Wer deutet ihn'n die Straßen,
Wer zeiget ihn'n die Weg',
Daß nie sie unterlassen,
Zu finden ihre Steg'?

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

4. In lauter grüne Seiden,
Gar zierlich ausgebreit't,
Das Erdreich sich thut kleiden
Zur werthen Sommerzeit.

Die Pflänzlein in den Feldern
Sich lieblich mutzen auf,
Die grünen Zweig' in Wäldern
Auch schlagen aus mit Hauf.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

5. In Gärten merk' ich eben
Die schönen Blümelein,
Wie freudig sie da schweben,
Wann Wind nur spielt hinein.

O fröhlich' Gartenjugend,
O frisch' und zartes Blut!
Ohn' Zahl hast Farb' und Tugend,
Wer's denkt in stillem Muth.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

Quis monstrat illis ordine semitas?
30. Ecquis viarum dux variantium,
Quin terminentur, terminumque
Perpetuo properent ad unum?

Quam mira virtus, quanta potentia
Sint architecto, noscis, Adamida;
35. Illud sub ima mente volvas,
Ore Deum artificem celebres!

Aestate laeta se viridantibus
Exornat herbis terra superbiens
Seseque formosis coronat
40. Floribus aëre circumacta;

Et foeta pandit gramineos sinus
Frugesque profert ubere germine,
Quin arbores fert educatque,
Fructibus uberibus decoras.

45. Quam mira virtus, quanta benignitas
Sit conditoris, colligis hinc, homo;
Sub corde volvas istud imo,
Ore Deum celebrans monarcham!

Latos quid hortos versibus eloquar?
50. Flores aprici mille ferunt modis
Grados odores gaudiumque,
Dum Zephyrus peramoenus afflat.

O dulcis horti dulcia germina,
O flosculorum blanda volumina,
55. O purpurissos et colores,
Multiplici vice discrepantes!

Virtute quanta, qua sapientia
Sit fabricator praeditus, en, homo;
Istud sub imis volve sensis,
60. Laudibus evehe conditorem!

6. Die Brünnlein sich ergießen,
Und ihre Wässer klar
Wie Silberstrahlen schießen
Vom Felsen offenbar:

Die Sonn' es bald erblicket,
Drin kühlet ihren Schein;
Die Thier' es auch erquicket,
Wann s' heiß und durstig sein.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

7. Die Flüss' und breite Wässer
In still= und sanftem Trab
Schiff', Nachen, Pack und Fässer
La'n führen auf und ab.

So pur und rein sie laufen,
Muß kecklich sagen das,
Wer's will gar zierlich taufen,
Der nennt's geschmolzen Glas.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

8. Das wilde Meer nun brauset
Und wüthet ungestüm,
Nun still es wieder hauset,
Liegt fest in runder Krümm':

Gar lieblich thut's bestrahlen
Die Sonn' mit sanfter Gluth,
Wann sie zu öfter Malen
Sich drin erspieglen thut.

Eccur amoenos fonticulos loquar,
Eccur eorum dulcifluas aquas?
Argenteae tanquam lacunae
Rupibus exsiliunt ab altis:

65. Quos sol coruscans luce sua fovet,
In queîs calores mitigat aridos;
Queîs bruta restinguuntur ipsa,
Dum sitis urit anhela fauces.

Quam sit refulgens, quam bona, provida
70. Et larga virtus artifici, vides;
Id quod frequenter pensitato,
Tollito laudibus architectum!

Latis fluentis, fluminibus vagis,
Est alta fluxis quando quies aquis,
75. Naves onustas rebus amplis
Devehimus vehimusque sursum.

Cursu irretorto vel placidissimo
(Ardenter illud dixero) defluunt,
Vel verius sic nominabis:
80. Vitrea sunt, liquefacta vitra.

Id quod revolvas sensibus intimis
Et conditorem laudibus evehas
Gratesque persolvas, quod illa
Dona tuae dederit saluti!

85. Nunc stridet undis horrisonum mare,
Nunc inquietis fluctibus aestuat,
Mox conquiescens conticescit,
Circuitu fluitat rotundo:

Illustrat aequor sol radiis suis
90. Et placat illud, dum faciem suam
In se reflectit per profundum,
Unde parelion est vocatum.

O Mensch, ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

9. Wer will die Bäume zählen
Im jen= und jenem Wald?
Sind deren doch ohn' Fehlen
So tausend, tausendfalt;

Gar hoch die Gipfel klimmen
In klare Luft hinauf
Und gleich den Wolken schwimmen,
Wan stößt ein Windlein drauf.

10. Wann dann schallt auf den Zweigen
Gesang der Vögelein,
Noch Laut', noch Harf' noch Geigen
Klingt also süß und rein.

Ihr lieblich Musiciren
Mich dünkt so sauber gut,
Ihr künstlich Coloriren
Bringt lauter Freudenmuth.

11. Von Thieren muß ich schweigen
Und lassen s' ungezählt;
Ins Meer will auch nicht steigen,
Daß ich von Fischen meld'.

Von Mensch und Menschenkinden
Will gar nicht regen an;
Kein End' ich da könnt finden,
Will's in der Still' umgah'n.

12. O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit!
O Zahl der Kreaturen,
Wie streckest dich so weit.

Jam disce, quanto robore polleat,
Quam sit tremendus conditor omnium
95. Et rex aquarum fluminumque
Et marium dominator altus!

Quis voce cunctas computet arbores,
Cunctis per orbem saltibus insitas?
Quas millies plus mille si vox
100. Commemoret, nihil hinc aberrat!

Excelsa quarum saepe cacumina
Sic porriguntur per tenuem aëra,
Nubes ut ipsas censeantur
Tangere, dum borrea moventur.

105. Quid? dum comatis frondibus arborum
Cantus volucrum personat alitum,
Non tibiae, chordae chelysve
Tam placide modulantur unquam.

Auditur illic laeta melodia
110. Et musicarum cantus amabilis,
Sedans dolores atque curas,
Laetitia beat audientes.

Stirps belluarum est innumerabilis,
Hinc nulla narret vox animalia;
115. Intrans profundum ne sit ausa
Squamigeros numerare pisces:

Et conticescet terrigenum genus,
Quod tot per annos innumerabile,
Hic terminum inventura nullum
120. Abstineat sileatque lingua.

O canditarum ter nitidissima
Natura rerum, Mater et artifex!
O pulchritudo, o latitudo,
Res decorans metiensque factas!

Wer wollt' dann je nicht merken
Des Schöpfers Herrlichkeit
In allen seinen Werken,
Ganz voller Zierlichkeit!

O Mensch ermess' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

II.

St. Franziscus Xaverius.

1. Als nach Japon, weit entlegen,
Dachte dieser Gottesmann;
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an.
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Malten s' ihm für Augen dar,
Red'ten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

2. „Schweiget, schweiget von Gewitter,
Ach, von Winden schweiget still!
Nie noch wahrer Held noch Ritter
Achtet' solcher Kinderspiel'.
Lasset Wind und Wetter blasen,
Flamm' der Lieb' vom Blasen wächst;
Lasset Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

3. Ei doch, lasset ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth!

125. Quis conditoris ter venerabilem
Hanc dignitatem cernere negligat?
Quam culta, perfecta et venusta
Sunt opera omnia conditoris!

Quam mira virtus, quanta potentia
130. Sit conditoris, cernis, Adamida;
Illud sub imo corde volve
Artificique fer ore laudem!

II.

St. Franziscus Xaverius.

1. Dum diva virtus hinc virum,
Virtute promicantem,
Ad ultimos Iaponas
Xaverium trahebat:
Ogganiebant plurimi
Haec verba proferentes:

2. „Hic mille casus ingruunt
Et mille sunt pericla
Per aequor undis turbidum
Ventosque saevientes,
Per patriam tam barbaram,
Tam perviam rapinis."

3. Tunc ille: „„Ventos et mare
Non horeo profundum;
Fures, latrones nil moror
Et curo nil rapinas;
Illustris haec crepundia
Existimabit heros.

Spieß' und Pfeil' und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeis'
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und sie lockt zum Ehrenpreis.

4. „Lasset nur ihr' Hörner wetzen
Wind und Wetter ungestüm:
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trummen schlagen um;
Nord und Süden, Ost und Westen
Kämpfen laßt auf salzem Feld;
Nie wird's dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried' im Herzen hält.

5. „Wer will über's Meer nicht wogen,
Ueber tausend Wässer wild',
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt?
Wem will grausen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß',
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen, schön ohn' alle Maß?

7. „Eja, stark' und freche Wellen,
Eja, stark' und stolze Wind',
Ihr mich nimmer sollet fällen;
Euch zu steh'n, ich bin gesinnt!
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattelt euch nur, hölzen' Roff',
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket los!"

4. „„Flet dirus auster et furat,
In me ciebit ignem;
Et intumescant aequora,
Ad astra sic propinquo;
Et incolae sint barbari,
Tollam inde barbarismon.

5. „„Imanitate saeviant,
Emitigabo saevos.
Ditem trifures exuant,
Nil pauperi nocebunt;
Corpus latrones enecent,
Mentem bonam relinquent!

6. „„Haec ergo parva ludicra
Relinquitote. parvis
Et nil furturis vos mihi
Proferte de periclis;
Haud miles ullus martius
Telum timet vel arma!

7. „„Hastis, sagittis, ensibus
Sclopisque vel ballistis
Martisque miles pulvere
Audacior fit audax!
Nullas procellas nec mare
Curare debet ille,

8. „„Qui cariores gemulas
Et proximi salutem
Indagat ardentisime
Ubique quaeritando.
O eia, vos cingamini,
Vos, lignei caballi,
Et me per aequor ducite,
Exite, navigate!""

Inhalt.



Sammlung

historischer Bildnisse.

X



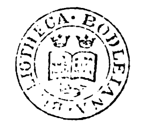
Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.

Sixtus der Fünfte.

Nach dem größeren Werke des Barons von Hübner bearbeitet

von

H. Klein.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
Strassburg: Agentur von B. Herder, 15, Domplatz.

Druck von H. Stratz in Altbreisach.

Inhalt.

Einleitung.

Sixtus' V. gehört zu der großen Zahl hervorragender Männer, deren Charakter, Leben und Wirken durch eine irregeleitete Geschichtschreibung der Nachwelt in entstellten Zügen überliefert worden sind. Seitdem in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts Gregorio Leti in einem Werke voll alberner Erfindungen und offenbarer Widersprüche diesen großen Mann zum Helden eines Schelmenromans gemacht, haben die Märchen von dem kleinen Schweinehirten, dem drolligen Mönche, dem fanatischen Inquisitor, dem heuchlerischen Cardinale, der vor seiner Wahl den Hinfälligen spielt und nach erreichtem Ziele die Krücken von sich wirft, von dem tyrannischen Papste, der als Freund des häretischen Königs von Navarra an seinem Bundesgenossen Philipp II. zum Verräther wird und dafür auf dessen Veranstaltung durch Gift sein Ende findet, — für baare Münze gegolten. Unter dieser grotesken Larve wurde Sixtus' V. dem Gedächtniß der Jugend eingeprägt und durch Pinsel und Grabstichel unzählige Male dargestellt. Ungefähr hundert Jahre nach Leti unternahm ein Mönch aus dem Minoritenorden, dem Sixtus angehört hatte, Pater Tempesti, gestützt auf mehr oder minder authentische Urkunden, die Ehrenrettung des um seinen wohlverdienten Ruhm so schmählich betrogenen Papstes; sein Werk, das

hauptsächlich für Gelehrte geschrieben war, fand jedoch nur einen beschränkten Kreis von Lesern, und so drang die Stimme der Wahrheit nicht in das größere Publikum. Erst in der neuesten Zeit sind die zahlreichen Irrthümer, die bezüglich des großen Papstes im Umlauf waren, vollständig beseitigt worden. Die Resultate der Forschungen Tempesti's durch Benutzung neuerer Quellen ergänzend und berichtigend, hat Leopold von Ranke mit gewohnter Meisterschaft das Bild unseres Papstes in wenigen Zügen treffend wiedergegeben. Einzelne Punkte in dem Leben Sixtus' V. mußten jedoch auch in der Ranke'schen Darstellung dunkel bleiben, da die Quellen, die allein Licht über dieselben verbreiten konnten, der Wissenschaft noch nicht erschlossen waren. Einem neueren Werke aus der Hand des Barons von Hübner, „Sixtus' V.", blieb es vorbehalten, diese dunklen Punkte zu beleuchten und jene große Erscheinung zum ersten Male im vollsten Lichte der Wahrheit zur Darstellung zu bringen. Ausschließlich auf vollkommen authentische amtliche Documente gestützt, trägt das Werk Hübners den Stempel der höchsten Glaubwürdigkeit. Die Hauptquellen, aus denen der Verfasser schöpft, sind die diplomatischen Correspondenzen aus der Zeit Sixtus' V., die spanischen, französischen, venetianischen und toscanischen Botschafterberichte, die Instructionen dieser Höfe, die eigenhändigen Briefe des Papstes, Philipps II. von Spanien, Heinrichs III. von Frankreich, der Cardinalprotectoren und der Agenten der französischen Ligue, sämmtlich aufbewahrt in den Staatsarchiven zu Rom, Paris, Simancas, Venedig, Wien und Florenz.

Ueber die Glaubwürdigkeit dieser Actenstücke sagt der verdienstvolle Herr Verfasser:

„Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß die Gesandt-

schaftsberichte das vollste Vertrauen verdienen. Durch seine Stellung, sowie durch sein persönliches Interesse ist der Diplomat berufen, die unter seinen Augen vorgehenden Ereignisse der Wahrheit getreu zu schildern, namentlich aber seine Verhandlungen mit äußerster Genauigkeit wiederzugeben. Durch eine wissentliche Entstellung der Wahrheit würde er nicht nur die erste seiner Pflichten verletzen, sondern sich auch früher oder später, und höchst wahrscheinlich unmittelbar, der Entdeckung seiner Schuld und seine Person dem sichern Verderben aussetzen; denn er weiß, daß seine Regierung durch den Vertreter des Hofes, bei welchem er selbst beglaubigt ist, von dem Verlaufe der Unterhandlungen, die er zu führen hat, fortwährend unterrichtet wird, und es ist ihm auch nicht unbekannt, daß die andern Glieder des diplomatischen Corps, wenigstens die hervorragendsten und bestunterrichteten, den größten Werth darauf legen, den Verhandlungen, an denen sie selbst nicht Theil nehmen, zu folgen; daß sie nicht selten den Schleier zu lüften wissen und von Allem ihren Höfen Kenntniß geben. Daher eine doppelte Ueberwachung, einerseits ausgeübt durch die Correspondenz des Cabinets, mit welchem er unterhandelt, andererseits durch die Verlautbarungen an andere Höfe, welche seinen Unterhandlungen fremd sind. Diese Ueberwachung, sowie Pflicht und Ehre nöthigen ihn, der Wahrheit getreu zu bleiben, die Thatsachen nach bestem Wissen zu erzählen und die amtlichen Unterredungen möglichst wörtlich wiederzugeben. Aber ein Anderes ist die Auffassung und Beurtheilung der Menschen und Dinge. In diesem Punkte muß man annehmen, daß ein Jeder den Eingebungen der Vernunft und des Gewissens folge; aber Interesse und Leidenschaftlichkeit finden auf diesem Felde einen weiten Spielraum. Daher besitzen die sachlichen Darstellungen der

Diplomaten die äußerste Glaubwürdigkeit; ihr Urtheil aber über Personen und Ereignisse bedarf einer sorgfältigen Prüfung. Die Botschafter Spaniens, Frankreichs und Venedigs hatten an dem Hofe Sixtus' V. die verschiedenartigsten Interessen zu vertreten und lieferten sich untereinander manchen heißen Kampf. Daß ihre Auffassung und Beurtheilung der schwebenden Fragen sowohl als der handelnden Persönlichkeiten eine grundverschiedene war, begreift sich. Um so auffallender aber ist der vollkommene Einklang in den Berichten, welche sie über dieselben Thatsachen und dieselben Unterhandlungen nach Hause schrieben. Wo es sich um sachliche Dinge handelt, verschwinden die vorgefaßten Meinungen, schweigen die Leidenschaften, treten die Pflicht und das Verlangen, die Wahrheit zu entdecken und zu sagen, in ihr volles Recht."

Die von Baron Hübner benutzten diplomatischen Correspondenzen beziehen sich indessen fast ausschließlich auf die politische und administrative Thätigkeit Sixtus' V.; über sein früheres Leben, sowie über seine Gerechtigkeitspflege verbreiten sie nur geringes Licht. Um die letztere vollständig zu würdigen, müßte man die Prozeßacten der verschiedenen Criminalfälle besitzen; diese sind jedoch abhanden gekommen. Was die zahlreichen Handschriften aus der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts davon erzählen, trägt das Gepräge der Uebertreibung und Unwahrheit. Die meisten dieser Handschriften erweisen sich durch Papier, Schrift, Sprache, und mehr noch durch die Unbekanntschaft der Verfasser mit der Zeit, von der sie sprechen, als gefälschte Machwerke. Hiervon nur zwei Beispiele, die von den meisten Schriftstellern als Thatsachen wiedergegeben werden. Sixtus will Neapel erobern und zu diesem Ende an Philipp II. den Krieg erklären. Um dem spanischen Ge-

sandten Olivares zu beweisen, daß dieses Königreich dem heiligen Stuhle gehöre, übergibt er demselben ein gewisses Actenstück mit der Verpflichtung, ihm dasselbe in der nächsten Audienz zurückzustellen. Olivares bringt das Papier nicht zurück, und der erzürnte Papst will ihn deßhalb in die Engelsburg setzen; aber der Gouverneur von Rom, Monsignor Pierbenedetti, weiß ein sichereres Mittel, wieder in den Besitz des Schriftstückes zu gelangen. Er erbittet sich die Vollmacht, dem Vertreter Philipps II. den Kopf abschlagen zu lassen und zwar, wie die Handschrift sagt, vor seinem Hotel, dem Palazzo Ornano, gegenüber der Anima. Der Erfinder dieses Märchens wußte nicht, daß Olivares den Palast Urbino am Corso bewohnte. Dem Papste gefiel der Einfall des Gouverneurs. Von dem Bargel*) und seinen Sbirren begleitet, machte sich Monsignor Pierbenedetti auf den Weg, ließ auf der Piazza Navona ein Schaffot errichten und begab sich dann in das von Soldaten umzingelte Haus des Botschafters, der natürlich das Papier sofort auslieferte. Die Heldenthat Pierbenedetti's wurde mit dem Cardinalshute belohnt.

Der Erbprinz von Parma, der junge Ranuccio Farnese, befindet sich beim Papste zur Audienz. Der Zufall will, daß während einer seiner Kniebeugungen eine in seiner Tasche verborgene Pistole auf den Boden fällt. Da das Tragen von Waffen bei Todesstrafe verboten ist, wird der junge Prinz nach der Engelsburg gebracht und soll um Mitternacht geköpft werden. Um ihn zu retten, läßt sein Oheim, der Cardinal Alexander Farnese, sämmtliche Uhren Roms stille stehen. Außer sich vor Zorn, befiehlt der Papst im nächsten Consistorium dem Cardinal, sich auf die

*) Barigello, Hauptmann der Sbirren oder Häscher.

Kniee zu werfen und mit ausgebreiteten Armen ein Pater, ein Ave und ein Credo zu beten. „Ein Priester“, sagt Sixtus, „hat einen Mönch betrogen; daher lege ich Euch die Buße eines Mönchs auf. Das nächste Mal werde ich Euch als Papst bestrafen.“ Sixtus will den Erbprinzen von Parma hinrichten lassen, denselben Prinzen, dessen Vermählung mit einer seiner Großnichten der Gegenstand seiner Wünsche ist, den Sohn des großen Feldherrn Philipps II., Alexander Farnese, den er hundert Gründe hat, sich zu verpflichten! Und hierzu die dem Cardinal auferlegte Buße! Wahrlich, diese albernen Anecdoten erinnern an die Schauergeschichten, die auf unseren Jahrmärkten feil geboten werden.

Einen ganz besonderen Werth legt Hübner mit vollem Rechte auf das Urtheil der Zeitgenossen, dem er in seinem Werke einen bedeutenden Platz einräumt.

„Von äußerster Wichtigkeit für die Geschichte“, sagt er, „ist das Urtheil der Zeitgenossen. Nur zu oft verfällt man in den Fehler, die dahingegangenen Generationen mit dem Maßstabe der Sitten unserer Zeit zu messen. Wer gerecht und unparteiisch sein will, muß sich gleichsam mit ihnen verkörpern. Das ist nur möglich, wenn man sie hört. Wir werden also das Urtheil, welches sie über sich selbst fällen, mit Sorgfalt wiedergeben. Die in unserem Besitze befindlichen Actenstücke werden uns Zutritt verschaffen bei den Fürsten, bei ihren Räthen und Günstlingen, bei Allen, welche einen hervorragenden Antheil nahmen an den Ereignissen des Tages, welche die Geschichte machten, die wir zu schreiben unternommen haben. Und wo wir das Recht unseres eigenen Urtheils üben, soll es geschehen mit Hinblick auf den Geist, auf die herrschenden Meinungen, auf die Sitten, auf die Vorurtheile und Leidenschaften der Zeit.“

Die vorliegenden Blätter sind ein Auszug aus Hübners „Sixtus' V." und haben den Zweck, den historischen Feststellungen des geistreichen Verfassers und damit zugleich der Ehrenrettung des vielverkannten Papstes eine möglichst weite Verbreitung zu sichern.

Da Sixtus' V. Leben und Wirken nur im Zusammenhange mit den staatlichen und kirchlichen Verhältnissen seiner Zeit richtig erfaßt und vollständig gewürdigt werden kann, lassen auch wir der Darstellung derselben eine gedrängte Uebersicht der Lage Europa's und des Zustandes der Kirche vor dem Beginne des Pontificates unseres Papstes vorausgehen.

I.

Die staatlichen Verhältnisse Europa's vor der Wahl Sixtus' V.

Bei dem Tode Gregors XIII. im Jahre 1585 spielten an dem römischen Hofe Frankreich und Spanien die Hauptrolle. Unter der schwachen Regierung Heinrichs III. war Frankreich durch die Kämpfe der von Spanien unterstützten Ligue und der Hugenotten unter Heinrich von Navarra, zwischen welchen der willenlose König in schwankender Mitte stand, gänzlich zerrüttet, und der katholische Glaube sah sich in diesem Lande von der äußersten Gefahr bedroht. Der Bearnese — wie Heinrich von Navarra zu Madrid in der Hofsprache genannt wurde — war durch die Beschaffenheit seines Geistes, sein zutrauliches und zugleich ritterliches Wesen, seine Tapferkeit und seinen ächt französischen Frohsinn bereits eine allgemein beliebte Persönlichkeit geworden; selbst an dem ganz und gar spanisch gesinnten Hofe Gregors XIII. schien man zur Nachsicht gegen ihn geneigt, freilich wohl hauptsächlich deßwegen, weil man die Hoffnung auf seine Rückkehr zur Glaubenseinheit noch nicht aufgegeben hatte. Das Interesse der französischen Krone vertrat am römischen Hofe, als Cardinalprotector Frankreichs, der Cardinal Este, Bruder des Herzogs von Ferrara und durch seine Mutter mit dem Hause Valois verwandt, eines der hervorragendsten und einflußreichsten Glieder des Cardinalcollegiums, nicht minder ausgezeichnet durch geistige Begabung, Charakterstärke und staatsmän=

nische Gewandtheit, als durch den Vorzug seiner hohen Geburt, nach de Thou's Ausspruch „die Zierde des heiligen Collegiums und der Schatz der Armen".

In Spanien führte Philipp II., wenn gleich alternd und kränklich, die Zügel der Regierung mit ungebeugtem Muthe und gewohnter Thätigkeit. Während er in Flandern mit Erfolg gegen die rebellischen Niederländer Krieg führte, träumte er zugleich, vielleicht weniger durch Eroberungsgelüste geleitet als durch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die getrennten Theile seiner Monarchie mit einander zu verbinden, die Gründung einer Universalmonarchie. Das rasche Emporblühen der englischen Seemacht, welche Spanien die bisher geübte Herrschaft über das Meer streitig zu machen begann, und insbesondere die glänzenden Erfolge des kühnen englischen Corsaren Drake, dessen Name damals die Welt mit Schrecken erfüllte, raubten dem greisen Könige den Schlaf, und mehr und mehr reifte in ihm die Ueberzeugung, daß nur ein siegreicher Kampf mit England Spaniens Machtstellung retten und die spanische Monarchie vor Zertrümmerung bewahren könne. In Italien verschaffte der Besitz von Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien und der Präsidien in den Maremmen dem Könige von Spanien einen hervorragenden Einfluß. In Rom wurden die spanischen Interessen vertreten durch den Cardinal Ferdinand von Medici, den Bruder des regierenden Großherzogs von Toscana.

In Deutschland hatte die Reformation die Bande der Zusammengehörigkeit gelöst. Immer feindlicher traten die verschiedenen Religionsparteien einander gegenüber, und stürmische Auftritte verkündeten das Herannahen ernster Kämpfe. Versunken in die Betrachtung der zerrütteten Zustände des Reiches und der kritischen Lage seiner Erb-

länder, wo das Feuer unter der Asche glomm, saß Kaiser Rudolf II. in seinem Schlosse zu Prag, unfähig, die Gefahren zu beschwören, über deren Herannahen kein Zweifel obwalten konnte.

Während Frankreich und Deutschland von innerer Zerwürfniß heimgesucht waren und Spanien sich zum Kampfe für seine Machtstellung genöthigt sah, hob sich England unter der kräftigen Regierung der Königin Elisabeth zu hoher Blüthe und wachsendem Ansehen. Mit Besorgniß blickten die mächtigsten Fürsten Europa's auf die kühne Herrscherin, die, besonnen, stolz und kalt, es so wohl verstanden hatte, sich auf dem schwankenden Throne zu befestigen, und sich nicht scheute, durch ein blutbeflecktes Regiment die öffentliche Meinung des gesammten Europa's gegen sich in die Schranken zu rufen. Noch schmachtete die unglückliche Maria Stuart in dem Gefängnisse von Fotheringhay; noch hatte ihr blutiger Tod das letzte Band zwischen Elisabeth und der katholischen Welt nicht zerrissen: doch die Stunde nahte heran, in welcher ihr tragisches Geschick sich erfüllen sollte. Wie Heinrich von Navarra, wurde auch Elisabeth, ungeachtet ihres Eifers für den Sieg der neuen Lehre und der über sie ausgesprochenen Excommunication, in Rom mit einer gewissen Schonung behandelt; denn auch sie hoffte man dort noch immer zur Gemeinschaft der Kirche zurückzuführen.

In den scandinavischen Reichen hatte der Protestantismus den vollständigsten Sieg errungen. Polen, seit dem Rücktritt Heinrichs von Valois von dem tapferen, hochherzigen König Stephan Bathory regiert und den Päpsten theuer, entzog sich ihren Blicken durch die große Entfernung, und das beinahe fabelhafte Land der Moscoviter, deren Schisma sie beklagten, war ihnen kaum mehr als

China und weniger als Japan bekannt. Der türkische Großherr war mit Persien in Krieg verwickelt und ließ daher das Abendland freier athmen.

In Italien sahen sich der Papst, als Haupt der Kirche, deren Interessen mit denen des Staates eng verbunden waren, weil kirchliche und Staatsgesetze noch allenthalben ein untrennbares Ganze bildeten, die Republik Venedig, deren Macht, wenn gleich im Sinken begriffen, immer noch bedeutend war, und der Herzog von Savoyen, in dessen Händen die Schlüssel der Alpen lagen, naturgemäß in alle europäischen Händel verwickelt, und so waren Rom, Venedig und Savoyen ihrer Wesenheit nach europäische Staaten.

Die Republik Venedig, deren Handelsblüthe bereits durch die neuen Wege nach Indien geknickt war, strebte nur mehr nach Erhaltung ihres Einflusses und ihres Staatsgebietes, sowie des Monopols, das ihr Handel bisher in der Levante geübt. Ihre früher unruhige, auf Eroberungen gerichtete Politik war friedlich und conservativ geworden. Venedig erkannte die Gefahren seiner Lage, die immer mehr eine exceptionelle wurde, und suchte bereits die Bürgschaft seines Daseins in der gegenseitigen Neutralisirung der Großmächte, in dem System des europäischen Gleichgewichts, welches bestimmt war, in späteren Tagen ein politischer Glaubenssatz und eine der Grundbedingungen des staatlichen Lebens zu werden. Obgleich die Signoria auf ein gutes Einvernehmen mit dem Kaiser, dem König von Spanien und dem Papste den höchsten Werth legte, näherte sie sich gern denjenigen Staaten, die als die natürlichen Gegner des Hauses Habsburg galten: Frankreich und England, und nach dem Tode Heinrichs III. dem Hugenottenführer Heinrich von Navarra. Ungeachtet seiner

freundschaftlichen Beziehungen zu dem Letzteren, sowie zu der protestantischen Königin von England, blieb der Senat, obgleich Rom gegenüber sehr eifersüchtig auf seine Rechte, gut katholisch und zeigte sich nichts weniger als geneigt, die neue Confession jener anzunehmen, um deren politische Freundschaft er sich insgeheim bewarb. Wie das eigene politische Interesse die Signoria darauf anwies, im Abendlande sich den Häretikern zu nähern, so sah sie sich durch ihr Handelsinteresse und die Ungunst ihrer Grenzverhältnisse genöthigt, im Morgenlande die Aufrechthaltung eines aufrichtigen und gesicherten Friedens mit dem türkischen Großherrn zu erstreben. Diese freundschaftlichen Beziehungen zu den abendländischen Häretikern und den morgenländischen Ungläubigen erschwerten selbstverständlich der Signoria die Aufrechthaltung eines guten Einvernehmens mit dem Kaiser, dem König von Spanien und dem Papste. Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe fiel den venetianischen Botschaftern zu, und diese zeigten sich im Allgemeinen der ihnen übertragenen Mission gewachsen.

In Savoyen regierte bei dem Tode Gregors XIII. der jugendliche Herzog Karl Emmanuel, der sich vor Kurzem mit der Infantin Katharina, einer Tochter Philipps II., vermählt und dadurch sein Land für eine Reihe von Jahren an die spanische Politik gefesselt hatte.

Unter den italienischen Staaten war, nach Rom und Venedig, das Großherzogthum Toscana durch seine Ausdehnung wie durch seine Hilfsquellen der bedeutendste. Der kunstsinnige, thatkräftige Cosmus von Medici, der Beherrscher von Florenz und Siena, von Pius' V. zum Großherzog erhoben, nach dem Ausspruche der Zeitgenossen „der am meisten bewunderte und am meisten gefürchtete Mensch“, der mit eiserner Hand das Scepter geführt, war im Jahre

1574 gestorben, und sein Sohn Francesco, mehr der Erbe seiner Fehler als seiner Vorzüge, war in seine Fußstapfen eingetreten. Gleich seinem Vater hielt auch er vor Allem den Blick auf Rom gerichtet; denn bei der zweifelhaften Gunst Philipps II., der den Verlust von Siena nicht verschmerzen konnte, und der Eifersucht der Nachbarstaaten war die Unterstützung des Papstes Bedingung des Besitzstandes wie der Machtstellung seines Großherzogthums.

Die übrigen Fürsten Italiens: die Gonzaga in Mantua, in Parma die Farnese, in Ferrara Alfons von Este, der Freund Tasso's, zu Urbino der Herzog della Rovere hatten jedwede Unabhängigkeit verloren und führten nur mehr ein politisches Scheinleben. Ebenso erging es den Republiken Genua und Lucca.

II.

Zustand der Kirche im sechzehnten Jahrhundert.

In Rom hatte sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein großer Umschwung vollzogen, zu dessen Würdigung ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der Geschicke Italiens und insbesondere des Kirchenstaates seit der Rückkehr der Päpste von Avignon nothwendig erscheint.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als mit der Wahl Martins V. durch das Concil von Constanz die Einheit der Kirche hergestellt war, hatte sich in Italien ein neues Element, der aus seiner Asche wiedergeborene Genius des Alterthums, der Geister bemächtigt, zunächst der hervorragendsten, dann der höheren Klassen im Allgemeinen, der Fürsten und Herren, der Volkstribune und Magistrate, der eleganten und gelehrten Kreise. Selbst der hohe Klerus und die Mönchsorden blieben von diesem Elemente nicht

unberührt. Der Genius des Alterthums beherrschte Kunst und Wissenschaft, beeinflußte die Sitten, gefährdete bereits den Glauben. Man war in voller Renaissance. An der Spitze dieser friedlichen Umwandlung schritten die unter dem Namen der Humanisten bekannt gewordenen Gelehrten. Sie hatten sich in den Besitz vieler Lehrkanzeln gesetzt, bekleideten Vertrauensämter an fürstlichen Höfen oder traten in den freien Städten bei den zahlreichen großen und kleinen Herren in Dienst. Ueber die ganze Halbinsel verbreitet, genossen sie lange Zeit hindurch des größten Ansehens; aber trunken durch ihren Erfolg, wurden sie selbst die Werkzeuge ihres Sturzes. Nachdem sie sich durch frechen Dünkel, Cynismus im Ausdruck und in der Lebensweise, Geldgier und Verachtung des Anstandes mehr und mehr verhaßt gemacht, verloren sie gegen das Ende des Jahrhunderts, in Folge der Einführung der Druckpressen, durch die Lexika und die wohlfeilen Ausgaben der Classiker allmälig das Monopol, welches sie bei den vorhergehenden Generationen so rücksichtslos ausgebeutet hatten.

Diese gelehrten Männer hatten indessen Italien mit dem Cultus des Alterthums erfüllt. Am gesuchtesten waren die Hellenisten; denn das fünfzehnte Jahrhundert war das goldene Zeitalter des Griechenthums. Rasch sank dasselbe im sechzehnten. Unter Leo X. verschwand es aus dem Leben, um nach der Schule, seiner letzten Zufluchtsstätte, zurückzukehren. Nach Florenz waren Bologna, Padua, Rom, Ferrara, Venedig, Perugia und Pavia die vornehmsten Mittelpunkte des Studiums der griechischen Sprache und Autoren. In den höheren Kreisen der Gesellschaft wurden für Abschriften der Classiker große Summen verausgabt; denn noch lange nach Einführung der Pressen galt es für vornehm, nur Handschriften zu besitzen. An dieser literarischen Be-

wegung nahmen die Frauen, besonders die der höheren Stände, den lebhaftesten Antheil. Die italienische Sprache, obgleich geadelt durch Dante, Boccaccio, Petrarca, war gewissermaßen in Ungnade gefallen: die meisten der beliebteren Schriftsteller verschmähten es, in ihrer Muttersprache zu schreiben.

Es ist schwer, sich eine Vorstellung von der Inbrunst zu machen, mit welcher man sich den classischen Studien hingab; noch schwerer, die Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen. Von welcher Seite indessen auch der Anstoß ausging, er erwies sich als unwiderstehlich. Die heidnische Wissenschaft galt als das sicherste Mittel, allen Mängeln des irdischen Daseins abzuhelfen und das Glück der Menschheit für immer zu begründen. Daher die steigende Bewegung der Geister. Die Einen, die wenigst zahlreichen, folgten dem Durste des Wissens; Andere der Neugierde; die große Zahl der Profanen dem Beispiele der Anderen; schmerzgebeugte Gemüther der Hoffnung, in der Philosophie der Alten, die ihnen nur den Zweifel geben konnte, die Tröstungen zu finden, die der verlorene Glaube allein ihnen hätte gewähren können.

Auch die Künste wurden von dieser Strömung ergriffen. Beinahe in allen Künstlern des fünfzehnten Jahrhunderts läßt sich der Einfluß der Humanisten erkennen. Durch das Studium der Antike, durch den Cultus der Sinne hatten sie sich von den Traditionen des Mittelalters losgesagt. Trotz dieser so tief greifenden Metamorphose dienten jedoch die Künste nach wie vor fast ausschließlich der Kirche, allerdings nach der Art untreuer Diener, die ihren Herrn, wenn er sie gewähren läßt, allmälig aus seinem Besitze verdrängen. Man betrachte nur die Grabdenkmäler der Renaissance in den römischen Kirchen oder in Florenz

und Venedig: überall griechische Inschriften und allenthalben die Symbole der griechischen Mythologie. Man errichtete fortwährend Kirchen; doch entsprangen diese Bauten weniger einem religiösen Gefühle als dem Kunstbedürfnisse, welches auf keinem andern Gebiete Befriedigung fand. Diese Gotteshäuser standen übrigens meist leer, und die wenigen Gläubigen klagten über den Mangel an Anstand in den geheiligten Räumen und über die Nachlässigkeit der Geistlichkeit. Auch dies kann nicht Wunder nehmen. Die religiösen Ueberzeugungen waren eben erkaltet durch die Berührungen mit der heidnischen Welt. Anfangs in verschleierter Weise, dann unverhüllt wurde die Unsterblichkeit der Seele in Frage gestellt. Bald fanden die Epikuräer — so nannte man die ein künftiges Leben Läugnenden — es nicht mehr der Mühe werth, ihre Doctrinen zu verbergen. Machiavell durfte den Ausspruch wagen, daß die christliche Religion mit der Freiheit der Staaten kaum verträglich sei. An die Stelle des Glaubens trat der Fatalismus und in seinem Gefolge die Alchimie, die Nekromantie, alle Uebungen und Künste des Aberglaubens, insbesondere die Astrologie, damals in allen christlichen Ländern viel getrieben, mit Ausnahme Spaniens, wo man sie aus Haß gegen die darin viel bewanderten Mauren verabscheute.

Der Bruch mit dem Glauben hatte sich indessen mehr in den Geistern als in den Gemüthern vollzogen. Nicht selten sah man Humanisten, welche ihr Leben der Verbreitung epikuräischer Lehren gewidmet hatten, als gläubige Christen enden, und während auf der einen Seite der Unglaube zunahm, mehrten sich auf der anderen die auffallendsten Beispiele der Rückkehr zum Glauben. Nie errangen die Missionäre glänzendere Erfolge. Ihrem Eifer und

der Zaubermacht ihrer Beredtsamkeit gelang es, ganze Bevölkerungen in den Schooß der Kirche zurückzuführen.

Während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts bot Italien einen merkwürdigen Anblick dar. In nie gesehenem Glanze blühten Wissenschaft und Kunst; aber unter der Hülle verfeinerter Sitten barg sich eine tiefe sittliche Entartung, und neben dem verführerischen Schauspiele der Civilisation entrollte sich das düstere Bild der Barbarei in der allgemeinen Sittenlosigkeit, der Straflosigkeit des Verbrechens, dem Despotismus der Staatshäupter, die sich jeder Beschränkung, selbst jener der Religion und der Moral, entledigt hatten.

Was thaten die Päpste in diesen neuen Verhältnissen? Zeigten sie sich gleichgiltig? Widerstanden sie der Bewegung? Ließen sie sich von ihr fortreißen?

Von Martin V. an bis zur Zeit der großen katholischen Reaction im sechzehnten Jahrhundert durchläuft das Papstthum zwei innerlich verschiedene Phasen. Zunächst sehen wir auf dem Stuhle Petri eine Reihe frommer, tugendhafter, von der Heiligkeit ihres Apostolats durchdrungener Männer, die sich ganz und gar ihrer Mission: der Wiederherstellung geordneter Zustände in dem zerrütteten Kirchenstaate und ganz besonders der Rettung der schwer gefährdeten Kirche, widmen. Keiner dieser Päpste, mit Ausnahme des letzten, Pauls II., schien in der neu erwachten Pflege der Wissenschaften, in dem Einflusse der Humanisten eine Gefahr zu erkennen; denn noch war die Frucht nicht gereift: erst unter ihren Nachfolgern brach die Erntezeit der bereits vor ihrer Regierung ausgestreuten bösen Saat herein.

Nach Paul II. begann die Epoche der politischen Päpste, zu denen Sixtus IV., Innocenz VIII., Alexander VI.,

Julius II. und Clemens VII. gehören. Wenn auch keiner dieser Päpste als Haupt der Kirche und Wächter des Glaubens seine Pflicht vollkommen verkannte, so nahmen doch die Politik und die weltlichen Beschäftigungen, die Sorge um die Kräftigung ihrer Macht und die Erweiterung ihres Gebiets ihre Zeit und ihr Sinnen vorzugsweise in Anspruch. Allen voran geht in dieser Beziehung Julius II. Einer der hervorragendsten Fürsten und zugleich einer der tapfersten Generäle seiner Zeit, hat er die zeitliche Macht des Kirchenoberhauptes und mit derselben das Papstthum gerettet.

Unter diesen politischen Päpsten, deren weltliche Bestrebungen in dem Geiste der Zeit und hauptsächlich in den traurigen Verhältnissen Italiens ihre Erklärung und theilweise Rechtfertigung finden, entstand zu Rom der Nepotismus, das mit der Aufgabe der Stellvertreter Christi unvereinbare Bestreben, den Gliedern ihrer Familie, ihren Neffen und deren Nachkommenschaft einen Antheil an der Gewalt zu sichern. Ein dynastisches Gefühl war in den Vatican eingezogen. Die Religion, die Kirche, alle mit ihr verwebten Interessen liefen dabei die äußerste Gefahr. Der katholische Glaube war in vielen Seelen geschwächt, ohne daß ihn andere Ueberzeugungen ersetzt hätten. Der Trunkenheit, dem Uebermaße der Genüsse des Geistes folgten Trübsinn und Uebersättigung. Schon machte sich der Beginn eines Umschwunges bemerklich; aber noch hatte derselbe die höchsten Sphären nicht erreicht. Während Leo X. sich viel mit Kunst, wenig mit den Angelegenheiten der Kirche und nur gezwungen mit denen des Staates beschäftigte; während der unglückliche Clemens VII. den Namen Luthers, die Lossagung Englands, die Plünderung Roms durch die rohen Schaaren des Connetable's von Bourbon in seine Jahrbücher zu schreiben hatte: reifte in der Nähe dieser

Päpste die große Reaction gegen die Religionsneuerungen des Nordens, entflammte die treugebliebenen Gemüther und gewann eine große Zahl der dem Glauben Entfremdeten, weil sie ihr Nichts entgegenhalten konnten, als die trostlose Leere des Heidenthums. Lange vorbereitet im Schatten, im Schooße einer kranken, enttäuschten, nach Trost lechzenden Gesellschaft, brach sie unter dem Pontificate Pauls III. mit einem Male hervor und errang die glänzendsten Erfolge. Einen Augenblick schien die Wiederherstellung der Glaubenseinheit gesichert.

Für die Humanisten war die Plünderung Roms, die ihre Sammelpunkte zerstörte, der letzte entscheidende Schlag. Ihr Reich war zu Ende. Ueberhaupt schien nach dem furchtbaren Sturme, der die ewige Stadt verwüstet hatte, die Luft wie gereinigt. Offenbar stand man an der Schwelle einer neuen Zeit.

Die Bewegung, welche die Wiedergeburt des Glaubens herbeiführen sollte, war von den großen Mittelkreisen ausgegangen, in welchen das geistige und materielle Leben vorzugsweise pulsirt. Allmälig stieg die Fluth zu den höheren Regionen der Kirche empor, um ihren Sieg in der Eroberung des Papstes zu feiern. Pius V., seit Cölestin V., also seit dem dreizehnten Jahrhundert, der erste mit dem Heiligenscheine gezierte Papst, ist der vornehmste Vertreter der Zeit des Kampfes und der beginnenden Wiedergeburt. Der Krieg war entbrannt. Auf der ganzen Linie wurde gekämpft: es galt, die Fortschritte des Protestantismus aufzuhalten, die Kirche zu reformiren und durch ihre Reform sie zu retten. Dies war das Ziel der Bewegung und ihrer Leiter: Pius' V., Gregors XIII. und Sixtus' V.

Um jene Zeit rüstete sich der Protestantismus, ermuthigt durch die großen und reißenden Fortschritte im Norden,

zum Ueberschreiten der Alpen. Auf den Lehrkanzeln der italienischen Universitäten, selbst in den Kirchen hörte man zuweilen offenbar häretische Lehrsätze vortragen. Einzelne Abfälle vom Glauben, zwar nicht zahlreich, aber als Symptome erschreckend, kamen in einigen Ordenshäusern vor. Selbst in den höhern Schichten der geistlichen Welt schien der Geist der Neuerung zu spuken. Gelang es der Reformation, die bereits von einem Theile Deutschlands, Frankreichs, Polens und Ungarns Besitz genommen und in England und dem scandinavischen Norden die unumschränkte Herrschaft erlangt hatte, jenseits der Berge festen Fuß zu fassen, so schien auch Italien früher oder später für den katholischen Glauben verloren. Von Schrecken ergriffen, entmuthigt, aber nicht gelähmt, schien Rom einen Augenblick an der Rettung zu verzweifeln. Aber wo die Gefahr am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Der Anstoß ist gegeben: Alles greift zu den Waffen. Wie durch Zauber entsteht plötzlich eine heilige Miliz. Von allen Himmelsgegenden, aus allen Ständen eilen die Streiter herbei zum Kampfe für den Glauben. Im Gebete, in der Entsagung und freiwilligen Armuth, in der Uebung aller christlichen Tugenden, welche die letzten Generationen so wenig geachtet, will man sich stärken, will neue Kräfte finden zunächst in der Reform der Geistlichkeit, hierauf in der der Gesellschaft. Dann möge in Gottes Namen der Kampf bestanden werden. Aus dem tiefsten Grunde der von der Liebe Gottes entzündeten Herzen ertönt das Feldgeschrei: Der Glaube ist in Gefahr! Die Bekehrung der aus der Gemeinschaft Roms Geschiedenen, die Wiedergeburt der Lauen und Gleichgiltigen unter den noch nicht Abgefallenen sind die Doppelaufgabe jener merkwürdigen Männer, jener frommen Frauen, die wir in dem nunmehr entbrann-

ten Kampfe in den ersten Reihen gewahren und deren Namen die Kirche in den folgenden Jahrhunderten mit der Glorie der Heiligen und Seligen umgeben hat.

Alle katholischen Länder liefern ihren Beitrag zu der heiligen Miliz. Den größten gibt Spanien. Die ritterlichen Söhne dieses Landes, die, mäßig, ernst, beschaulich, sich in einem achthundertjährigen Kampfe gegen die Mauren im Dienste des Kreuzes geübt, betheiligen sich mit Inbrunst an dem neuen Kreuzzuge, begeistern sich durch die noch frischen Erinnerungen an Ferdinand und Isabella, an Gonzalvo von Cordova, lauschen den Erzählungen der letzten Veteranen von Granada, greifen diesmal nicht zum Schwerte und zum Panzerhemd, sondern zum Kreuze und dem härenen Gewande und tragen auf das Schlachtfeld die Ueberzeugungen, den Eifer, die Strenge, die Thatkraft einer vergangenen Zeit.

Im Jahre der Thronbesteigung Pauls III. (1534) entwirft ein baskischer Edelmann, ehemaliger Offizier in den Armeen Karls V., Ignaz von Loyola, zu Paris auf den Büttes Montmartre die Ordensregeln der Gesellschaft Jesu. Der Name, welchen er ihr gibt, verräth die hohen Ziele des Gründers; die militärische Gliederung, den Streit, zu dem er sich rüstet, wie die Absicht, die Seinigen in der strengen Schule des unbedingten Gehorsams zu stählen. Fünf Jahre später ertheilt Paul III. dem neuen Orden die Bestätigung. Nur wenige Jahre noch und der Navarrese Franciscus Xaverius, der Apostel Indiens, trägt den heiligen Krieg zur Eroberung der Seelen nach dem fernsten Osten, Pater Nunnez nach Abyssinien, Pater Gonzalez nach Marocco. Gleichzeitig bringen die Glieder des jungen Ordens in den protestantischen Ländern des europäischen Nordens vor. Beim Tode des hl. Ignatius zählt

die Gesellschaft hundert Collegien und Häuser in den zwölf Provinzen: Portugal, Castilien, Andalusien, Aragon, Italien (d. h. Lombardei und Toscana), Neapel, Sicilien, Ober- und Nieder-Deutschland, Frankreich, Brasilien und Ostindien! Den großen Erfolgen der Jesuiten entsprach der Widerstand, der ihnen selbst im Schooße der Kirche bereitet wurde. Zahllose Flugschriften, vertrauliche Briefe, diplomatische Berichte der Zeit sind voll des Lobes oder des Tadels, bestätigen aber, die einen wie die andern, den großen Antheil des Ordens an der Wiedergeburt der katholischen Welt.

Pater Johannes von Avila, gleichfalls ein Spanier, der Apostel von Andalusien benannt, war einer der ersten und thätigsten Urheber der Reaction. Ganze Ortschaften bekehrte er durch das Feuer seiner hinreißenden Beredtsamkeit. Einem seiner Kanzelvorträge in der Kathedrale von Granada lauschte ein armer Portugiese, ein Mann aus dem Volke, der sich, nachdem er als gemeiner Soldat des Kaisers in Flandern und Ungarn gekämpft, aus eigenem Antriebe in Afrika der Pflege der Christensclaven gewidmet hatte. Tief ergriffen durch jene Predigt, trat er in den geistlichen Stand und ward unter dem Namen Johann von Gott der Gründer des Ordens der barmherzigen Brüder. Er lebte und starb in der äußersten Armuth, übte durch sein Beispiel einen mächtigen Einfluß, half der hl. Theresia ihre Zweifel überwinden und bekräftigte den Vicekönig von Catalonien in seinem Entschlusse, der Welt zu entsagen.

Durch Theresia von Cepeda wurde Avila, ihre Vaterstadt, zu einem der Mittelpunkte der katholischen Bewegung. In einer abgeschiedenen Gegend Altcastiliens gelegen, von schwellenden Weidegründen und schwarzen Granitblöcken umgeben, entspricht Avila mit seinen gezinnten

Mauern, mit seiner Kathedrale, die halb Gotteshaus, halb Festung, mit seinen zahlreichen Klöstern und bethürmten Herrenhäusern mehr als irgend eine andere iberische Stadt der Geschichte und dem Genius des spanischen Volkes. Bei jedem Schritte begegnet man den Abzeichen des klösterlichen Lebens und den Wappenschildern des Adels, dem Kreuze und dem Degen. Alles athmet Gebet und Kampf. In dieser Stadt wurde Theresia geboren. Hier widmete sich die Heilige, in deren Gestalt der neue Geist ihres Jahrhunderts und der Charakter der alten Vaterstadt sich in wunderbarer Mischung spiegeln, der Andacht und dem Werke der Reform, gründete den Orden der barfüßigen Carmeliter, schrieb ihre mystischen Bücher und ließ Laute der Extase in Versen vernehmen, die würdig sind der castilischen Muße. Wie alle Neuerer ein Gegenstand bitterer Verfolgung, kämpfte sie tapfer und unablässig, siegte über ihre Feinde, Dank dem Beistande Philipps II., erfreute sich des Wachsthums ihres Ordens und hauchte endlich im Kloster zu Liste, in den Armen der Herzogin von Alba, die reine Seele aus.

Ein anderer Spanier, der hl. Johann vom Kreuz, aus dem Orden Theresia's, ihr Landsmann und Mitarbeiter, nach ihrem Ausspruche „klein von Gestalt, aber groß vor Gott", unterlag den Verfolgungen widerspenstiger Mönche. Der hl. Petrus von Alcantara, aus dem Orden der Recollecten, gleichfalls ein Freund der hl. Theresia, trug, von Johann III. berufen, die Kirchenreform nach Portugal. Viele andere in den Jahrbüchern der Kirche berühmt gewordenen Namen ließen sich den eben genannten beifügen; wir erwähnen unter denselben jedoch nur, als unter allen hervorragend, den Florentiner Philippus Neri und den Mailänder Karl Borromeo, — dessen Leben, nach

dem Ausspruche eines venetianischen Botschafters, „so unschuldig war, daß man es makelrein nennen konnte“, und dessen Beispiel, nach einem andern Botschafterberichte aus jener Zeit, „mehr zum Vortheile des römischen Hofes wirkte, als alle Decrete des Concils.“

Seit Paul III. erlitt das Werk der katholischen Reaction keine Unterbrechung mehr. Dieser Papst schuf die Congregation der Inquisition, die, aus sechs Cardinälen gebildet, die Reinheit des Glaubens zu überwachen hatte, und wandte sein Augenmerk insbesondere der Hebung der Sitten zu, in welchen der Geist und die Gewohnheiten des neuen Heidenthums der letzten zwei Jahrhunderte noch fortlebten. Julius III., obgleich keine ascetische Natur, verfolgte denselben Weg, machte dem unheilvollen Unwesen der Ablaßkrämer ein Ende, untersagte das Lesen gottloser Bücher und gründete das noch jetzt blühende Collegium Germanicum. Während seines zweiundzwanzigtägigen Pontificates fand Marcel II. Zeit, den Nepotismus zu verdammen und die Einmischung der Päpste in politische Angelegenheiten zu tadeln. Die ganz entartete Kirchenmusik gedachte er aus dem Gottesdienste zu verbannen; sie wurde gerettet durch Pierluigi Palestrina's unsterbliches Meisterwerk, die Missa Papae Marcelli. Paul IV., ein heiliger Mann, aber ein mittelmäßiger Papst und schlechter Regent, förderte das Werk der Reform mit blindem Feuereifer. Sein Nachfolger, Pius IV., verdankte seinem Neffen Karl Borromeo und der Zeit, in welcher er regierte, die Verdienste, die er sich um die Kirche erwarb. Pius V., der nur seinem Apostolate lebte; Gregor XIII., der die Erziehung der katholischen Jugend zum Hauptgegenstande seiner Sorge machte, und endlich Sixtus V. förderten, von einer großen Anzahl ausgezeichneter Männer unterstützt, das große Werk der

kirchlichen Reform und vollendeten dasselbe durch eine Reihe weiser Verordnungen.

Entsprungen in den Gemüthern der Gläubigen aller katholischen Lande, war die große religiöse Reaction nicht in Rom entstanden. Rom war nicht ihre Wiege, wohl aber der Mittelpunkt des neu erwachten kirchlichen Lebens. Die Päpste, die in der ewigen Stadt ihren Sitz haben, waren berufen, die Bewegung zu leiten, zu überwachen und, wenn nöthig, einzudämmen. Der Papst ist indessen nicht nur das Haupt der Kirche, sondern auch weltlicher Fürst. Als solcher übt er seine souveräne Macht entweder, was die Ausnahme, persönlich oder, was die Regel, durch seine unter den Cardinälen gewählten Minister, ehemals gewöhnlich Glieder seiner Familie, wenigstens seine speciellen Landsleute, immer gehorsame Vollstrecker seines Willens. Hervorgegangen aus einer Wahl, deren Ergebniß unberechenbar war, ausgerüstet mit einer unbeschränkten Machtfülle, wird er die Geschicke des Staates lenken während eines mehr oder minder kurzen Zeitraums. Nur ein Pontifex, der hl. Petrus, hatte fünfundzwanzig Jahre auf dem päpstlichen Stuhle gesessen. Sieben Jahre ist die Durchschnittszahl der päpstlichen Regierungen. Neun Tage nach dem Tode des dahingeschiedenen Papstes, nachdem seine Leiche vorläufig in die Gruft gebracht worden, um später in einem jener prachtvollen Grabdenkmale beigesetzt zu werden, welche die Peterskirche zum ersten Mausoleum der Welt machen, schreitet man zur Wahl des Nachfolgers. Sein Name ist das Geheimniß der Vorsehung; denn fast immer vereitelt das Ergebniß die best angelegten Pläne, macht die klügsten Voraussetzungen zu Schanden, enttäuscht die Erwartungen wie die Befürchtungen, die sich an dem kaum geschlossenen Grabe gegenübergestanden. Und mit dem aus dem Conclave her=

vorgehenden Papste wird ein neues Regiment Besitz ergreifen von dem Stuhle des hl. Petrus. Es ist ein Umschwung, mehr oder weniger weitgreifend, aber immer bedeutend, weil er mindestens große persönliche Aenderungen in der amtlichen Welt zur Folge hat. Die Regierungswechsel sind also in Rom nicht nur häufiger, sondern sie berühren auch die obersten Schichten der Regierung in größerem Maße als anderwärts. Im Gegensatze zu den unverrückbaren Grundfesten des Dogma's, auf denen die geistige Macht des Stellvertreters Christi auf Erden beruht, ist die zeitliche Macht des Papstthums, nach dem Ausspruche eines Botschafters, „unbeständig, wie die Temperatur Roms."

Dabei ist noch ein anderer Umstand in's Auge zu fassen. Die geistliche Laufbahn steht Jedermann offen, ohne Unterschied des Namens, der Nationalität oder Herkunft, und jeder, der dem geistlichen Stande angehörte, hatte damals Zutritt zu allen Aemtern des Staates und der Kirche. In dem Conclave aber hatten die aus dem Volke hervorgegangenen Cardinäle ebenso viele, ja nicht selten mehr Aussicht, gewählt zu werden, als die übrigen Glieder des heiligen Collegiums. Papst Hadrian VI. war der Sohn eines Utrechter Handwerkers; Pius IV. gehörte seinem Ursprunge nach dem niedrigen Bürgerstande, Pius V. dem Volke an; Gregor XIII. war der Sohn eines Kaufmanns. Dasselbe Jahrhundert sollte noch in Sixtus V. den Sohn eines Gärtners und in Clemens VIII. einen Mann auf dem päpstlichen Stuhle sehen, der seine Laufbahn als Schreiber in einem Wechselhause begonnen hatte. Im Cardinalscollegium war die Zahl derer, die keiner hohen Familie angehörten, zu jeder Zeit bedeutend; zuweilen bildeten sie sogar die Majorität.

Zu der Zeit, welche uns beschäftigt, war Rom, wenn

auch nicht mehr das, was es vor der protestantischen Reformation gewesen, so doch immer noch der größte Mittelpunkt des europäischen Lebens, der mehr als heute Paris die Masse der Besucher anzog. Die Fremden, die nach Rom kamen, waren entweder solche, die im geistlichen Stande ihr Glück zu machen gedachten, oder Kapitalisten, welche die Aussicht auf Gewinn dorthin lockte, oder Pilger, die an dem Grabe der Apostelfürsten beten wollten, oder endlich auch Künstler und Gelehrte, die nirgends mehr als hier Gelegenheit fanden, ihre Talente auszubilden oder zu verwerthen. Noch gab es keine Touristen. Man reiste nicht, um zu reisen; denn noch fehlte alles, was das Reisen zu einer Annehmlichkeit machen kann: Sicherheit der Straßen, Leichtigkeit der Beförderung von Reisenden, Briefen und Geld, endlich erträgliche Herbergen. Nur um wichtiger Gründe willen verließ man den heimathlichen Herd. Wer ohne Ursache sich den Gefahren und Beschwerden einer langen Reise aussetzte, hätte den Verdacht der Behörden wie der Bevölkerungen erregt.

Die seit dem Wiedererwachen des katholischen Lebens sehr häufig gewordenen Pilger zogen gewöhnlich auf der toscanischen Heerstraße nach Rom und kehrten über Loretto nach der Heimath zurück. Dieser altberühmte Wallfahrtsort zog mehr als je die frommen Seelen an, leider aber auch eine große Zahl von Schwindlern, Bettlern und Dieben. Im Allgemeinen waren die Straßen in Ober- und Mittelitalien gut unterhalten und, mit Ausnahme der apenninischen Bergübergänge, in der besseren Jahreszeit fahrbar. Trotz der neu angelegten Straßen reiste man indessen noch wenig zu Wagen. Erst ganz zu Ende des Jahrhunderts kam diese Art der Bewegung allenthalben auf. Zur Zeit Gregors XIII. reiste man gewöhnlich noch zu Pferde. Die

Vetturini, wie man sie bereits nannte, lieferten die Pferde zu Preisen, welche, wenn man den veränderten Geldwerth in Anschlag bringt, bis in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts dieselben geblieben sind.

Die Briefpost war langsam, aber regelmäßig gehandhabt. Durch die „Ordinaire" wurden Briefe von Rom über Florenz und Mailand in zehn Tagen nach Lyon und in fünfzehn nach Paris befördert. Eine andere „Ordinaire" besorgte den Verkehr zwischen Chur, Mailand und Deutschland. Die venetianische Post wurde im venetianischen Palast zu Rom einmal die Woche abgefertigt und traf am vierten Tage in Venedig ein. Am langsamsten war die päpstliche Post. Die Postverbindung mit Madrid zweigte sich in Lyon ab. Da sie durch den Krieg im südlichen Frankreich häufige Unterbrechungen erlitt, zog man den Seeweg über Genua und Barcelona vor.

Auch die Pferdepost war bereits eingerichtet. Um sich derselben zu bedienen, bedurfte man einer Erlaubniß der betreffenden Regierungen; man war dann gezwungen, zu reiten. Auf diese Art konnte Cardinal Andreas, Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol, als er sich nach dem Tode Gregors XIII. zum Conclave begab, den weiten Weg von Insbruck nach Rom in sechs Tagen zurücklegen.

Wenn Brief- und Pferdepost viel zu wünschen übrig ließen, so war dagegen der diplomatische Courierdienst vortrefflich eingerichtet. Bis an die Zähne bewaffnet, kenntlich an dem Wappenschilde, das sie an der Brust trugen, waren die Staatsboten der Gesandtschaften gar wichtige Leute. Die venetianischen Couriere ritten in fünfundvierzig Stunden von Rom nach Venedig (der Eilzug der Eisenbahn braucht vierundzwanzig), die französischen in neun Tagen nach Paris, die kaiserlichen in derselben Zeit nach Prag. Auf allen Heer-

straßen begegnete man, wie heute den Rothschild'schen, so damals den Handelscourieren des Hauses Fugger. Oft bedienten sich ihrer die Cabinette von Prag und Escurial. Die Vertreter Philipps II. in Rom konnten wegen der Zustände in Frankreich und des durch die Seeräuber unsicher gemachten Seeverkehrs keinen regelmäßigen Verkehr mit Madrid unterhalten. Erst im dritten Monat traf die Antwort auf ihre Briefe ein. Damals war Madrid von Rom so weit entfernt, als heute Calcutta; Paris und Prag, als Washington; Warschau, als Rio de Janeiro.

Was die Reise nach der Hauptstadt der christlichen Welt ganz besonders erschwerte, war das auf der ganzen Halbinsel, namentlich in dem Kirchenstaate, in üppigster Blüthe stehende Brigantenthum. Es war der Energie Sixtus' V. vorbehalten, diesem Unwesen, das im Kirchenstaate geradezu das Dasein der Regierung bedrohte, ein Ende zu machen.

III.

Sixtus' V. Vorleben.

In einer der unbesuchtesten Gegenden der Marken, sechzig Miglien südlich von Ancona, erhebt sich, auf halber Höhe des Gebirgszugs der Apenninen, ein Städtchen, zu welchem ein in den Fels gehauener Pfad, meist eine steile Treppe, zwischen Pomeranzen- und Citronengärten hinaufführt. Es ist Grottamare, der Geburtsort Sixtus' V. In dem alterthümlichen Orte erinnert Alles an den großen Papst: hier die Via Peretti, dort seine kolossale Statue, im Mittelpunkte die Kirche der hl. Lucia, von seiner Schwester Donna Camilla an der Stelle erbaut, wo sein Geburtshaus gestanden hatte.

Eine vor wenigen Jahren fahrbar gemachte Straße führt durch ein Hügelland nach dem hochgelegenen Montalto, das, wie Grottamare, ganz das Gepräge des Mittelalters trägt. In der That scheint seit dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Uhr des Städtchens stille zu stehen. Gegen Südost, etwa zwanzig Minuten entfernt, zeigt sich auf dem höchsten Punkte des Berggrates das Kloster, in welchem der kleine Felice Peretti, neun Jahre alt, die Kutte des hl. Franciscus anlegte. Zum zweiten Male haben politische Umwälzungen die Bewohner desselben zerstreut. Eine ausgedehnte und überaus reizende Rundsicht erschließt sich dem Auge aus den Fenstern des Klosters. Im Vordergrund Montalto mit seinen alten Stadtwällen, den stattlichen Herrenhäusern, der Alles überragenden Sixtinischen Kirche, hier mit goldenen Lichtern übergossen, dort gehüllt in die tiefblauen, durchsichtigen Schatten des Südens. In der Tiefe ein Chaos von nacktem Fels und zerklüftetem Erdreich; lange, weiße Streifen, das vertrocknete Bette winterlicher Gießbäche; nirgends ein Grashalm sichtbar: hier oben erfrischende Alpenluft, rieselnde Quellen, erquickende Schatten, alle Segnungen einer üppigen Natur. Ringsum zahllose Bergkuppen, nackt und sonnverbrannt an ihrem Fuße, aber die baumreichen Scheiteln gekrönt mit Städten und Flecken, deren gezinnte Ringmauern den Saracenen getrotzt haben. Im Hintergrunde: hier die lange, dämmerige Meereslinie, dort die schneeverbrämten apulischen Bergriesen.

In dieser lieblichen Gegend, zwischen Grottamare und Montalto, verlebte Sixtus V. seine Kinderjahre. Als seine Wahl zum Papste bekannt wurde, fragte Jedermann nach seiner Herkunft. In Rom war der Cardinal Montalto eine wohlbekannte Persönlichkeit, nicht so im übrigen Ita-

lien. Dreißig bis vierzig Jahre waren verstrichen, seitdem er als Prediger die Halbinsel von einem Ende zum andern durchzogen; die Geschlechter, die er durch das Feuer seiner Beredtsamkeit entzündete, waren längst dahingegangen: Fra Felice war vergessen. Außerhalb Italiens war sein Name nie genannt worden, ausgenommen etwa in Madrid, wo er als Gesandtschaftstheologe des Cardinals Buoncompagni einige Zeit verweilt hatte. Alles, was man am ersten Tage nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl über sein Vorleben erfahren konnte, beschränkte sich darauf, daß er zu Grottamare geboren und der Sohn eines Gärtners sei; daß er als Knabe sich im Minoritenkloster von Montalto habe einkleiden lassen und später ein großer Kanzelredner, General seines Ordens, Bischof von Santa Agata, dann von Fermo und endlich Cardinal geworden. Später erfuhr man, daß er von slavischer Herkunft sei.

Die Familie Sixtus' V. war, wie so viele anderen der Türkengefahr entfliehend, um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aus Dalmatien nach Italien eingewandert. Um jene Zeit, unter den Pontificaten Pauls II. und Sixtus' IV., landeten täglich am italienischen Gestade, von Ancona bis Otranto, dalmatinische Flüchtlinge. Während viele derselben, aller Mittel entblößt, elend zu Grunde gingen, wandten sich andere nach Rom und erbauten dort das ärmliche Viertel, das noch jetzt den Namen Schiavonia führt. Wieder andere ließen sich an der adriatischen Meeresküste nieder, nahmen Sprache und Sitten des neuen Vaterlandes an und wurden allmälig Italiener. Zu diesen gehörte auch ein Mann Namens Zanetto. Er siedelte sich in Montalto an; seine Kinder verheiratheten sich vortheilhaft, bekleideten zuweilen Ehrenämter im Gemeinderath und zählten zur niederen Bürgerschaft. . . . .

Piergentile Peretti, der Urenkel jenes dalmatinischen Auswanderers, verlor sein Vermögen während der Einnahme und Plünderung Montalto's durch den Herzog von Urbino (1518), flüchtete nach Grottamare, pachtete oder erwarb dort ein Gärtchen und wurde städtischer Bauer. Piergentile war herabgekommen, aber er war nicht verkommen. Seine Ehefrau trat in den Dienst einer adeligen Dame, Donna Diana de Venti; seine Schwester verdiente als Wäscherin ihr Leben. Nur ein Glied der Familie war von den erlittenen Verlusten nicht berührt worden: Piergentile's Bruder, Fra Salvadore, ein im Kloster von Montalto lebender Minorit. Obgleich verarmt und nunmehr dem Volke angehörig, hatten die Peretti, außer der Erinnerung an bessere Tage, ihre guten Familienverbindungen bewahrt. Auch das Ansehen Fra Salvadore's kam ihnen zu Statten. Dieser war ein würdiger Priester und geachteter Mann und als Mönch nicht ohne Einfluß; denn die geistlichen Orden, eine wesentlich demokratische Anstalt, bilden in den katholischen Ländern, wo man sie nicht thörichter Weise aufgehoben hat, ein moralisches Bindemittel zwischen dem Volke und den höheren Schichten der Gesellschaft.

Während Piergentile seine Pomeranzenbäume pflanzte, hatte er Anwandlungen eines eigenthümlichen Ehrgeizes: er hielt sich für berufen, der Vater eines Papstes zu werden. Er hatte geträumt, es werde ihm ein Sohn geboren werden, der bestimmt sei, die Tiara zu tragen, und als seine Gattin am 13. December 1521, am Festtage der hl. Lucia, eines Knäbleins genas, zweifelte er nicht mehr an der hohen Bestimmung des neugeborenen Kindes und ließ es Felix taufen. In der Familie galt die zukünftige Papstwürde des Kleinen für eine ausgemachte Sache. Wenn das Schwesterchen Camilla die Vorübergehenden um einen

Bajocco bat, was in italienischen Dörfern nicht immer für Betteln gilt, so ermangelte sie nie, hinzuzufügen: „Felix wird ihn Euch zurückgeben".

Daß der künftige Papst mittlerweile Schweine hütete, wie man sich nach seiner Erhebung in Rom erzählte, ist sehr wohl möglich. Diese nützlichen Hausthiere genießen in südlichen Ländern, selbst in bemittelten Familien, einer großen Gunst, und wenn Piergentile so glücklich war, deren zu besitzen, so haben seine Kinder sie wahrscheinlich auf die Weide geführt. Hieraus folgt aber keineswegs, wie Leti und Andere nach ihm erzählen, daß der kleine Peretti seines Zeichens ein Schweinehirt gewesen und daß sonach seine Familie den untersten Schichten des Volkes angehört habe.

Mit neun Jahren trat Felix in das Kloster von Montalto und wurde mit zwölf Jahren unter die Novizen aufgenommen. Er versetzte die Mönche in Staunen durch seinen lebhaften Geist, seinen Fleiß und eine merkwürdige Leichtigkeit der Auffassung, studirte in mehreren Ordenshäusern und war mit neunzehn Jahren ein berühmter Prediger. Wenn Fra Felice im Advent, in der Fastenzeit oder an hohen Festtagen predigte, war die Kirche überfüllt. Alles ward hingerissen durch den Strom und das Feuer seiner Beredtsamkeit. Sein Vortrag war geistreich, lebendig und im Geschmacke der Zeit mit einer Fülle von Citationen geschmückt. Menschenfurcht kannte er nicht. Die höchstgestellten Persönlichkeiten geißelte er ohne alles Bedenken, wenn er glaubte, daß sie ihrer Pflicht untreu geworden. In der Fastenzeit des Jahres 1552 erscholl seine gewaltige Stimme zum ersten Male auf der großen geistlichen Weltbühne. Er predigte zu Rom in der Apostelkirche unter ungeheurem Zulaufe. Die Hoftheologen,

die hervorragendsten Kanzelredner anderer Orden, bereits eifersüchtig auf diese neue Berühmtheit, lauschten mehr neugierig als wohlwollend den Ergüssen seiner hinreißenden Beredtsamkeit. Zu seinen Zuhörern gehörten auch, außer zahlreichen Herren und Damen der Gesellschaft, welche die Mode herbeiführte, Cardinal Carpi, der besondere Beschützer Fra Felice's, Cardinal Ghislieri (nachmals Pius V.), Ignaz von Loyola, Philipp von Neri. Aus seinen Worten und Geberden, auf seinem Antlitze leuchtete der göttliche Funke; unter der Hülle einer überreichen Beredtsamkeit zeigte sich die feste Grundlage des Wissens, die Reinheit der Lehre, die Innigkeit der Ueberzeugung. Die Leiter der katholischen Fraction, welche sogleich die Bedeutung des jungen Mannes erkannt hatten, beeilten sich, ihn zu sich heranzuziehen. Sie versprachen sich, aus ihm zu machen, was er auch wirklich wurde, einen der Hauptträger der Gegenreformation. Fortan lebte Fra Felice in vertraulichem Verkehr mit den hervorragendsten Personen Roms. Cardinal Caraffa, der zwei Jahre später als Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, Cardinal Ghislieri, Cardinal Carpi und andere Führer der neuen Bewegung kamen häufig in ihren Carossen an die Klosterpforte der Apostoli angefahren, suchten den jungen Mönch in seiner Zelle auf und schlossen sich Stunden lang mit ihm ein. Auch im weltlichen Sinne wirkte der Aufenthalt in Rom vortheilhaft auf die Geschicke des künftigen Papstes. Das Kloster stößt an den Palazzo Colonna. Fra Felice erhielt in demselben Zutritt, indem er einem der Söhne des Hauses Unterricht ertheilte, und trat so in Beziehungen zu dieser vornehmen Familie, welche sich in der Folge mit der des armen Mönches verschwägern sollte.

Die Fehler Fra Felice's waren die Kehrseiten seiner Tu-

genden. Er war ehrlich, aber barsch; lebhaft, aber jähzornig; strenge gegen sich selbst, aber auch gegen Andere; mäßig, arbeitsam, den Schlaf leicht entbehrend, in Allem voll Eifer, aber häufig vorlaut und nicht immer maßvoll; demüthig, wenn er sich beurtheilte, stolz, wenn er sich mit Andern verglich. Die Reichthümer der Welt verachtete er, so lange er deren nicht besaß. Er gefiel sich in der Armuth seines Standes, welche in der That mehr Unabhängigkeit gewährt, als alle Schätze der Erde. In seinen kleinen Geldangelegenheiten war er höchst geregelt und stets auf das Wohl seiner Familie bedacht, die er bei seiner fahrenden Lebensweise selten sah, aber zärtlich liebte und nie vergaß. Große Freude bereiteten ihm einige Bücher, die er mit der Erlaubniß seiner Vorgesetzten sammelte und deren Titel er in seinem Tagebuche sorgfältig verzeichnete. In dasselbe trug er auch seine kleinen Ausgaben und Einnahmen ein, die in so geringem Einklange standen mit seinem bereits bedeutenden Rufe, mit der hohen Stellung seiner Freunde, mit den noch höheren Geschicken, die seiner selbst harrten.

Nachdem er in Ferrara seine theologischen Studien beendigt, dann in Rimini docirt hatte, wurde er mit sechsundzwanzig Jahren in Siena zum Priester geweiht, in Ferrara mit dem Doctorhute geschmückt und auf Verwenden des Cardinals Carpi zum Klosterregenten befördert, welches Amt er in Siena, dann in Neapel und endlich in Venedig versah. Als er in letzterer Stadt ankam, stand er in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Damals galt er bereits für einen der größten Kanzelredner seiner Zeit. Einige seiner Predigten erschienen im Drucke und wurden viel gelesen. Als Rector hatte er die Obliegenheit, die Klöster durch Einführung der strengen Observanz zu reformiren, also die lauen und schlechten Elemente zu bekämpfen. Er löste diese schwierige,

oft peinliche Aufgabe mit unerbittlicher Strenge. In Rom war man mit seiner schroffen Weise, welche nicht nur in seinem Charakter lag, sondern auch mit seinen Ueberzeugungen im Einklang stand, vollkommen einverstanden; in den Klöstern dagegen, in welchen er wirkte, machte er sich dadurch viele Feinde und wurde als grausam verschrieen. Schwieriger als irgendwo anders gestaltete sich seine Aufgabe zu Venedig, in dem großen Kloster der Frari, dessen widerspenstige Ordensglieder sich der besonderen Geneigtheit der Regierung erfreuten. In einer Anwandlung von Muthlosigkeit am Erfolge seiner Bemühungen verzweifelnd, verließ er das Kloster. Nachdem die gegen ihn vorgebrachten Anklagen sich als vollkommen unbegründet erwiesen hatten, wurde er auf seinen Posten zurückgesandt, diesmal nicht nur als Rector, sondern auch als Consultor der Inquisition. Mit seltener Großmuth schlug er seinen Hauptgegner, der ihm in der Folge dafür mit Undank lohnte, für die erledigte Stelle des Obern vor. Die ausgedehnten Vollmachten, mit welchen ihn Pius IV. versehen hatte, und sein strenges Auftreten wurden in Venedig, wo die Inquisition von jeher verhaßt war, höchst mißliebig aufgenommen, und die Signoria verlangte und erreichte seine Abberufung. Die erlittene Verfolgung hatte ihn seinen Gönnern nur um so werther gemacht, und so wurde er bei seiner Rückkehr nach Rom zum Consultor des heiligen Officiums und zum Professor an der Sapienza ernannt. Die folgenden Jahre verlebte er in Rom als Generalprocurator, später als apostolischer Vicar seines Ordens, fortwährend im Kampfe mit widerspenstigen Geistlichen. Während dieser Zeit hatte er noch einmal Gelegenheit, einen Beweis seiner hochherzigen Gesinnungen zu geben, indem er sich für denselben Mönch, welcher der Hauptveranlasser seiner Abberufung von Vene=

dig gewesen, bei dem Papste verwandte und dessen Begnadigung erwirkte, als derselbe wegen mehrerer Vergehen nach Rom beschieden und zu einer schweren Buße verurtheilt worden war. Bald darauf entsandte Pius IV. den Cardinal Buoncompagni als Legaten nach Spanien, um in dem Prozesse des von der spanischen Inquisition verurtheilten Erzbischofs von Toledo den letzten Spruch zu fällen. In seinem zahlreichen und glänzenden Gefolge befand sich auch, als Theologe, Fra Felice. Diese Reise legte den Keim zu den Mißhelligkeiten, welche während des langen Pontificats Buoncompagni's das Leben des Cardinals Montalto verbittern und ihn selbst, nach seiner Papstwahl, zu manchem ungerechten Urtheil über Gregor XIII. verleiten sollten. Veranlassung hierzu war die rücksichtslose Behandlung, welche der Legat seinem Theologen widerfahren ließ. So mußte, wie erzählt wird, Fra Felice, wenn es unterwegs an Pferden fehlte, eines der Lastthiere besteigen — eine Art der Beförderung, die in Spanien stets für schimpflich galt, — und mit den Maulthiertreibern folgen. Mehr geneigt, große Unbilden zu vergessen als kleine Kränkungen, faßte er gegen den etwas pedantischen und seiner feurigen Natur überhaupt antipathischen Buoncompagni eine tiefe und unüberwindliche Abneigung.

Bei seiner Rückkehr nach Rom hatte Fra Peretti das Glück, seinen Gönner Ghislieri als Pius V. auf dem päpstlichen Stuhle zu finden. Der neue Papst ernannte ihn sogleich zum Bischof von Santa Agata und in der Folge zum Bischof von Fermo. Vier Jahre später verlieh er ihm den Purpur, sowie die unter dem Namen der „Schüssel des armen Cardinals" bekannte Pension (von hundert Scudi monatlich) und sorgte zugleich in der großmüthigsten Weise für seine Ausstattung.

Schon seit seiner Ernennung zu dem wichtigen Posten des Generalvicars seines Ordens hatte er seine Schwester Camilla nach Rom beschieden. Er liebte sie zärtlich, verglich sie mit der hl. Monica und äußerte später oft, sie habe ihm geholfen, die langen Jahre der Armuth mit Anstand zu tragen, und ihren Gebeten verdanke er seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Donna Camilla, die ihrem Bruder sehr ähnlich sah, verstand sich, obgleich von aufrichtiger und tiefer Frömmigkeit, sehr wohl auf die Leitung irdischer Geschäfte; sie führte das Hauswesen des Cardinals und blieb, so lange sie lebte, die zeitliche Vorsehung der Familie. Sie war die Wittwe eines einfachen Landwirthes, Namens Mignucci, und hatte ihre Kinder, Francesco und Maria, Dank der Stellung des Bruders, vortheilhaft und weit über ihrem Stande verheirathet. Noch glänzendere Verbindungen harrten der Kinder Maria's, die mit einem römischen Edelmanne, Fabio Damasceni, vermählt war. Diese Kinder waren der Cardinal Alexander Montalto, Michel Peretti, Fürst von Venafro, Flavia Orsini, Herzogin von Bracciano, und Ursula, Gemahlin des Großconnetable's Marcantonio Colonna. Diese vier Enkel seiner Schwester ließ Montalto nach Rom kommen und in seinem Hause und unter seinen Augen erziehen. Er bewohnte damals mit seiner Schwester, deren Kindern und Enkeln ein im Stadtviertel Parione an der Via Papale gelegenes kleines Bürgerhaus, dessen Einrichtung einen durchaus kleinbürgerlichen Anstrich hatte. Die Einkünfte des Cardinals waren nicht ganz unbeträchtlich; aber Montalto verwandte viel auf Bauten, namentlich auf den Bau eines Landhauses, sowie auf die Errichtung eines Grabdenkmals für Nicolaus IV., der, gleich ihm, Franciscaner gewesen.

Mit dem besonderen Vertrauen Pius' V. beehrt und in allen wichtigen Fragen des Kirchenregiments zu Rathe gezogen, lebte Montalto abwechselnd auf seinem Bischofssitze und in Rom. Als der Papst sich dem Tode nahe fühlte, ließ er ihn an sein Lager rufen, und Montalto hatte das Glück, einen Heiligen sterben zu sehen.

Mit dem Leben seines Papstes endeten auch die glücklichen Tage seines Cardinalats. Buoncompagni, nunmehr Gregor XIII., hatte die Zwistigkeiten mit seinem ehemaligen Gesandtschaftstheologen nicht vergessen; er erwies sich auch jetzt wenig gnädig gegen ihn und schloß ihn von aller Theilnahme an den Geschäften aus. Mit dem Bemerken: „Arme Cardinäle bauen keine Paläste", entzog er ihm sogar „die Schüssel".

Montalto fand sich bald in die Stellung eines in Ungnade Gefallenen, zog sich allmälig ganz zurück und erschien nur bei den Kirchenfeierlichkeiten und in den Consistorien. Mit seinen Collegen, die mehr Achtung als Zuneigung für ihn empfanden, hatte er wenig Verkehr. Alles in Allem ertrug er sein Mißgeschick wie ein Mann; nur seine Zunge zu zügeln, gelang ihm nicht. Von jeher unermüdlich im Gespräche und voll Witzes, überschüttete er den Papst, die Regierung und die Lieblinge des Vaticans mit beißenden Bemerkungen. Es würde dies ein unbegreiflicher Fehler gewesen sein, wenn er wirklich nach der dreifachen Krone gestrebt hätte; es liegen jedoch mehrfache Umstände vor, die den Beweis liefern, daß er in jener Epoche seines Lebens ehrgeizigen Träumen entsagt hatte, vorausgesetzt, daß er deren überhaupt jemals gehegt. Damals schien er nur darauf bedacht, seine Zeit in einer seines hochbegabten Geistes, seiner Kunstliebe und seiner Stellung als Fürst der Kirche würdigen Weise auszufüllen. Wissenschaft,

Kunst und Bauten waren seine hervorragendsten Leidenschaften. Seit Jahren hatte er seine Mußestunden einer wissenschaftlichen Arbeit, der Revision der Kirchenväter, gewidmet. Als Cardinal verwandte er den größten Theil seiner Einkünfte auf die Errichtung des bereits erwähnten Grabdenkmals für Nicolaus IV., das noch in Santa Maria Maggiore zu sehen ist. Zugleich unternahm er in derselben Basilika den Bau der Krippenkapelle, in welcher er später, als Papst, das Grabmonument Pius' V. und sein eigenes errichten ließ. Endlich begann er den Bau seines Landhauses. Um der mißgünstigen Aufmerksamkeit des Hofes zu entgehen, erwarb er den dazu nöthigen Bauplatz unter fremdem Namen. Bei seinen Bauten bediente er sich eines Maurergesellen aus Como, der Talent verrieth und ihm ganz ergeben war. Dieser Maurergeselle war kein Anderer als Dominico Fontana, der nachmalige berühmte Architekt Sixtus' V. Als Montalto nach dem Verluste seiner Pension die Arbeiten an seiner Vigna einstellen wollte, setzte Fontana dieselben mit Hilfe seiner Ersparnisse auf eigene Kosten fort, und vier Jahre vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl konnte der Cardinal sein Landhaus beziehen.

Diese Villa Peretti, heute wohlbekannt als Villa Massimi, liegt in einer Vertiefung des Esquilin, auf classischem Boden. Die Tullischen Wälle des königlichen Roms durchzogen diese Grundstücke. Zur Zeit des Kaisers Augustus gehörten sie zu den Salustischen Gärten. Diocletian bedeckte sie mit einem Flügel seiner Thermen, deren ungeheuere Gewölbe und riesige Pfeiler noch rings um die Vigna emporragten.

Eben im Begriffe, sein Haus in der Via Papale zu verlassen und seine Vigna zu beziehen, wurde Montalto

durch ein furchtbares Ereigniß auf das Schmerzlichste betroffen. Während der Nacht war sein Neffe Francesco von Marcello Accoramboni, einem Bruder seiner Gattin, auf die Straße gerufen worden, und am nächsten Morgen fand man seinen Leichnam, von Dolchstichen und Kugeln durchbohrt, am Quirinale. Der Unglückliche hinterließ eine junge Frau, eine der gefeiertsten Schönheiten ihrer Zeit, nicht minder bekannt durch ihre Verirrungen und ihr tragisches Ende als durch eine Fülle der seltensten Gaben. Die bezaubernde Schönheit der jungen Vittoria Accoramboni hatte die Aufmerksamkeit des Signor Paola Giordano Orsini, Herzogs von Bracciano, angezogen, und ihre Mutter, eine Römerin aus edlem Geschlechte, baute hierauf für ihre Tochter die hochfliegendsten Pläne. Signor Giordano Orsini war in erster Ehe mit Isabella von Toscana, einer Schwester des Großherzogs Franz und des Cardinals Medici, vermählt gewesen und galt für den Mörder seiner plötzlich und unter geheimnißvollen Umständen verstorbenen Gemahlin, ohne daß indessen dieser Verdacht seine guten Beziehungen zu seinen beiden Schwägern gestört oder sein Ansehen am Hofe zu Madrid, wo die Orsini in hoher Gunst standen, beeinträchtigt hätte. Um seine Tochter den in mehrfacher Hinsicht gefährlichen Werbungen Orsini's zu entziehen, hatte ihr Vater sie mit Francesco Peretti vermählt, und das junge Paar hatte sich im Hause des Cardinals Montalto niedergelassen. Der Oheim ihres Gatten, der auch später, ungeachtet ihrer Verirrungen, eine gewisse väterliche Zuneigung für sie bewahrte, suchte ihr sein Haus durch Unterhaltung und Bequemlichkeit so angenehm als möglich zu machen und sie dadurch mit ihrer neuen, ihren Wünschen nicht entsprechenden Stellung zu versöhnen; sie vermochte jedoch ebenso wenig als ihre Mutter die geträumte Größe zu vergessen. Sie ver-

leitete ihren willenlosen Gatten zu übertriebenem Aufwande, umgab sich mit Anbetern und lebte in beständigem Unfrieden mit ihrer Schwägerin, der sanften, von Allen hochgehaltenen Maria Damasceni. Donna Camilla, die sich an den Aufwand des jungen Paares, an die kostbaren Toiletten ihrer Schwiegertochter, an ihre ganze, der bürgerlichen Einfachheit des stillen, fast klösterlichen Haushaltes der Peretti so wenig entsprechende Lebensweise nicht gewöhnen konnte, sah mit wachsender Besorgniß die unverkennbare Abneigung Vittoria's gegen ihren Gemahl. Die unglückliche Mutter ahnte irgend eine Katastrophe. Als in jener Schreckensnacht ihr Sohn, dem Rufe seines Schwagers folgend, das Haus verließ, warf sie sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, zu bleiben, indem sie ihm ein großes Unglück weissagte.

Die Nachricht von der Ermordung Francesco's erfüllte Hof und Stadt mit Entsetzen. Wenn auch dergleichen Ereignisse nicht zu den Seltenheiten gehörten, so verursachte doch die Ueberzeugung, daß das mächtige Haupt der Orsini die Hand im Spiele habe, eine um so größere Aufregung, als bei den obwaltenden Verhältnissen und der Macht der Orsini blutige Auftritte unvermeidlich schienen, falls die Regierung, wie man vermuthete, diesmal thatkräftiger als gewöhnlich einschreite. Die Sache blieb jedoch ohne jedwede ernste Folge. Während Alles in größter Erregung war, bewahrte der Oheim des Ermordeten allein, zum Erstaunen der übrigen Cardinäle, seinen vollen Gleichmuth. In dem am Tage nach der That abgehaltenen Consistorium beschränkte er sich darauf, einige der Lage angemessene Worte auszusprechen; nach dem Consistorium jedoch wandte er sich an den Papst und ließ seinem Grame freien Lauf. Obwohl er nicht als Ankläger auftrat und sogar bat, in der Sache

Nichts zu thun, erwartete er dennoch sicher, daß Gregor XIII. eine ernste Untersuchung anordnen werde. Der heilige Vater drückte seine Entrüstung über das Vorgefallene aus und ließ in der That den Prozeß einleiten; aber offenbar wenig geneigt, sich den Haß des mächtigen Bracciano zuzuziehen, ließ er die Sache bald auf sich beruhen. Die Prozeßacten wurden in der Engelsburg niedergelegt; im Uebrigen verblieb es bei der Verhaftung eines der Mitschuld verdächtigen Dieners Francesco's. Einige Tage später lief ein Brief eines in der Verbannung lebenden verrufenen Menschen, des Cavaliere Pallantieri, ein, der sich, offenbar um über die wahren Urheber der That zu täuschen, als den Mörder Francesco's bezeichnete und seine angebliche That durch die Behauptung zu entschuldigen suchte, Francesco habe ihm nach dem Leben getrachtet. Dieses Märchen täuschte Niemanden, um so weniger, als die ganze Fassung des Briefes die Unwahrheit dieser Selbstanklage bekundete. Nur der Papst schien derselben Glauben zu schenken. Es wurde ein Verhaftsbefehl gegen Palantieri erlassen, der übrigens keinerlei Wirkung haben konnte, da sich der angebliche Mörder außerhalb Roms und in voller Sicherheit befand.

Während der Cardinal Montalto die Seinigen zu trösten suchte, wurde die trauernde Familie von einem neuen Schlage betroffen. Wenige Tage nach der Ermordung ihres Gatten verschwand Vittoria, und man erfuhr bald, daß sie sich bei dem Herzog von Bracciano befand. Ungeachtet aller Bemühungen des Cardinals Medici, durch ein von Gregor XIII. erwirktes Monitorium und die gewaltsame Entfernung Vittoria's, die Anfangs in ein Kloster, später in die Engelsburg verbracht wurde, die eheliche Verbindung Beider zu hintertreiben, kam dieselbe zu Stande und wurde,

nachdem sie bereits zweimal gelöst worden, am 24. April 1585, eine Stunde vor der Wahl Sixtus' V., zum dritten Male geschlossen.

Der Cardinal Montalto ertrug die vielfachen Kränkungen und kleinlichen Verfolgungen, welche seit dem Tode Pius' V. sein Leben verbitterten, zwar nicht mit Schweigen — dies überstieg seine Kräfte — doch mit christlicher Ergebung und nicht ohne eine leise Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Mit schriftstellerischen Arbeiten, mit der Ueberwachung seiner Maurer und der Pflege seiner Bäume beschäftigt, schien der ehemalige Inquisitor, einst ein bedeutender, wenn gleich im Dunkeln wirkender Träger jener großen katholischen Bewegung, die noch immer die Welt erschütterte, aus dem Bereiche des wirklichen Lebens verwiesen. Er hatte Stunden der Entmuthigung; sein felsenfester Glaube, sein seltener Verstand, die unverwüstliche Schwungkraft seines Gemüthes trugen jedoch über diese Anwandlungen von Verzagtheit stets den Sieg davon. Als das heilige Collegium, ihn zum Papst ausrufend, zu seinen Füßen lag, wurde er wieder ganz er selbst, erwachte in ihm die nie erloschene Kraft zu neuem Leben. Die vielbesprochenen Krücken, welche er, der Sage nach, am Tage seiner Erhebung von sich geworfen, waren nichts Anderes, als die mit einem Male gebrochenen Fesseln seiner dreizehnjährigen Unthätigkeit.

IV.

Die Papstwahl.

Gregor XIII. war in sein vierundachtzigstes Lebensjahr getreten und vollendete das dreizehnte seines Pontificates, als ihn am 10. April 1585 der Tod seiner irdischen Laufbahn ent-

riß. Als Fürst der Kirche war er gewiß ein großer Papst, einsichtsvoll, eifrig wirkend für das Werk der Reform, wenn gleich milder als sein Vorgänger; im Ganzen auf der Höhe seiner päpstlichen Aufgabe, die er richtig erfaßte und löste, beides dem Geiste und den Bedürfnissen des Jahrhunderts entsprechend. Für seine Person sparsam, war er prachtliebend, wo es die äußerliche Entfaltung seiner Würde galt, und stets freigebig, oft mehr als seine Finanzen es zuließen, für die Ausstattung von Kirchen, die Errichtung von Erziehungshäusern, die Entsendung von Missionen nach fernen Gegenden und endlich für bauliche Unternehmungen. Als zeitlicher Fürst hatte Gregor den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprochen. Die Lage Italiens sowie die Zustände des gesammten Europa's erheischten auf dem päpstlichen Stuhl einen Staatsmann ersten Ranges, und Gregor war nur Jurist. Er hatte sich ursprünglich der Rechtswissenschaft gewidmet und vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand drei Jahre mit bedeutendem Erfolge an der Universität von Bologna docirt. Alle Fragen erwog er nur vom Gesichtspunkte des Rechtes; Rücksichten der Nützlichkeit oder der Staatsklugheit hatten kein Gewicht für ihn. Er war als Richter stets bemüht, das Recht zu finden, und zufrieden, wenn er glaubte, es gefunden zu haben. Mit der Fällung des Ausspruches hielt er jedoch seine Aufgabe als Souverän für erfüllt. Um die Ausführung seines Spruches kümmerte er sich wenig oder gar nicht, daher alle seine Verordnungen mehr oder weniger ein todter Buchstabe blieben. Bei seinen Unterthanen war er wenig beliebt; auch kümmerte er sich, einige kurzen Anwandlungen von Popularitätssucht abgerechnet, wenig um die öffentliche Gunst. Ungeachtet der Weissagungen eines nahen Endes Gregors, die sich während des Winters in Rom verbreitet

hatten, kam sein Tod selbst für seine nächsten Umgebungen unerwartet, und obgleich die Römer sein Pontificat etwas lang gefunden, da sie, nach dem Ausspruche eines venetianischen Botschafters, „gern sehen, daß das Glücksrad sich häufig drehe und ein Jeder seinen Antheil habe an dem Gewinne", waren diesmal selbst die Ungeduldigen überrascht. Nichtsdestoweniger traf der Tod Gregors diejenigen, die an der Wahl des Nachfolgers ein besonderes Interesse hatten: die Glieder des Cardinalcollegiums, die großen katholischen Höfe und die italienischen Fürsten, nicht unvorbereitet.

Die Cardinäle, von denen einige für papabel*) galten, waren der überwiegenden Mehrzahl nach von dem aufrichtigen Wunsche beseelt, den Würdigsten zu erwählen, denjenigen, der für die Bekämpfung der Häresie, für die Förderung der Gegenreformation im Schooße der Kirche der Geeignetste schien. In dieser Hinsicht trat der Umschwung, der sich seit dem Anfang des Jahrhunderts vollzogen hatte, klar zu Tage. Aber neben den so sehr gesteigerten religiösen Gefühlen waren bei den Papstwahlen Staatsrücksichten und persönliche Motive doch keineswegs gänzlich verschwunden. Die Popularität gewisser Candidaten, noch mehr die Befürchtungen, welche andere einflößten, übten auf das Verhalten der Wähler einen wesentlichen Einfluß. Die meisten waren mehr darauf bedacht, feindlich gesinnte Collegen auszuschließen, als ihre Stimme einem Freunde zu ertheilen.

Auch die Fürsten hatten längst ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen und ihre Botschafter und Cardinalprotectoren mit

*) Papabili werden in Rom diejenigen Cardinäle genannt, die nach der Ansicht des Publikums Aussicht haben, gewählt zu werden.

den nöthigen Vorschriften versehen. Der Kaiser, sowie die Könige von Spanien und Frankreich übten bereits thatsächlich das ihnen erst später als ein Recht zugestandene Privilegium der Ausschließung. Bisher hatten sie sich bei den Papstwahlen selten auf die Ausübung dieses Privilegiums beschränkt; sie hatten vielmehr durch Pfründen, Geschenke und Gnaden aller Art, bisweilen selbst durch Einschüchterung, auf die Wähler einen ihren Interessen entsprechenden Druck auszuüben gesucht. Jetzt war das anders geworden; denn auch auf diesem Gebiete machte sich die Gegenreformation fühlbar. Kaiser Rudolf erkannte das Nutzlose solcher Bestechungsversuche; auch schenkte er im Allgemeinen den römischen Angelegenheiten nur geringe Aufmerksamkeit. Philipp II., dessen Einfluß im Cardinalcollegium überwiegend sein mußte, weil die Mehrzahl der fremden Mitglieder desselben seine Unterthanen waren, schien mehr und mehr darauf Verzicht leisten zu wollen, die Cardinäle mit Ansprüchen zu bedrängen. Nicht als ob ihm der Vatican gleichgiltig geworden wäre! Er folgte vielmehr dem Verlaufe der römischen Angelegenheiten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; denn seiner Ueberzeugung nach bildeten die Kirche und die Krone Spaniens ein unzertrennliches Ganze. Er betrachtete sich selbst als den mächtigsten und obersten Schirmherrn des heiligen Stuhles und hielt sich daher nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet, auf die Papstwahlen einen gewissen Einfluß auszuüben; doch beunruhigte die Frage, in welchem Grade und durch welche Mittel dies zu geschehen habe, häufig sein Gewissen. Der Einfluß Heinrichs III. von Frankreich mußte bei der bevorstehenden Papstwahl, wegen der politischen Spaltung der ohnehin nicht sehr zahlreichen französischen Faction in Anhänger der Krone und Freunde der Ligue, ein untergeordneter bleiben.

Von den italienischen Regierungen enthielt sich nur die venetianische jedes Einflusses auf die Papstwahl. Dagegen suchte von den Fürsten Italiens ein jeder im Conclave seine heimathlichen kleinen Vortheile zu wahren, die allerdings für ihn eine Lebensfrage sein mochten. Ganz besonders gilt dies von dem Großherzog von Toscana, für welchen der Vatican der Mittelpunkt der Welt war. Die toscanischen Interessen waren indessen am römischen Hofe, und speciell bei der bevorstehenden Papstwahl, auf's Beste vertreten durch den Cardinal Medici.

Reich begabt und rastlos thätig, doch wenig wählerisch in seinen Auskunfsmitteln, besonders wo es die Größe seiner Dynastie galt, wirkte Cardinal Ferdinand Medici zunächst für sein Haus, dann für sich selbst und erst in letzter Linie für die Kirche. Am päpstlichen Hofe genoß er eines großen Ansehens, bei seinen Collegen jedoch war er wenig beliebt. Bei dem Tode Gregors XIII. stand er im sechsunddreißigsten Lebensjahre. Seine Züge waren regelmäßig, mit Ausnahme der etwas zu hohen Stirn. Der kalte Blick strafte die erkünstelte Leutseligkeit Lügen und verrieth den Stolz und die Härte seines Charakters.

Einen ebenso gehaßten als gefürchteten Nebenbuhler besaß Ferdinand von Medici in dem Cardinal Alexander Farnese, dem Bruder des regierenden Herzogs von Parma und Oheim des ruhmgekrönten Feldherrn Philipps II. Als Decan und Vicekanzler nahm der Cardinal Farnese die erste Stelle im Cardinalcollegium ein, als Farnese eine der ersten in Italien. Sein Leben umfaßte die ganze große Epoche Karls V., der staatlichen und religiösen Umwälzungen, die sich im Laufe des Jahrhunderts in Deutschland, in England, im ganzen Europa vollzogen hatten. Mit vierzehn Jahren schon stand er auf der Weltbühne. Zwanzig Jahre alt, lebte

er in vertrautem Umgang mit den meisten hervorragenden Persönlichkeiten der Zeit und verhandelte mit ihnen über alle Fragen, welche die Welt erschütterten. In Rom wurde er der Mittelpunkt des geistigen Lebens und der Schutzherr der Künste. Seine Jugend war nicht ohne Verirrungen gewesen. In späteren Jahren erschloß er sich dem Einfluß der katholischen Reaction, befreundete sich mit Ignaz von Loyola, mit Francisco Borgia, mit Philipp von Neri, wurde ein neuer Mensch unter der Wirkung der neuen Zeit. Nicht die geringste seiner vielen vorzüglichen Eigenschaften war seine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit. Obgleich, wie alle hochgestellten Männer, häufig die Zielscheibe des Neides und der üblen Nachrede, kannte er doch keinen Groll. Es wird ihm nachgerühmt, daß er sich nie gerächt habe. Er war von hoher Gestalt und, wie fast alle Glieder seiner Familie, von auffallender Schönheit. Seine Züge athmeten den vollen Adel seiner Seele.

Das hohe Ansehen des Cardinals Farnese, sein Reichthum, die seltenen Eigenschaften seines Geistes und Charakters stempelten ihn zum Candidaten bei jeder Vacanz des päpstlichen Stuhles. Die hervorragendsten Geister in den Kreisen der Kunst und Literatur, deren Mäcen er war, unterstützten seine Candidatur, und nicht minder verlangte das römische Volk, das für ihn schwärmte, seine Erhebung auf den päpstlichen Stuhl. Nie trat ein Bewerber mit sichereren Aussichten vor seine Wähler.

Diesen verhaßten Nebenbuhler von dem päpstlichen Stuhle fern zu halten, war das eifrigste Bemühen des Cardinals Medici. Um dieses Ziel zu erreichen, galt es vor Allem, den Cardinal San Sisto — einen Brudersohn des verstorbenen Papstes — für sich zu gewinnen, der als das

Haupt der von seinem Oheim promovirten Cardinäle über eine so bedeutende Zahl von Stimmen verfügte, daß in seinen Händen das Ergebniß des Conclaves zu liegen schien, während er selbst, nach der damals herrschenden Regel, als Nepote Gregors von der Wahl ausgeschlossen war. Da San Sisto nicht nur den Bemühungen Medici's auswich, sondern sich sogar offen für Farnese und, falls die Wahl desselben nicht durchzusetzen sei, für dessen Freund Savello aussprach, änderte Medici seinen Feldzugsplan, indem er die Gregorianer von ihrem Führer zu trennen suchte. Auch dies gelang ihm nur theilweise. Noch ungünstiger für seine Wünsche gestalteten sich die Verhältnisse durch die gänzliche Enthaltung Philipps II. von jeder Beeinflussung der Papstwahl. Medici hatte sich der Hoffnung hingegeben, der König von Spanien werde die Ausschließung Farnese's verlangen; diese Hoffnung schlug jedoch fehl. Philipp II. entsagte seiner alten Abneigung gegen den Cardinaldecan und ließ durch seinen Botschafter die Nachricht verbreiten, daß er, dem heiligen Geiste die Erleuchtung der Wähler anheimstellend, für seine Person dem Conclave volle Freiheit gestatte. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Medici; dennoch verlor er den Muth nicht. In dem Maße, in welchem die Schwierigkeiten wuchsen, steigerte sich auch seine Energie, und es gelang ihm, mit Hilfe des von ihm gewonnenen Cardinals Altemps, die beiden Nepoten Gregors XIII., San Sisto und den Cardinal Guastavillani, einen Schwestersohn Gregors, zu einem Abkommen zu bestimmen, durch welches Farnese und sein Freund Savello thatsächlich ausgeschlossen waren. Seine Hoffnungen stiegen, als auch der einflußreiche Cardinal Este, der Anfangs günstig für Farnese gestimmt schien, bei der wachsenden Gunst, die der spanische Botschafter demselben zu Theil

werden ließ, sich mehr und mehr auf die Seite der Partei Medici's neigte.

Medici's Hauptstreben war auf die Exclusion, d. h. auf die Ausschließung Farnese's und Savello's gerichtet; weniger lag ihm die Inclusion, d. h. die Aufstellung einer bestimmten Candidatur am Herzen. Da der ursprünglich von ihm in Vorschlag gebrachte Cardinal Sesi nur geringe Aussichten hatte, gedachte er, als letzten Ausweg die Wahl auf Albano oder Montalto zu lenken, und der Letztere, der sich vollkommen passiv verhielt und dem außer den Cardinälen Alessandrino und Rusticucci Niemand geneigt war, sah sich, nicht durch den Willen Medici's, wohl aber durch die Macht der Verhältnisse, im letzten Augenblicke in den Vordergrund geschoben. Sein geringes Ansehen und seine unbedeutenden Aussichten bezeichnete der französische Botschafter in seinem Berichte an Heinrich III. treffend mit den wenigen Worten: „Es ist auch hier ein Mönch, der gerühmt wird; aber die spanische Faction will einen Papst, der ihr zugethan sei und nicht dem allgemeinen Besten."

Am 21. April, dem Ostersonntage des Jahres 1585, versammelten sich die Cardinäle zum Anhören einer heiligen Geistmesse in der Peterskirche und begaben sich sodann in feierlichem Aufzuge in den Vatican. Hier suchte ein jeder die für ihn bestimmte Zelle auf, mit dem geheimen Wunsche, wenn auch nicht mit der Hoffnung, sie möge am Ende des Conclaves von der Palastdienerschaft geplündert werden; denn dieser gehörten nach altem Brauch die Einrichtungsstücke des erwählten Papstes.

Der versammelten Wähler waren Anfangs neununddreißig. Zu diesen kamen in den folgenden Tagen noch die drei auswärtigen Cardinäle: Andreas von Oesterreich,

Madruccio und Vercelli. Farnese, Este, Alessandrino, Altemps, Medici und San Sisto waren, als päpstliche Nepoten, die natürlichen Führer. Die Zahl der Candidaten der öffentlichen Meinung, der Papabeln, betrug zwölf. Die hervorragendsten unter denselben waren Farnese, Savello, Cesi, der allgemein beliebte Sirletto, ein Heiliger im schönsten Sinne des Wortes, und Montalto.

Nach dem Ausspruche der in ihrem Urtheile meist strengen Zeitgenossen war das Cardinalcollegium im Ganzen sehr gut zusammengesetzt. Es glänzte durch christliche Tugenden, durch Frömmigkeit und Menschenliebe, durch Gelehrsamkeit und reine Sitten. Wenn Medici in seinem Hasse gegen Farnese durch seine anstößigen Umtriebe den wenigen Eingeweihten gerechten Anlaß zur Klage gab, so liegt gerade in ihrem Unwillen ein sicherer Beweis für die Ehrenhaftigkeit des heiligen Collegiums.

Der Abend des 21. April verging unter gegenseitigen Besuchen, unter dem Austauschen nichtssagender Redensarten und dem Empfange der Botschafter, die gekommen waren, um der Versammlung ihre Ehrfurcht zu bezeigen und den Cardinälen ihrer Nation die letzten Weisungen zu ertheilen. Endlich ward durch drei Glockenschläge das Zeichen des Schlusses gegeben, und die Botschafter entfernten sich.

Am nächsten Morgen, Dienstag, den 22. April, versammelten sich die Cardinäle in der frühesten Morgenstunde in der Paolina, um aus den Händen ihres Decans, des Cardinals Farnese, die heilige Communion zu empfangen. Hierauf begab man sich zur Abstimmung nach der Sixtina. Da kein Ergebniß erzielt werden konnte, kehrte ein jeder nach seiner Zelle zurück. Unter eifrigen, aber fruchtlosen Besprechungen ging der Nachmittag hin. Gegen Abend verbreiteten sich alarmirende Gerüchte. Die Furcht vor einem Hand-

streiche der Banditen beunruhigte die Gemüther, und die ersten Stunden der Nacht verliefen in peinlicher Aufregung, die erst später, nachdem sich die Besorgnisse als unbegründet erwiesen hatten, einer ruhigeren Stimmung Platz machte.

In der Stadt waren den Tag über die widersprechendsten Nachrichten in Umlauf gesetzt worden. Als gegen Abend das Gerücht auftauchte, Farnese sei Papst, sammelte sich das Volk unter lautem Freudengeschrei in den Straßen. Bald vernahm man jedoch die Widerlegung, und auf den lärmenden Jubel folgte das Murren der Enttäuschung.

Der folgende Tag fand die Wähler uneiniger, unschlüssiger und rathloser als am verwichenen Abende. Gleich in den ersten Morgenstunden hatte Medici, da die Bemühungen seiner Verbündeten zu Gunsten seiner Candidaten Cesi und Sirletto an dem entschiedenen Widerspruche Este's gescheitert waren, dem französischen Cardinalprotector Albani und Montalto vorgeschlagen. Este fühlte, daß ein Entschluß gefaßt werden mußte; er nahm daher die angetragenen Candidaturen an, jedoch unter der Bedingung der Zustimmung des Cardinals Madruccio, der sowohl das kaiserliche als das spanische Interesse in dem Conclave zu vertreten hatte. Um die Farnesianer einzuschläfern und von entscheidenden Schritten gegen die Wahl Montalto's abzuhalten, ließ Medici die Nachricht verbreiten, er und seine Freunde hätten beschlossen, Montalto fallen zu lassen. Die List gelang. Die Anhänger Farnese's gaben sich einer trügerischen Sicherheit hin und unterließen die gegen die Candidatur Montalto's beabsichtigten Schritte.

Gegen Abend langte Madruccio in Rom an. Sogleich begaben sich der kaiserliche und der spanische Botschafter zu ihm und beschworen ihn, keinen Augenblick zu verlieren. Als Staatsmann und als Kirchenfürst erkannte er, daß

ein entschieden spanisch gesinnter Mann ebenso wenig als ein ausschließlich Frankreich zugeneigter Papst seine hohe und schwierige Aufgabe erfüllen könne. Er entschloß sich daher, sich mit Este zu verständigen. Beide Männer, erhaben über das Getriebe kleinlicher Interessen, persönlicher Rücksichten und ängstlicher Rathlosigkeit, deren Schauplatz das Conclave geworden war, begegneten sich in dem Wunsche, der Kirche ein Haupt zu geben, das den Willen, die Einsicht und die Kraft besäße, sie ihrer erhabenen Bestimmung gemäß zu lenken, und das zugleich Frankreich und Spanien gegenüber möglichst parteilos wäre. Gegen Montalto empfand Madruccio große Abneigung. Gerne hätte er Sirletto begünstigt; da aber Este diesem abhold war, so gab er Sirletto auf und erklärte sich schließlich für Montalto. Nachdem es ihm gelungen, die sämmtlichen Glieder der spanischen Faction für die neue Candidatur zu stimmen, zählten Este und Medici die Ihrigen und fanden, daß für die nöthige Mehrheit von zwei Dritteln vier Stimmen fehlten. In der Hoffnung, auch diese noch zu gewinnen, beschlossen die Verbündeten, sich in der Frühe des nächsten Morgens in der Sala Regia zu versammeln, sich dann in Masse nach der Sixtina zu begeben und die Wahl mittelst „Adoration" — die übliche dem neuen Kirchenoberhaupte dargebrachte Ehrenbezeigung — ohne vorausgegangene Abstimmung durchzusetzen.

Die Ereignisse dieses wichtigen Tages ließen für den folgenden das sehnlichst erwartete Ende des Conclaves voraussehen. Montalto, durch Medici bereits von der Entwicklung der Dinge unterrichtet, hatte sich jeden Schrittes enthalten. Zurückhaltung hatten ihm sein Gönner empfohlen: Zurückhaltung rieth die Klugheit, erheischte die Eigenthümlichkeit seiner Lage; denn wer nur seinen inneren Werth für sich

hat, darf sich in ähnlichen Augenblicken nicht selbst in den Vordergrund drängen; er muß warten, bis man ihn sucht.

Am folgenden Tage versammelten sich die Verbündeten, der Verabredung gemäß, in der Sala Regia. Este ließ San Sisto herbeirufen und setzte ihn von der getroffenen Vereinbarung in Kenntniß. Auf das Peinlichste überrascht — denn dem Neffen Gregors XIII. konnte die Wahl eines Mannes nicht genehm sein, von welchem für die Nepoten des verstorbenen Papstes keine günstige Stimmung zu erwarten stand —, versuchte derselbe Anfangs einen schwachen Widerstand; bald jedoch unterwarf er sich vollständig dem Gebote der Nothwendigkeit und ließ sämmtliche Gregorianer, die mit der Masse der Cardinäle in der Sixtina versammelt waren, nach der Sala rufen. Unterdessen lebte Farnese, obgleich von allem Vorgefallenen unterrichtet, noch immer der sicheren Hoffnung, daß er über Montalto den Sieg davon tragen werde; erst als die in der Sala Regia versammelten Cardinäle nach der Sixtina zurückkehrten, erkannte er seine Niederlage. Er richtete einige bitteren Vorwürfe an Este und Medici; doch diese beschworen ihn, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Als Jedermann seinen Platz eingenommen, rief Este mit lauter Stimme: „Es bedarf keiner Abstimmung mehr. Der Papst ist erwählt. Schreiten wir zur Adoration!“ Mit dem mehrfach wiederholten Rufe: „Montalto!“ warfen sich sämmtliche Wähler, San Sisto voran, dem neuen Papste zu Füßen. Auf die „Adoration“ folgte die Abstimmung mittelst Namensaufrufs und, wie es sich von selbst versteht, mit Einhelligkeit sämmtlicher Wähler.

„Zu den Einzelnheiten“, sagt der venetianische Botschafter Lorenzo Priuli in seinem Berichte an den Dogen,

„welche ich seiner Zeit Eurer Durchlaucht gegeben habe, muß ich noch hinzufügen, daß die Wahl Sixtus' V. als von dem heiligen Geiste eingegeben erachtet wird, weil sich alle Cardinäle so rasch zu seinen Gunsten verstanden, obgleich die Nepoten Gregors und ihr zahlreicher Anhang aus Privatinteresse jedweden anderen Candidaten vorziehen mußten; denn sie wußten, daß Montalto ihrem Papste nicht zugethan war und über ihn, über seine Regierung und Freunde, noch zu Lebzeiten Gregors sich fortwährend auf das Unvortheilhafteste geäußert hatte. Aber weder dieser Umstand, noch die Feindschaft des Signor Paolo Giordano Orsini, welcher von Cardinal zu Cardinal lief und sie fußfällig bat, nicht für Montalto zu stimmen, noch die Abneigung des ganzen Hofes, welcher, eingedenk des strengen Regimentes Pius' V., keinen Mönch zum Papste haben wollte, vermochten das Geringste; denn ähnliche und noch viel wichtigere Rücksichten und Umtriebe sind ohnmächtig, wenn sie dem Willen Gottes widerstreben."

Am 24. April 1585 bestieg Cardinal Montalto als Sixtus V. den päpstlichen Thron. Medici war siegestrunken. Er schrieb sich die Wahl des neuen Papstes zu und hoffte, diesen gehörig auszubeuten. Aehnlichen Selbsttäuschungen gab sich, obgleich in geringerem Grade, Este hin. Sixtus indessen hielt sich der Vorsehung für mehr verpflichtet als den Menschen. Die Huldigungen, die Ergebenheitsversicherungen und selbstgefälligen Glückwünsche der beiden Cardinäle nahm er mit gnädigen Worten, aber lächelnd entgegen. Er kannte die Triebfedern, die ihr Benehmen im Conclave geleitet hatten. Seinen eigenen Werth unterschätzte er zwar nicht; aber als ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens wußte er wohl, daß ausgezeichnete Eigenschaften und Leistungen nur von ausgezeichneten Menschen,

welche immer die Minderzahl bilden, vollkommen gewürdigt und gern anerkannt werden. In seiner Wahl erblickte er daher auch nur das im Voraus unberechenbare Ergebniß des Zusammentreffens rein negativ günstiger Umstände.

Nach beendeter Wahl wurde der Papst in feierlichem Aufzuge nach der Peterskirche getragen. Mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht von dem Ergebnisse des Conclaves in der Stadt verbreitet, und ganz Rom strömte nach der Basilika, um dem ergreifenden Schauspiele einer „Exaltation“ beizuwohnen und den Mann als Herrscher zu sehen, den man als mißliebigen Cardinal während der letzten Regierung nur selten erblickt hatte.

Sixtus V. stand im fünfundsechzigsten Lebensjahre; doch hätte man ihn für jünger halten können. Er war von mittlerer Statur, schien aber wegen seiner etwas gebeugten Haltung kleiner als er war. Das verhältnißmäßig starke Haupt saß tief zwischen den breiten Schultern. Gewaltige Runzeln furchten die hohe Stirne. Gewölbte und auffallend dichte Brauen beschatteten die kleinen, braunen, feurigen Augen. Auf den starren, metallenen Zügen spielte eine merkwürdige Beweglichkeit. Eben noch Heiterkeit und wohlwollende Gemüthlichkeit, dann plötzliches Aufblitzen des Zornes und der Ausdruck unerbittlicher Strenge, dann wieder vollständige Ruhe. Es war der Sturm, der droht, losbricht und tobt, aber rasch sich wieder besänftigt. Sixtus hatte eine dunkle Gesichtsfarbe; seine Wangen waren geröthet, die Backenknochen — ein Merkmal seiner slavischen Abkunft — auffallend vorspringend, das Haupthaar und der dichte lange Franciscanerbart dunkelbraun und nur leicht mit Grau gesprenkelt. Alles in Allem ein merkwürdiges Antlitz! Beim ersten Anblick betroffen, beim zweiten beinahe entsetzt, beruhigte man sich allmälig bei

näherer Betrachtung. Seine Erscheinung wirkte abstoßend und fesselnd zugleich. Es lag nichts Majestätisches in seinem Wesen, nichts Vornehmes, und dennoch erkannte man in ihm sofort den Herrn und Meister.

Als der Zug durch die große Mittelpforte in die Basilika eintrat, stimmte die Kapelle unter der Leitung des großen Pierluigi da Palestrina das Ecce sacerdos magnus an. Hierauf wurde ein fünfstimmiges Motett: Tu es pastor ovium, und eine Messe, gleichfalls zu fünf Stimmen, gesungen, welche im Drange der vierzehntägigen Thronvacanz componirt worden waren. Dem Papste entging nicht, wie wenig sie dem hohen Rufe des Maestro entsprachen. „Pierluigi", sagte er, „hat die Missa Marcelli vergessen." Diese beißende Kritik, deren Berechtigung spätere Richter bestätigt haben, traf Palestrina in's Herz. Es war das erste Wort, das man aus dem Munde des neuen Papstes vernahm, gerecht, streng, unbarmherzig wie sein beginnendes Pontificat.

Nachdem die Feierlichkeit durch ein Te Deum geschlossen worden, verfügte sich Sixtus in die Gemächer Gregors XIII., wo die Cardinäle, eine große Zahl römischer Herren, viele Prälaten und die Schaar der Höflinge seiner harrten. Auch die jungen Japanesen, welche die Jesuiten, zur großen Freude Gregors XIII., aus dem fabelhaften Lande im Osten herbeigeholt, hatten sich eingefunden, um dem neuen Papste in ihrer Person die Eroberungen des Glaubens in jenen fernen Himmelsstrichen zu veranschaulichen.

Der französische Botschafter, Marquis von Pisany, der sogleich in den Vatican geeilt war, wurde nach aufgehobener Tafel im Cabinette des Papstes zum Fußkusse zugelassen. Der gnädige Empfang, der ihm zu Theil wurde,

ließ ihn nicht an der französischen Gesinnung des neuen Kirchenhauptes zweifeln. Weniger vertrauensvoll sahen der spanische Gesandte, Graf Olivares, und der Cardinal Madruccio in die Zukunft, obgleich der Erstere gleichfalls von Sixtus auf das Huldvollste empfangen worden war. Den venetianischen Botschafter Priuli versicherte der Papst seiner freundschaftlichsten Gesinnungen für die Signoria; doch empfahl er derselben größere Rücksicht für die Inquisition und die von ihr nicht immer gut behandelten Bischöfe. „Ich will damit nicht sagen“, fügte er hinzu, „daß man den Bischöfen Auflehnung gegen die Obrigkeit gestatten solle. In einem solchen Falle hätte ich Nichts dagegen, daß Eure Regierung die Schuldigen gefangen setze oder auch ihnen die Köpfe zu Füßen lege.“

Im Auslande fand die Wahl Sixtus' V. eine verschiedene Beurtheilung. Philipp II. mißfiel sie; doch klug und sich selbst beherrschend wie immer, verbarg er seine Mißstimmung. Heinrich III. von Frankreich dagegen wußte sich vor Freude nicht zu fassen; denn die Berichte seines Botschafters, sowie die Briefe Este's schienen ihn zu der Hoffnung zu berechtigen, daß der neue Papst ihm „zur Unterdrückung der elenden Aufstände in seinem Königreiche“ Beistand leisten werde. Der Kaiser war mit dem Resultate des Conclaves zufrieden. Sein Vicekanzler nannte die Wahl eine gute und heilige.

Ganz besonders erfreut über den Ausgang der Wahl war der Großherzog Franz von Toscana, der die wichtige Nachricht durch eine Art von Telegraph, welchen sein Bruder für diese Gelegenheit ersonnen, noch am Wahltage selbst spät Abends erfuhr. Theils aus Dankbarkeit — der Großherzog hatte früher den armen Cardinal bei seinen Bauten bisweilen durch Geschenke unterstützt —, theils aus politi-

schen Gründen, beeilte sich Sixtus, den Gebieter Toscana's seines Wohlwollens zu versichern.

Noch am Tage seiner Thronbesteigung besetzte Sixtus die wichtigsten Staatsämter. Im Allgemeinen war der Personenwechsel ein verhältnißmäßig beschränkter, und die in den ersten Stunden erlassenen Ernennungen trugen das Gepräge des Vorübergehenden. Der neue Papst wollte die Männer seiner Umgebung kennen lernen, bevor er sie mit wichtigen Aemtern dauernd betraute.

In seinen vertraulichen Gesprächen äußerte Sixtus seine friedfertigen Gesinnungen. Gegen Niemanden wolle er Krieg führen, es sei denn, daß er herausgefordert würde. Dagegen lag ihm ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen im Sinne, ein Gedanke, der offenbar aus seiner frühesten Jugend stammte und sich an die Türkennoth der Dalmatiner knüpfte, mit der wirklichen Weltlage aber in geringem Einklange stand. Nicht ohne Befriedigung bemerkten die Botschafter, daß auf dem Gebiete der auswärtigen Politik der Papst ein vollständiger Neuling war. Sie hofften, aus dieser Sachlage manchen Vortheil ziehen zu können. Aber Dank seinem seltenen Verstande, Dank auch dem weiten Gesichtskreise seiner hohen Stellung, wichen bald jene irrigen oder phantastischen Anschauungen einer richtigeren Auffassung der Weltlage.

Am 1. Mai fand die Krönung in St. Peter mit der herkömmlichen Feierlichkeit unter großem Andrange, namentlich der ländlichen Bevölkerung aus der Umgegend, statt. Cardinal Medici setzte dem Papste die Tiara auf das Haupt. Sämmtliche Botschafter, mit Ausnahme des spanischen, welcher, um dem Vertreter Frankreichs nicht den Rang abzutreten, nie bei den Ceremonien erschien, die außerordentlichen Gesandten des Großherzogs von Toscana, sämmtliche

Cardinäle, die römischen Fürsten und die hohe Prälatur wohnten der Feier bei. Die übliche Geldvertheilung an das Volk unterblieb wegen der gewöhnlich dabei entstehenden Raufhändel, ebenso auch, wegen der herrschenden Theuerung, das Banket, das der Papst nach der Krönung den römischen Baronen zu geben pflegte.

Am nächstfolgenden Sonntag, dem 5. Mai, nahm Sixtus vom Lateran Besitz. Von dem Marcuspalaste, wo er die Nacht zugebracht hatte, begab er sich am Morgen zu Fuße nach dem Kloster Ara Coeli. Von dort aus setzte man sich nach dem Lateran in Bewegung. Der Papst, die Cardinäle, die Botschafter, die japanesischen Prinzen, die Barone und Prälaten mit ihrem zahlreichen Gefolge waren sämmtlich zu Pferde. Die Spitze des glänzenden Zuges hatte bereits die Pforte der ersten Basilika der Christenheit erreicht, als die letzten Reiter noch von den Abhängen des Capitols herunterstiegen.*) Nach beendigtem Gottesdienste gab Sixtus vom Balcon der Kirche herab den Segen, entließ dann sein Gefolge und brachte, nur von den Cardinälen Alessandrino und Rusticucci begleitet, den Rest des Tages in seiner Vigna zu.

Am 13. Mai verkündigte er im Consistorium, gleichzeitig mit den stattgehabten Ernennungen, zum nicht geringen Aergernisse der Stadt und der Cardinäle, die Verleihung des Purpurs an seinen Großneffen Alexander, später eine Zierde des heiligen Collegiums, vor der Hand aber ein Knabe von vierzehn Jahren.

---

*) Dieser Zug nach dem Lateran ist in dem Saale Sixtus' V. in der Vaticanischen Bibliothek al fresco dargestellt.

V.

Sixtus' V. Gerechtigkeitspflege.

Unter der schwachen Regierung Gregors XIII. hatte das Brigantenthum eine solche Ausdehnung gewonnen, daß der Staat dadurch geradezu in seinem Dasein bedroht schien. Mord und Todtschlag, Privatrache und Unordnungen jeder Art mehrten sich in solch' schreckenerregender Weise, daß es keine Uebertreibung war, wenn Sixtus V. gegen das Ende seiner Regierung dem Herzoge von Luxemburg sagte: „Unter seinen Vorgängern sei Niemand in Rom, weder Mann noch Frau, bei hellem Tage im eigenen Hause sicher gewesen." Er selbst hatte sich eines Tages, als er gegen das Ende des Gregorianischen Pontificats zu Fuße und nur von einem Diener begleitet durch die Straßen ging, plötzlich von Bewaffneten umringt und inmitten eines Handgemenges gesehen. Die Veranlassung dazu hatte die Verhaftung eines Banditen im Palazzo Orsini gegeben, der stets mit solchen Leuten angefüllt war. Als der Bargel seinen Gefangenen abführen wollte, begegnete ihm eine lustige Schaar junger Herrn, die Blüthe des römischen Adels, sämmtlich zu Pferd und von ihren Reitknechten begleitet, und sogleich entspann sich ein blutiges Gefecht. Montalto's Diener wurde niedergestoßen; er selbst rettete sich nur mit Mühe in ein benachbartes Haus. Die Orsini klagten sofort über Verletzung ihrer Hausfreiheit und befestigten sich in ihren Palästen. Das Gleiche thaten ihre Freunde. Während drei Tagen wurde in den Straßen gekämpft. Selbst in den Hofräumen des Vaticans kam es zu blutigen Auftritten, bei denen es Verwundete und Todte gab. Der unglückliche Bargel, welcher, wohl wissend, daß er auf den Schutz

der schwachen Regierung nicht zählen durfte, aus Rom entflohen war, wurde auf das Verlangen der Orsini verhaftet und hingerichtet. Dies genügte indessen nicht, um die Orsini zu beschwichtigen. Alle ihre Anhänger rüsteten. Nur mit Mühe gelang es dem Cardinal Medici, ein Abkommen zu Stande zu bringen, in Folge dessen die Orsinianer die Waffen niederlegten und die herbeigerufenen Banditen die Stadt verließen.

Zwischen den Baronen und den Banditen bestand, so zu sagen, eine wechselseitige Versicherung. Auf dem Lande gewährten die adeligen Herrn den Briganten in ihren Schlössern eine unantastbare Zufluchtsstätte und sicherten ihnen dadurch vollständige Straflosigkeit. Die römischen Adeligen dagegen riefen sie nach der Stadt, wenn sie unter einander oder mit der Regierung in Streit lagen. Selbst die Generäle des Papstes verschmähten den Beistand der Banditen nicht, wenn sie sich von irgend einem Rivalen bedroht glaubten.

Nicht der Kirchenstaat allein hatte durch die Geißel der Banditen zu leiden; auch im übrigen Italien trieben sie ihr Unwesen. Bei den häufigen, aber immer unterdrückten Aufständen in Neapel entflohen die Bloßgestellten auf das römische Gebiet oder warfen sich in die Berge, wo sie als Banditen lebten. In Toscana, in der Romagna und den Marken saßen noch auf ihren Burgen und Schlössern eine große Anzahl von kaiserlichen Lehensträgern, halbe Souveräne, die mehr oder minder unter einander im Hader lebten, den öffentlichen Frieden häufig störten und, wo es galt, Rache zu üben, um Werkzeuge nie verlegen waren. Zu ihrer Verfügung standen die Briganten, in Banden getheilt und von Häuptern befehligt, welche, wie einst die Condottieri, ihren Beistand dem Meistbietenden verkauften.

Verhältnißmäßig wenig litten Savoyen und das venetianische Festland, wo die Capelletti, eine Art albanesischer Gendarmerie, die Unterthanen der Signoria gegen Räuber schützten, dabei jedoch mitunter selbst Brandschatzungen ausübten, wie denn überhaupt die zügellose, aus Kindern aller Länder zusammengesetzte Soldateska, welcher die Bekämpfung der Banditen oblag, kaum minder gefürchtet war als diese selbst.

Das Räuberwesen hat zu allen Zeiten in den Ländern des südlichen Europa's eine große Rolle gespielt. In der Zeit, die uns hier beschäftigt, läßt sich der Ursprung dieser Geißel Italiens auf die Zustände der Halbinsel in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten, auf die Bürgerkriege, die Stadtfehden und das Unwesen der Condottieri zurückführen. Seitdem die Ideen und Formen des modernen Staates in Italien Eingang gefunden, hatten diese Zustände ihr Ende erreicht; es gab keine freien Städte, keine kleinen Tyrannen mit souveräner Macht, keine Condottieri mehr; aber die Erinnerung an die frühere Ungebundenheit und Willkür war nicht verwischt, die verlorene Freiheit nicht verschmerzt. Solche Erinnerungen wurden von den hohen Herren ausgebeutet, wenn sie in ihren persönlichen Fehden oder bei beabsichtigten Gewaltthätigkeiten der Mitwirkung der Banditen bedurften. Diese Letzteren recrutirten sich nicht nur auf dem flachen Lande, wo alle zweideutigen Elemente ihnen zuströmten, sondern auch in den Städten, wo selbst aus den höheren und höchsten Ständen die Unzufriedenen, die Verschuldeten, Alle, die mit der Gesellschaft oder dem Gesetze zerfallen waren, sich ihnen anschlossen. Als angeblicher Kämpfer für die alte Freiheit, galt der Räuber nicht für ehrlos. Er war gefürchtet, wurde bekämpft, und wenn es gelang, seiner habhaft zu werden,

war in der Regel das Schaffot sein Loos; aber er war nicht für immer gebrandmarkt, und die Rückkehr in die Gesellschaft war ihm nicht verschlossen, wenn er des Räuberhandwerks müde war. Es gehörte sogar nicht zu den Seltenheiten, ehemalige Banditenführer als friedliche Staatsbürger, selbst als Günstlinge ihrer eigenen Fürsten oder als Würdenträger an fremden Höfen wiederzufinden. War der Bandit von Stande der Obrigkeit in die Hände gefallen, so wurde er auf einem schwarz behangenen Schaffote mit allen seinem Range gebührenden Auszeichnungen hingerichtet; die Ehre seiner Familie aber erlitt dadurch keinerlei Einbuße.

In den letzten Regierungsjahren Gregors schwankte die Zahl der seine Lande brandschatzenden Räuber zwischen zwölftausend und siebenundzwanzigtausend Mann. Alle italienischen Fürsten vereint waren nicht im Stande, eine größere Heeresmacht aufzustellen. An der Spitze der bedeutendsten Banden standen Alfonso Piccolomini, Lamberto Malatesta und der berüchtigte „Priester" Guercino.

Alfonso Piccolomini, Herzog von Montemarciano, gehörte einer altadeligen Familie Siena's an und war während der Regierung Gregors XIII. gewissermaßen der Gebieter des Kirchenstaates geworden. Von seinen Vettern, den Orsini, beschützt und beherbergt, beunruhigte er unausgesetzt das römische Gebiet durch seine unerwartet und mit fabelhafter Raschheit ausgeführten Einfälle. Er trug langes Haar und hatte finstere, grauenerregende Züge. Unzählige Schreckens- und Heldenthaten wurden von ihm erzählt, und die Landbewohner bewunderten ihn ebenso sehr, als sie ihn fürchteten. Bei ihm befanden sich stets, und oft in nicht geringer Zahl, junge Herren aus den ersten Familien des Landes, und man war nicht wenig

erstaunt, in dem Lager des Räuberhauptmanns den feinen Sitten und Lebensgewohnheiten der großen Welt zu begegnen. Mit Recht war man im Vatican entrüstet über die Haltung des Herzogs von Urbino und mehr noch über die des Großherzogs von Toscana. Beide blieben taub gegen alle Ermahnungen des römischen Hofes zu einem kräftigen Einschreiten gegen den kühnen Bandenführer. In Rom wurde öffentlich behauptet, den italienischen Fürsten seien die Verlegenheiten des Papstes nicht unangenehm; jedenfalls kümmerten sie sich wenig um Seine Heiligkeit, von welcher sie Nichts zu hoffen und Nichts zu fürchten hätten. Nachdem alle Bemühungen der päpstlichen Regierung, sich gegen Piccolomini zu schützen, erfolglos geblieben waren, gelang es dem Cardinal Medici, ein Abkommen mit ihm zu treffen, in Folge dessen der erlauchte Räuberhauptmann freiwillig für einige Jahre den Schauplatz seiner Unthaten verließ.

Piccolomini's Stelle wurde bald von andern Bandenführern eingenommen, und die Gefahr für die Existenz des Staates, für die zeitliche Gewalt des Papstes, wuchs von Tag zu Tag.

Die Lage, in der sich die Regierung und das Land befanden, schien eine verzweifelte. Nur ein eisernes Regiment, das lag klar am Tage, konnte die Gefahr beschwören, die mit der zeitlichen Gewalt des Papstes zugleich den katholischen Glauben bedrohte. Durch dieses Regiment, zu welchem Gregor XIII. unfähig war, sollte Sixtus V. der Retter des Kirchenstaates und der Wohlthäter Italiens werden. Gleich bei seiner Thronbesteigung legte er durch Wort und That Zeugniß von dem Geiste ab, in welchem er zu regieren gedachte.

Als am Tage nach der Wahl die römischen Gemeinde-

räthe im Vatican erschienen, um sich von dem neuen Herrscher Gerechtigkeit, Friede und Brod zu erbitten, entließ der Papst sie mit den Worten: „Was die Gerechtigkeit anbelange, so befehle er ihnen, sie zu üben. So lange sie ihre Pflicht thäten, könnten sie auf seinen Schutz zählen, dagegen aber auf die härtesten Strafen, wenn sie ihre Pflicht verletzten. Nöthigenfalls werde er ihnen auch den Kopf vor die Füße legen lassen." Wenn auch selbst die wärmsten Anhänger des neuen Papstes für den Anfang diese Sprache etwas stark fanden, so verkannte man doch nicht, daß die Bedürfnisse der Lage die äußerste Strenge erheischten. Ueberdies flößten der gesunde, gerade Sinn Peretti's und sein bekanntes Rechtsgefühl allgemeines Vertrauen ein, und Niemand fürchtete, es werde ein Nero oder ein Drako aus ihm werden.

Unter den Vielen, die sich unmittelbar nach der Wahl dem Papste zu Füßen warfen, hatte man mit Erstaunen auch den Herzog von Bracciano bemerkt. Er wurde im Ganzen gut empfangen; doch richtete, so erzählt man, der Papst auf den Mörder seines Neffen einen Blick, der andere Gesinnungen verrieth, als die kühl gnädigen Worte, die aus seinem Munde flossen. Mittlerweile war Vittoria zu Donna Camilla gedrungen, welche sie lange nicht sehen wollte und endlich unwillig und unter lautem Schluchzen empfing. Der Papst war über die Kühnheit der jungen Frau höchst ungehalten, blieb aber dennoch im Herzen nach wie vor zur Nachsicht gegen sie geneigt. Auf Verwenden des Cardinals Medici wurde der Herzog noch einmal beim Papste vorgelassen, fand aber den Empfang so kalt, daß er, in einer plötzlichen Anwandlung von Furcht, noch in derselben Nacht mit seiner Familie aus Rom entfloh und sich auf venetianischem Boden niederließ.

Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Gefahren

der Lage die durchgreifendsten Gegenmittel erheischten, war Sixtus entschlossen, die Gegner der Ruhe und Ordnung mit Furcht und Bangen zu erfüllen und dadurch der bisher von ihnen geübten Schreckensherrschaft ein Ende zu machen. Wie er am Tage nach seiner Wahl Rom durch seine Anrede an die Gemeinderäthe in Staunen versetzt, am folgenden Tag das mächtige Haupt der Orsini durch einen Blick zur Flucht getrieben, so bezeichnete er den vierten Tag seiner Regierung durch einen Act der furchtbarsten Strenge. Er hatte bei Todesstrafe das Tragen von Waffen verboten. Dieses Verbot wurde von vier Brüdern übertreten, die unter der Bande gedient hatten, welche zum Schutze des Conclaves angeworben und nach erfolgter Wahl entlassen worden war. Von dem Bargel wegen unerlaubten Besitzes von Waffen verhaftet, wurden sie sofort zum Tode verurtheilt. Vergebens eilten mehrere Cardinäle in den Vatican und beschworen den hl. Vater fußfällig, Gnade zu üben, umsomehr, als vor erfolgter Krönung keine Hinrichtungen stattzufinden pflegten. Sixtus war unerbittlich, und am folgenden Morgen wurden die vier jungen Brüder an der Engelsbrücke aufgeknüpft. Rom war sprachlos vor Entsetzen. Ein Wort, ein Blick, eine That hatten in den ersten Regierungstagen Sixtus' V. eine neue Zeit geschaffen.

Sixtus V. wandte sich zunächst gegen die vor Rom stehenden Banditen, deren Lager man von den Wällen der Stadt sehen konnte, und die Tag für Tag die Verbindung mit der Umgegend unterbrachen, die Posten anfielen und die Couriere der Botschafter plünderten. Er warb Truppen gegen sie und übertrug den Oberbefehl über dieselben dem Cardinal Colonna. Dieser zog sofort gegen die Banditen zu Felde, und eine Masse Gesindels wurde erschlagen. Auch der berüchtigte Guercino fand in dem Kampfe den

Tod. Bald sahen sich die Banditen gegen die neapolitanische Grenze zurückgedrängt, und am Schlusse des Jahres war die römische Campagna von dieser Landplage befreit.

Da der Gouverneur von Rom den in ihn gesetzten Erwartungen nicht entsprach, mußte er seine Stelle an Monsignor Pierbenedetti abtreten. Dieser, ein alter Freund Fra Felice's, ging ganz in dessen Ansichten ein und entwickelte eine Strenge, die unter anderen Verhältnissen unbedingt tadelnswerth erscheinen würde, von den Zeitgenossen jedoch als eine traurige Nothwendigkeit gebilligt wurde. Er erließ eine Reihe drakonischer Verordnungen gegen die Sterndeuter und Wahrsager, gegen falsche Spieler und gegen solche, die in Wirthshäusern oder an anderen öffentlichen Orten unanständige Worte an die Wände schrieben oder den Banditen Vorschub leisteten, statt sie lebendig oder todt den Behörden zu überliefern. Ein besonderes Edict befahl den Geistlichen, die Kleider ihres Standes zu tragen. Den Zeitungsschreibern, Menanti genannt, wurde bei Todesstrafe untersagt, Staats- und Familiengeheimnisse zu veröffentlichen und die Privatehre anzugreifen. Die Todesstrafe scheint indessen, einzelne seltenen Ausnahmen abgerechnet, nur bei Mördern und Todtschlägern in Anwendung gebracht worden zu sein, und es wurden dabei stets die gesetzlichen, allerdings sehr summarischen Formen strenge beobachtet.

Vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit schützten hinfort weder hohe Geburt und Stellung noch hohe Verbindungen oder der geistliche Stand.

Einige jungen Herren aus den ersten Familien Roms hatten sich erlaubt, an der Engelsbrücke Katzenköpfe auf Spießen auszustellen, um dadurch die zahlreichen Hinrichtungen lächerlich zu machen. Sie wurden sofort ergriffen, und Niemand zweifelte daran, daß sie den Scherz mit dem

Leben zu büßen haben würden; sie kamen indessen mit der Angst davon.

Cardinal Guastavillani hatte sich ein Subordinationsversehen zu Schulden kommen lassen und erhielt dafür Hausarrest. Als der Cardinal Medici sich für ihn verwendete, wurde er von dem Papste sehr ungnädig empfangen. „Wir wundern uns über Euere Sprache“, sagte er zu ihm; „wir wollen Gehorsam der Römer und der Fürsten.“

Nicolino Azzolino, ein Hauptmann der päpstlichen Garde, der einen Fähnrich seines Zuges verwundet hatte, mußte die Todesstrafe erleiden, ungeachtet der flehentlichen Fürbitte seines Vetters, des Cardinals Azzolino, der als treuer Freund und Geheimschreiber des Papstes in dessen besonderer Gunst stand.

Die unerbittliche Gerechtigkeit des neuen Papstes beschränkte sich nicht auf die Gegenwart. Mehrere, seit Jahren straflos gebliebene Verbrechen traf spät, aber furchtbar, die Rache des Gesetzes. Graf Attilio Baschi, der vor beinahe vierzig Jahren seinen Vater ermordet hatte, wurde vor Gericht gezogen und starb auf dem Blutgerüste. Hie und da machte sich der Unwille der Römer durch irgend ein beißendes Wort Luft. So wurde den schönen Bildsäulen der beiden Apostelfürsten am Eingange der Engelsbrücke das folgende Zwiegespräch in den Mund gelegt: „Warum trägst du einen Sack auf dem Rücken?“ fragte der hl. Paulus den hl. Petrus. „Ich verlasse Rom“, lautete die Antwort, „um dem Sixtus zu entfliehen, ehe er mir für das Ohr, das ich dem Malchus abgeschlagen, den Prozeß macht.“

Graf Giovanni, das allgemein geachtete und bereits betagte Haupt der Pepoli von Bologna, einer der vornehmsten Familien Italiens, hatte einem Banditen in

einem seiner Schlösser eine Zufluchtsstätte gewährt und verweigerte die von dem päpstlichen Legaten geforderte Auslieferung desselben unter dem Vorwande, das Schloß sei kaiserliches Lehen. Sofort ließ der Legat den Grafen Pepoli festnehmen. Es war dies bei der in Bologna herrschenden gereizten Stimmung ein gewagter Schritt; nichtsdestoweniger fand derselbe die volle Billigung des Papstes. Unter Androhung des Todes und der Einziehung seiner Güter verlangte Sixtus von Pepoli die sofortige Auslieferung des Banditen. Vergebens verwendeten sich der Herzog von Ferrara und der Cardinal Este, die Beide mit den Pepoli nahe verwandt waren, für den Gefangenen: der Papst zeigte sich unerbittlich. Graf Giovanni, sagte er, sei bereits wegen eines ähnlichen Vergehens unter der letzten Regierung im Gefängnisse gewesen und habe durch ihn, den Papst, die Freiheit wieder erlangt. Der rasche Rückfall müsse geahndet, der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen werden. Cardinal Este ließ den Gefangenen durch einen Eilboten beschwören, sich dem Willen des Papstes zu fügen; der alte Herr beharrte jedoch bei seiner Weigerung und erhöhte zugleich den Unwillen des Papstes dadurch, daß er nicht nur die Vermittlung des Kaisers anrief, sondern auch in einem Briefe, der aufgefangen wurde, sich die unvorsichtige Aeußerung erlaubte, er hoffe, bald aus den Klauen des tyrannischen Pfaffen befreit zu sein. Er wurde vor Gericht gestellt, zum Tode verurtheilt und im Gefängnisse erdrosselt. Der gewaltsame Tod dieses, wegen seiner Wohlthätigkeit in Bologna sehr beliebten Barons versetzte die Stadt in Trauer; die Furcht vor Sixtus überwog jedoch die Erbitterung, und ungeachtet ihrer sprüchwörtlich gewordenen Erregbarkeit blieb die Bevölkerung ruhig. Mehrere Barone, die kein ganz reines Gewissen hatten, verließen

die Stadt und flüchteten nach Ferrara oder auf venetianisches Gebiet. Auch in Rom war man entsetzt über dieses Uebermaß von Strenge; es erhoben sich jedoch auch Stimmen zur Vertheidigung des Papstes. „Der Papst ist in Allem schwierig; aber er thut Niemandem Unrecht", so lautet das Urtheil Batti's, des Secretärs Medici's. Und der venetianische Botschafter meldete dem Dogen: „Da die Barone des Kirchenstaates sehen, wie hart die Regierung ist und wie wenig Aufhebens sie mit ihnen macht, werden sie, so viel sie können, außer Landes verweilen; aber andererseits ist man doch der Ansicht, daß die so große Strenge eine Bürgschaft der öffentlichen Ruhe ist, und Jedermann fühlt, daß es jetzt gilt, vernünftig und sittsam zu leben und dem Landesherrn zu gehorchen."

Von der sehr richtigen Ansicht ausgehend, daß eine Klàsse oder ein Stand durch die Bestrafung unwürdiger Glieder nicht entehrt wird, nahm Sixtus V. ebenso wenig Rücksicht auf das Kleid des Weltpriesters und die Kutte des Mönchs als auf den Purpurmantel des Cardinals oder den Wappenrock der Barone. Ein Klostergeistlicher, der die Leichtgläubigkeit der Frommen in Santa Maria del Popolo durch falsche Wunder ausgebeutet hatte, wurde zur Stunde der Promenade dem Corso entlang gepeitscht. Ein mehrerer Missethaten überführter Franciscaner wurde auf der Engelsbrücke gehenkt. Einer der verrufensten Menanti, ein Priester Namens Don Annibale Capello, der sich der langjährigen Verbreitung falscher Nachrichten, vielfacher Verläumdungen, der Schmähung der Heiligen durch den Verkauf unsittlicher Bilder und endlich des brieflichen Verkehrs mit ketzerischen Fürsten schuldig gemacht, erlitt den Tod am Galgen, nachdem ihm der Henker die Zunge und die rechte Hand abgehauen hatte. Ein Betrüger, der

sich für einen Verwandten des Cardinals Guastavillani ausgab und in Spanien falsche Bullen verkauft hatte, büßte sein Vergehen an einem vergoldeten Galgen.

Schweigend wohnte Rom diesen furchtbaren Schauspielen bei. Nur Marforio und Pasquino, jene bekannten antiken Bildsäulen, welche man noch am Capitol und an der Ecke des Palazzo Braschi sieht, bewahrten ihr freies Wort. Dem Marforio wurden die Fragen und dem Pasquino die Antworten in den Mund gelegt. Die in ihren Zwiegesprächen enthaltenen, meist geistreichen, immer aber beißenden Witze erheiterten das Publikum und rächten dasselbe an dem strengen Regimente. Auf das gemeine Volk wirkte der Name Sixtus wie ein Talisman. Kam irgend ein Raufhandel vor, so genügte es, den Kämpfenden zuzurufen: „Denkt an Sixtus!“ und sogleich war der Friede hergestellt. Die Mütter beschwichtigten ihre Kinder durch die Worte: „Stille, Sixtus kommt!“

Kaum hatte Sixtus vom Lateran Besitz genommen, d. h. den Act vollzogen, durch welchen die Päpste die förmliche Uebernahme der Regierungsgewalt bekunden, als er bei den Botschaftern des Kaisers, Spaniens, Venedigs und Toscana's die Banditengefahr zur Sprache brachte. An seinen Freund, den Großherzog Franz, dessen Mitwirkung in dieser Angelegenheit von besonderer Wichtigkeit war, wandte er sich persönlich. „Helft mir“, schreibt er ihm, „mit den Banditen fertig zu werden, dieser Plage des Volkes und Schande des heiligen Stuhles.“

Der König von Spanien sagte seine Mitwirkung zur Bekämpfung der Banditen zu; auch die Herzoge von Ferrara und Urbino zeigten sich willfährig; in Venedig dagegen stieß der Papst auf Schwierigkeiten, obgleich es auch dort nicht an gutem Willen fehlte. Von jeher hatte die

Republik das Asylrecht geübt und dabei ebenso wenig nach den Gründen der Verbannung als nach der Natur des den Flüchtlingen zur Last gelegten Verbrechens gefragt. Eine gründliche Ausrottung der Banditen war aber offenbar unmöglich, so lange das Asylrecht in seiner bisherigen Ausdehnung fortbestand. Der Papst ließ daher durch seinen Nuntius von der venetianischen Regierung eine öffentliche Erklärung verlangen, laut welcher päpstliche Verbannte künftighin weder in Venedig noch auf dem venetianischen Festlande zugelassen würden. Dieselbe Verbindlichkeit war er bereit hinsichtlich der venetianischen Verbannten zu übernehmen. Diesem Vorschlage, der einen Auslieferungsvertrag zum Gegenstande hatte, lag ein neues, dem damaligen Völkerrechte fremdes und den venetianischen Gepflogenheiten zuwiderlaufendes Princip zu Grunde. Die Wünsche des Papstes blieben daher unberücksichtigt. Sixtus wandte sich hierauf persönlich an den Botschafter Priuli. „Ich will", sagte er ihm, „daß man im Kirchenstaate ruhig leben könne; daher die Nothwendigkeit, den Missethätern die Möglichkeit der Flucht zu entziehen. Der katholische König und alle italienischen Fürsten haben sich anheischig gemacht, ihnen das Asyl zu versagen. Dasselbe erwarte ich von dem Dogen. Eine Verordnung in diesem Sinne ist hinreichend." Er erklärte, Nichts dagegen zu haben, daß Herren und Edelleute des Kirchenstaates bei der Signoria Dienste nähmen, und ebenso wenig dagegen, daß selbst Banditen unter die Fahnen der Republik aufgenommen würden, vorausgesetzt, daß die Letzteren nach entlegeneren Gebieten, wie Candia oder Corfu, gesandt würden. Die venetianische Regierung ging auf diesen Vorschlag ein, und es kam zu einem den Wünschen des Papstes entsprechenden Concordate, das treulich beobachtet wurde. Kleine Reibungen abgerechnet, ließen seit-

dem die Beziehungen zwischen Rom und Venedig, auf welche der Papst das größte Gewicht legte, Nichts zu wünschen übrig.

Minder befriedigend hatte sich das Verhältniß zwischen Sixtus und dem Großherzog von Toscana gestaltet. Franz wollte gegen die Banditen nicht ernsthaft einschreiten, da sie im Kriege nützliche Bundesgenossen werden konnten und überdies sein Land und seine Unterthanen schonten, so lange sie selbst von ihm geschont wurden. Wie er Gregors XIII. oft wiederholten Bitten um seine Mitwirkung nie Gehör geschenkt hatte, so gedachte er auch dessen Nachfolger mit allgemeinen Redensarten hinzuhalten. Dies nahm jedoch der Papst sehr übel, und die freundschaftliche Vertrautheit der früheren Tage begann bedeutend zu erkalten.

Seitdem Piccolomini von der Schaubühne zurückgetreten, war der Bandenführer Lamberto Malatesta, aus dem vornehmen Geschlechte dieses Namens, das einst in Rimini die höchste Gewalt ausgeübt, der Schrecken des Landes geworden. Der Hauptschauplatz seiner Frevelthaten waren die Romagna, Umbrien und die Marken. Seine Erfolge waren ebenso groß als seine Tollkühnheit. Die päpstlichen Truppen erlitten eine Niederlage um die andere. Die Basis seiner Operationen war Toscana. Dort fand er, wie vor ihm Piccolomini, vollkommene Sicherheit, gute Winterquartiere und die Möglichkeit, sich leicht und wohlfeil mit Lebensmitteln zu versehen. Im höchsten Grade erzürnt über den diesem Missethäter geleisteten Vorschub, gegen welchen alle Vorstellungen des päpstlichen Nuntius vergeblich geblieben waren, schrieb Sixtus eigenhändig an den Großherzog. „Ich bin in der äußersten Verlegenheit und weiß nicht, wie ich es anfangen soll, Euerer Hoheit zu schreiben, was ich Euch zu sagen habe, nachdem ich stets mit Beweisen Euerer Güte überhäuft worden bin, nicht

nur seitdem ich diesen Platz einnehme, sondern auch, als ich mich in einer minder hohen Stellung befand. Wenn ich je in einen Menschen Hoffnung gesetzt habe, so war es Euere Hoheit. Und nun duldet Ihr, daß Lamberto Malatesta, ein von der Kirche Gebannter, in Eueren Staaten, zum großen Nachtheil der meinigen, Leute werbe. Ihr seht dem zu und schweigt, und ich, um die Euch schuldige Achtung nicht zu verletzen, muß dies ertragen zu meiner eigenen Schande und verlacht von Jedermann! Ich habe Euerer Hoheit gestattet, die Banditen auf dem Gebiete der Kirche zu verfolgen. Ich verlange von Euerer Hoheit dieselbe Ermächtigung. Ich bitte um Antwort und hoffe, Euere Hoheit werden nicht zulassen, daß dieser Mensch fortfahre, seine Banden zu verstärken und Wir, der Gegenstand des öffentlichen Gespöttes zu sein."

Nachdem Sixtus sich in dem an demselben Tage abgehaltenen Consistorium in den heftigsten Ausdrücken über die Handlungsweise und den Undank des Großherzogs ausgesprochen, ließ er dem toscanischen Gesandten sagen, daß er, wenn Malatesta nicht unverzüglich den päpstlichen Behörden ausgeliefert werde, entschlossen sei, zu Zwangsmaßregeln zu schreiten. Fast hatte es den Anschein, als sollte es zum Kriege mit Toscana kommen. Auf den dringenden Rath seiner Agenten, die Dinge nicht auf's Aeußerste kommen zu lassen, gab Franz endlich nach. Er ließ den Häuptling festnehmen und nach Rom abführen. Als derselbe in Rom ankam, ergriffen viele Personen die Flucht, ein Beweis, wie weit seine geheimen Einverständnisse verzweigt waren. Sein Prozeß dauerte sechs Wochen und endete mit seiner Verurtheilung. Sei es aus Rücksicht für die Familie des Verurtheilten, sei es, weil dieser wirklich nicht so schuldig befunden wurde, als man vermuthet hatte: der

Papst begnügte sich damit, ihn einfach enthaupten zu lassen. Mit dem Großherzog Franz nahm er seine früheren guten Beziehungen wieder auf und ließ ihm durch den toscanischen Gesandten die freundlichsten Worte sagen.

Das durch Sixtus eingeführte eiserne Regiment, das offenbar darauf ausging, Wunden zu heilen und nicht Wunden zu schlagen, hatte bereits begonnen, seine heilsamen Wirkungen zu äußern, als die Einziehung eines ehemaligen Dieners des Herzogs von Bracciano wegen irgend eines Vergehens den bereits vergessenen Mord Francesco Peretti's in das öffentliche Gedächtniß zurückrief. Die Aussagen dieses Mannes, welcher peinlich verhört ward, schienen über des Herzogs Schuld die letzten Zweifel zu entfernen, und Donna Camilla, noch immer untröstlich über den Tod ihres Sohnes, bestürmte neuerdings ihren Bruder mit der Bitte, die Auslieferung Paola Giordano's zu verlangen, der, zurückgezogen in seiner Villa zu Salo, am Gardasee, auf venetianischem Gebiete lebte. Sixtus brachte die Sache bei dem Botschafter der Signoria zur Sprache. Es widerstrebe ihm, sagte er demselben, auf einen Vorfall zurückzukommen, den er, als er noch Cardinal gewesen, in die Hand Gottes gelegt; da er aber gezwungen sei, in seinen Staaten ein strenges Recht zu üben, sei es ihm unmöglich, ein so furchtbares Verbrechen ungeahndet zu lassen. Andererseits wolle er nicht den Anschein haben, sich von persönlichen Rachegefühlen leiten zu lassen. Man hatte ihm die Prozeßacten aus der Engelsburg gebracht; er hatte jedoch den Muth nicht, sie zu Ende zu lesen. Er brach in Thränen aus und erklärte, von der Sache Nichts mehr hören zu wollen.

Unterdessen hatte der Tod den Herzog von Bracciano bereits vor einen höheren Richter gerufen. Er war im November 1585 zu Salo an den Folgen einer Wunde in

den Armen seiner Gemahlin gestorben. Bis zum letzten Athemzuge hatte er sie leidenschaftlich geliebt, und sein Testament bestimmte ihr einen bedeutenden Theil seines Vermögens. Vittoria war in Salo geblieben, schutzlos und den Nachstellungen der Orsini, besonders ihres Schwagers Ludovico, preisgegeben. Dieser Letztere eilte, nachdem ein Brief der Wittwe ihn von dem Todesfalle in Kenntniß gesetzt, sogleich nach Salo und zwang Vittoria, die keinen Widerstand versuchte, ihm ihr Geschmeide und ihre sonstigen kostbaren Habseligkeiten auszuliefern. Bestürzt und Schlimmeres ahnend, floh sie nach Padua, wo sie sich unter den Schutz der Republik stellte. Da sie beinahe aller Mittel entblößt war, wandte sie sich an den Papst mit der Bitte um Unterstützung. Sixtus, der für die Wittwe seines Neffen noch immer eine gewisse Nachsicht bewahrte, stand im Begriffe, ihrem Hilferufe zu folgen, als er die Nachricht von ihrem Tode erhielt.

In der Nacht vom 21. auf den 22. December drang eine Bande bewaffneter und verlarvter Männer in den Palazzo Cavalli, welchen Vittoria mit ihren Brüdern Marcello und Flaminio und einigen wenigen Dienern bewohnte. Eine andere Rotte Vermummter bewachte die Zugänge des Hauses. Flaminio wurde in seinem Zimmer ergriffen und mit Flintenschüssen und Dolchstichen niedergemacht, während es Marcello gelang, sich durch die Flucht zu retten. Vittoria hatte am Morgen die heilige Communion empfangen. Sie verrichtete eben ihr Abendgebet, als die ausgesandten Mörder in ihr Schlafzimmer drangen. Sie bat nicht um ihr Leben; nur um einige Augenblicke Zeit flehte sie, um Gott ihre Seele zu empfehlen. Ihre Bitte fand kein Gehör, und sie erlag den Streichen der Unmenschen. Auf die Kunde von diesen Vorfällen entsandte der Senat einen

Avogador nach Padua mit dem Auftrage, Ludovico Orsini, auf welchem der schwerste Verdacht der Schuld lastete, gefangen zu nehmen. Anstatt der an ihn ergangenen Aufforderung, vor den Rectoren der Stadt zu erscheinen, Folge zu leisten, verschanzte sich Orsini mit den Seinigen im Palazzo Contarini. Nachdem den Tag über Flintenschüsse gewechselt worden, wobei es auf beiden Seiten Todte und Verwundete gegeben, ließ der Avogador gegen Abend zwei Feldschlangen auffahren. Bald stürzte eine Ecke des Palastes ein und begrub unter ihren Trümmern drei Helfershelfer Ludovico's. Orsini, der gehofft hatte, den Kampf bis zur einbrechenden Nacht fortsetzen zu können, um dann im Schutze des Dunkels zu entfliehen, sah die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes ein und ergab sich, indem er die im Palaste zurückgebliebenen Banditen durch Uebersendung seines Siegelringes aufforderte, seinem Beispiele zu folgen. Drei Tage nach seiner Gefangennehmung wurde Ludovico im Gefängnisse erdrosselt. Seine Spießgesellen erlitten am nächsten Morgen, als gemeine Verbrecher, auf dem Marktplatze von Padua den Tod durch Henkershand. Der Doge beauftragte seinen Botschafter in Rom, dem heiligen Vater von der an den Verbrechern geübten Gerechtigkeit, sowie von allen Einzelnheiten des Vorfalls genaue Kenntniß zu geben. Sixtus belobte die Signoria, äußerte aber gegen Priuli: „Noch besser würde sie thun, in Zukunft keine so übel berüchtigten Subjekte in ihre Dienste zu nehmen. Ehrsame und wackere Diener würden ihr nicht mangeln, so lange sie mit Gott auf gutem Fuße stehe. Er sende den guten Fürsten Legionen von Engeln, und ein Engel vermöge mehr als alle Menschen zusammengenommen."

Dem Drängen seiner Schwester nachgebend, verlangte Sixtus von der venetianischen Regierung die Bestrafung

Marcello Accoramboni's, des eigentlichen Mörders Francesco Peretti's, für einen anderen von demselben in Padua verübten Todtschlag. Die Signoria verweigerte dies auf das Bestimmteste, indem der Prozeß bereits entschieden und Marcello freigesprochen worden war; dagegen bot sie die Auslieferung Marcello's an, zu welcher die mit Sixtus geschlossene Capitulation sie nicht verpflichtete, indem Marcello schon unter dem Pontificate Gregors XIII. verbannt worden war. Nicht ohne inneres Widerstreben ging der Papst auf dieses Anerbieten ein. Marcello wurde ausgeliefert und nach beendigtem Prozesse hingerichtet.

So endete, wie man damals sagte, „die Tragödie der Vittoria Accoramboni“, nach dem Urtheile der Zeitgenossen der reizendsten Frau, die Italien jemals gesehen. Ob sie Antheil gehabt an dem Tode ihres ersten Gemahls, ist niemals mit Sicherheit festgestellt worden. Diese Tragödie aber beweist, was man in jener Zeit in Italien wagen durfte. Sie verbreitet ein furchtbares Licht über die Ausdehnung des Uebels, an dem Italien krankte, über die dringende Nothwendigkeit, der bedrohten Gesellschaft zu Hilfe zu eilen. Sixtus V. bebte vor dieser schweren Aufgabe, die nur durch Anwendung der äußersten Mittel gelöst werden konnte, nicht zurück. Um den Gesetzen Achtung zu verschaffen, um Rom, seinen Staaten, ja dem ganzen Italien die entflohene Sicherheit wiederzugeben, hatte er eine nie gesehene Thatkraft entwickelt, hatte Mittel der furchtbarsten, die Grenzen der Grausamkeit berührenden Strenge angewandt; er war jedoch nur gegen die Schuldigen eingeschritten. Er verfolgte die Feinde der Gesellschaft und zählte auf den Dank der friedlichen Staatsbürger. Sein großes Unternehmen war gelungen. Zwei Jahre und einige Monate waren verflossen, seitdem er den Thron bestiegen, und er durfte

sich rühmen, das Banditenthum vernichtet zu haben. Allenthalben herrschte Ordnung, in Rom wie in den andern Städten. Zum ersten Male, nach einer langen Reihe von Jahren, konnten die Landbevölkerungen frei aufathmen. Sie waren befreit, wie von den Störern, so auch von den sogenannten Wiederherstellern der öffentlichen Ordnung. Sixtus, der Schrecken der Römer, war der Abgott der Provinzen. Sein rücksichtsloses Vorgehen hatte allerdings unter den davon Betroffenen und ihren Anhängern dumpfen Haß und giftige, wenn auch nur leise kundgegebene Anschuldigungen gegen den unerbittlichen Regenten hervorgerufen; aber ihr Murren verhallte unter dem Beifallsrufe Europa's. Zu den wärmsten Bewunderern des großen Papstes gehörten seine geborenen Gegner, die Häupter der protestantischen Bewegung, Heinrich von Navarra und Elisabeth von England. Als die Letztere eines Tages von ihren Räthen mit der Bitte bedrängt wurde, sich zu vermählen, antwortete sie lächelnd: „nur Ein Mann sei würdig ihrer Hand: Sixtus".

VI.

Sixtus' V. Finanzverwaltung.

„Strenge und Geld" waren, nach Sixtus Ansicht, wesentliche Bedingungen einer guten Regierung, und er verstand unter Strenge die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, unter Geld einen geordneten Staatshaushalt. Dank seinem eisernen Regimente hatte er in seinen Staaten gesetzliche Zustände geschaffen und die zeitliche Macht des Papstthums gerettet. Durch die von ihm in der Engelsburg aufgehäuften Millionen war er der reichste Fürst in Europa geworden, insofern man behaupten kann, der sei der reichste,

welcher in jedem Augenblicke mehr als jeder Andere über die Summen verfügt, deren er bedarf, um den Bedürfnissen der Lage gerecht zu werden und die entworfenen Pläne zur Ausführung zu bringen. Allerdings, wenn man die ungeheure Ausdehnung der spanischen Monarchie mit dem winzigen Kirchenstaate vergleicht, so war, wie Sixtus oftmals sagte, Philipp ein Elephant und er eine Fliege. Aber die Kassen seiner katholischen Majestät waren stets leer, die des Papstes mit Gold überfüllt. Der Kaiser, die Erzherzoge, Heinrich III. litten an chronischer Geldnoth, und mit Ausnahme der Republik Venedig war der Kirchenstaat auch in dieser Beziehung den übrigen Staaten Italiens weit überlegen. Mit einigen Millionen in Gold und Silber in der Hand war Sixtus V. unbestritten der reichste Souverän. Wenn er sich mit den Cardinälen, den Botschaftern oder mit andern angesehenen Fremden unterhielt, kam er gern auf seinen Reichthum zu sprechen und äußerte dabei oftmals unverholen: „ein Fürst ohne Geld sei Nichts.“ Er wollte indessen nicht nur, daß man seinen Reichthum kenne; man sollte auch wissen, daß er fest entschlossen sei, seine Finanzen nicht in Unordnung zu bringen, wie das ohne Zweifel geschehen wäre, wenn er thörichten Entwürfen nachgejagt hätte, oder wenn er seine Goldstücke verausgabt hätte zur Unterstützung katholischer Fürsten, von deren Unfähigkeit er überzeugt war. „Unser Geld“, sprach er zu dem Cardinal Joyeuse, dem Nachfolger des Cardinals Este in dem Protectorate Frankreichs, „steht zur Verfügung der katholischen Fürsten, insbesondere Eures Königs; aber nicht einen Heller soll er haben, bevor wir nicht gesehen, daß es ihm Ernst ist mit seinem Unternehmen (gegen die Hugenotten) und daß wirkliche und bedeutende Erfolge vorliegen.“

Das Finanzsystem Sixtus' V. beruhte einfach auf der Be-

schränkung der Ausgaben und der Vermehrung der Einkünfte, was zu jeder Zeit die erste Bedingung eines geregelten Staatshaushaltes ist. Aber seine Ersparnisse wurden in der Engelsburg niedergelegt; sie blieben also ein todtes Kapital und entzogen dem Umlauf, und mithin dem Nationalvermögen, das baare Geld, aus welchem sie bestanden. Aus dem Gesichtspunkte unserer Zeit beurtheilt, erscheint dieses System als ein durchaus verwerfliches; denn der öffentliche Schatz wurde bereichert durch die Verarmung des Landes. Anders stellen sich jedoch die Dinge dar, wenn man an dieselben den Maßstab des sechzehnten Jahrhunderts legt. Es herrschte damals eine große Unwissenheit in Finanzangelegenheiten. Man wußte nicht, daß der Nationalreichthum durch den Kapitalumlauf bedingt ist, welcher neue Werthe schafft, die öffentliche Thätigkeit erweckt und aneifert und innerhalb gewisser Grenzen seine wohlthätigen Wirkungen über alle Klassen der Staatsbürger verbreitet. Nun aber setzt der Kapitalumlauf den Credit voraus, und ein solcher bestand damals fast gar nicht. Nur unter äußerst lästigen Bedingungen konnte Geld aufgenommen werden, gar nicht zu Zeiten politischer Verwicklungen, wo gerade die Regierungen dasselbe am meisten bedürfen. Es gab in Europa nur zwei öffentliche Banken, zu Genua und Venedig, und ihre Operationen beschränkten sich darauf, an Ort und Stelle den Handelsverkehr der Kaufleute zu erleichtern, welche ihre Kapitalien dort niedergelegt hatten. Es entstand daher für die Regierungen die Nothwendigkeit, einen Baarvorrath zu sammeln, gerade so, wie sie der Getreidevorräthe bedurften, da man sich, in Ermanglung rascher und wohlfeiler Verkehrsmittel, bei einer eingetretenen Mißernte nicht, wie es heute geschieht, Getreide aus Rußland oder Amerika verschaffen konnte. Vom finanziellen Stand-

punkte jener Zeit beurtheilt, war also die Anhäufung edler Metalle in den Staatstruhen nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern eine unbestrittene Nothwendigkeit, und wenn Sixtus getadelt wurde, so geschah dies nicht, weil er Ersparnisse machte und diese in seinen Koffern verschloß, sondern weil er das System zu weit trieb, seine Unterthanen übermäßig belastete und am Ende eines jeden Jahres durch Eintreiben der für die apostolische Kammer ausstehenden Summen dem kleinen Handelsverkehr das baare Geld vorübergehend entzog und daher augenblickliche Stockungen hervorrief.

Rom war nie eine Handelsstadt und nie ein Mittelpunkt der Betriebsamkeit. Seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Kirchenstaat durch die Genuesen ausgebeutet. Sixtus beutete seinerseits die Genuesen aus, indem er bei ihnen seine Monti, von welchen sogleich die Rede sein wird, zu guten Preisen anbrachte. In gleicher Weise wußte er aus seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Venetianern, die in Italien noch immer die ersten Handelsherren und in der Levante thatsächlich im Besitze des lang geübten Monopols waren, Vortheil zu ziehen, indem er für seine adriatischen Provinzen, namentlich für Ancona, mehrfache Vergünstigungen erwirkte. Die Römer kannte er; daher gab er dem verkehrten Gedanken, aus ihnen Bankiers oder große Kaufleute oder große Fabrikanten zu machen, keinen Augenblick Raum. Er wußte, daß sie geistreich und talentvoll sind, daß sie aber, abgesehen von den Künsten und den mit denselben in Verbindung stehenden Handwerken, lieber die Zunge als die Arme bewegen und überdies auch in der Ausbeutung der Fremden eine unversiegbare Quelle des Wohlstandes besitzen. In den Marken hatte im Mittelalter die Seidenzucht geblüht, in andern Gegenden die Linnenfabrikation; beiden

hatte jedoch die Geißel der Banditen ein Ende gemacht. Jetzt lebten, Dank den weisen Verordnungen des Papstes, die alten Industriezweige wieder auf. Auch auf den Straßenbau wurde unter Sixtus V. viel Geld und viele Sorgfalt verwendet. Aus allem, was er unternahm, leuchtet sein gerader Sinn, wenn man so sagen darf, sein derber, gesunder Menschenverstand hervor. Die römische Judenschaft, reich und bedeutend durch ihre ausgedehnten Handelsverbindungen, schmachtete, in ihrem Ghetto eingesperrt, noch unter dem Drucke mittelalterlicher Gesetze. Sixtus beutete sie aus; aber er gewährte ihr große Erleichterungen und schützte sie gegen die Mißhandlungen, denen die Söhne Israels ausgesetzt waren, wenn sie sich außerhalb ihres Viertels blicken ließen. Zu wiederholten Malen sahen die Römer, sprachlos vor Erstaunen, wie Christen, welche Juden beschimpft hatten, zur Promenadenzeit von einem Ende des Corso zum andern gepeitscht wurden. Von allen seinen Unterthanen zeigten die Juden Sixtus V. am meisten Anhänglichkeit. Als sich einst an einem Markttage auf der Piazza Navona das falsche Gerücht von seinem Tode verbreitet hatte, packten sie ihre Waaren ein und ergriffen eiligst die Flucht.

Sixtus V., obgleich in jeder andern Beziehung seiner Zeit voranschreitend, war als Finanzmann durchaus ein Kind seines Jahrhunderts. Zur Erhöhung der Staatseinnahmen entwickelte er im großartigsten Maßstabe das System der Aemter und Monti, die beide in vacable oder zeitweilige und nicht vacable oder beständige zerfielen; mit andern Worten, er beutete die seit langer Zeit eingeführte Käuflichkeit gewisser Aemter und die Kapitalanlage bei dem Staate zum Vortheile seiner Staatskasse aus.

Die zeitweiligen Aemter zerfielen in Aemter ersten

Ranges oder Prälaturen, in kleinere Aemter, auch Aemter zweiter Klasse genannt, und in Aemter dritter Klasse. Die Erwerber der Aemter ersten Ranges mußten, außer der Erlegung der Kaufsumme, persönliche Bürgschaft leisten, die nöthigen Studien gemacht haben, eine gewisse gesellschaftliche Stellung besitzen und über ihr Vorleben befriedigende Auskunft geben. Die Aemter zweiter Klasse konnte man erstehen, auch ohne Prälat zu sein; der Käufer konnte die Ausübung mit einem Dritten theilen oder sie diesem, falls er selbst nicht die nöthigen Eigenschaften besaß, ganz überlassen. Die Aemter dritter Klasse gaben keinen Zutritt zum Staatsdienste: der Inhaber bezog jährlich eine gewisse Summe aus dem Ergebniß gewisser Auflagen. Das Erträgniß der zeitweiligen Aemter der beiden ersten Kategorien bestand in den Taxen und Sporteln, welche die Erwerber dieser Aemter von den an sie sich wendenden Parteien zu erheben berechtigt waren. Mit dem Tode des Eigenthümers erlosch das Amt und ward von der Dataria,*) welche das Kaufgeld an den Papst abführte, abermals feil geboten. Den Erben des verstorbenen Besitzers gebührte keine Entschädigung: es war eben eine Leibrente, welche sich, soweit von den beiden ersten Kategorien die Rede ist, an die Ausübung des Amtes knüpfte. In der Voraussetzung, daß diese Aemter nur an Personen vergeben werden, welche im Stande sind, sie auszufüllen; daß diejenigen, welche sich vertreten lassen, nur würdige und zuverlässige Männer wählen und daß bei Erhebung der Taxen die bestehenden Vorschriften nicht überschritten werden, läßt sich dieses System, im Lichte der

---

*) Die Dataria ist diejenige Abtheilung der päpstlichen Kanzlei, in welcher die Uebertragung und Bestätigung der Beneficien ausgefertigt wird.

Zeit betrachtet, deren Anschauungen in vielen Punkten wesentlich von den unsrigen abwichen, vollkommen rechtfertigen. Dagegen ist nicht zu läugnen, daß dasselbe der Bestechung und Unterschleifen aller Art den weitesten Spielraum eröffnet. Um den Mißbrauch zu verhüten, bedurfte es eines kräftigen, wachsamen und strengen Regimentes, eines Sixtus' V. Von dem Momente an, in welchem eine ähnliche Controle aufhört, müssen solche Einrichtungen nothwendigerweise zur Entsittlichung und zu unerträglichen Erpressungen führen. Dazu kam eine neue Gefahr. Um die Erledigungen zu vermehren, erließ Sixtus eine Verordnung, kraft welcher die Aemter und die Actien der Monti durch die Beförderung der Besitzer zur Würde eines Bischofs oder eines Cardinals erledigt wurden. Für einen minder gewissenhaften und von der Heiligkeit seines Berufes weniger durchdrungenen Papst war dies ein Mittel, seine Koffer zu füllen. Er brauchte nur erledigte Bisthümer an Prälaten zu vergeben, welche so eben vacable Aemter oder Monti gekauft hatten. Mit andern Worten: die höchsten geistlichen Würden waren mittelbar käuflich gemacht worden. Die Folge davon war, daß eine große Anzahl reicher Genuesen nach Rom strömten und bedeutende Summen in den Monti anlegten, in der Hoffnung, auf diese Art Carriere zu machen, vielleicht es zum Cardinal zu bringen.

Die Monti machten die Staatsschuld aus und waren entweder nicht vacabel, d. h. immerwährend, oder vacabel, d. h. zeitweilig. Jene trugen fünf, diese dagegen zehn Procent.

Um die Notariatsacten, die sich zur großen Unbequemlichkeit der Parteien in den Händen der Notare befanden, leichter zugänglich zu machen, ließ Sixtus V. sie sammeln und in dem Archive der päpstlichen Staaten niederlegen, wo Jedermann gegen Entrichtung einer kleinen Abgabe

Einsicht von denselben nehmen konnte. Wie diese Einrichtung einem längst gefühlten Bedürfnisse des Publikums entsprach, so sollte dabei auch der Staatssäckel gewinnen. Sixtus gab das Archiv einem Patricier, Paolo Falconieri, auf neun Jahre für eine jährliche Summe von 11,000 Scudi in Pacht. Zugleich errichtete er den Monte dell Archivio, der aus achtundneunzig Actien (Luoghi) zu hundert Scudi bestand. Die Erwerber dieser Actien zahlten dem Staate 98,000 Scudi und bezogen für die Actie zehn Scudi jährlicher Zinsen, die mit dem von Falconieri zu entrichtenden Pachtschillinge bezahlt wurden.

Die Wiederherstellung der Sixtinischen Brücke, der Kuppelbau der Peterskirche, sowie die Philipp II. für seinen Krieg gegen die Königin Elisabeth zugesagten Subsidien nöthigten Sixtus zu einer andern Finanzoperation. Er errichtete den vacablen Monte von San Buonaventura, dessen Kapital zuerst auf 300,000 Scudi festgesetzt und dann bis auf 400,000 erhöht wurde, die zehn Procent trugen. Zur Zahlung der Interessen wurden die Erträgnisse der römischen Mauth, der Postgefälle und der zu diesem Ende erhöhten Stempelgebühren bestimmt.

Bei Errichtung des nicht vacablen Monte Sisto, der dem Staatsschatz 520,000 Scudi eintrug, führte Sixtus für seine sämmtlichen Staaten, mit Ausnahme der Städte Rom und Bologna, eine Weinsteuer ein. Es war dies ein Mißgriff; denn in Südeuropa macht der Wein in allen Klassen einen wesentlichen Bestandtheil der Nahrung aus, und eine hohe Besteuerung der ersten Lebensbedürfnisse muß nothwendigerweise die Verarmung der Steuerpflichtigen zur Folge haben, wenn die Industrie nicht bis zu einem gewissen Grade entwickelt ist und der Landmann nicht Gelegenheit hat, sich durch die Verwerthung seiner

Producte baares Geld zu verschaffen. Die Weinsteuer traf das Herz des Volkes. Um sie zu bezahlen, verkaufte der Handwerker sein Werkzeug, der Bauer sein Vieh und sein Ackergeräthe. Der Unwille darüber machte sich allenthalben Luft. Auch der römische Volkswitz beutete die mißliebige Finanzmaßregel des Papstes aus. Marforio fragte den Pasquino, warum er seine Wäsche an einem Sonntag wasche. „Weil“, war die Antwort, „am Montage die Sonne versteigert wird“. Sixtus, der seinen Mißgriff einsah, hob die Weinsteuer auf.

Wenn Sixtus in seinen letzten Lebensjahren auf die Zeit seines Pontificates zurücksah und den Zustand Roms und der Provinzen zur Zeit seiner Thronbesteigung mit der Lage der Dinge verglich, die er geschaffen hatte, empfand er eine lebhafte und gerechte Befriedigung. Eines Tages, ungefähr ein Jahr vor seinem Tode, unterhielt er sich hierüber eingehend mit dem venetianischen Botschafter. Nachdem er alle seine Bauwerke, die vollendeten, die in Arbeit begriffenen und die der Verwirklichung harrenden, aufgezählt, kam er auf die Finanzen zu reden. Bei seiner Erhebung, sagte er, hätten die Einkünfte der Kirche, d. h. des Staates, zwei Millionen Goldscudi betragen; aber nach Zahlung der Zinsen der Schulden seien dem Schatze nur 200,000 Ducaten geblieben. Die Rechnungen des letzten Jahres wiesen eine Ersparniß von 146,000 Scudi nach, welche theils durch Verringerung der Beamten, theils durch Vergebung von Pfründen und Prioraten an Personen geistlichen Standes erzielt worden, die bisher der Kammer zur Last gefallen seien. Der Schatz in der Engelsburg belaufe sich auf drei Millionen Scudi in Gold und eine Million in Silber, was, das Gold zum Silberwerth berechnet — Gold stand 20 Procent höher als Silber —, 4,600,000

Scudi oder venetianische Ducaten ausmache. In den vacablen Monti habe er 2,800,000 Scudi angelegt, wobei zu beachten sei, daß, wie eine lange Erfahrung beweise, abgesehen von zufälligen Vacanzen, sämmtliche Monti alle zehn Jahre in Erledigung kämen.

Diese günstige Auffassung der staatsökonomischen Zustände des Kirchenstaates wurde indessen nicht von Jedermann getheilt. Sixtus' V. Finanzwirthschaft erfuhr im Gegentheil, nach der Behauptung der fremden Botschafter, welche sich allerdings durch das stetige Anwachsen des päpstlichen Schatzes einigermaßen beunruhigt fühlten, vielfachen Tadel. „Man findet", sagt der venetianische Gesandte Giovanni Gritti, „der Papst habe Unrecht, seine Unterthanen so sehr zu belasten und mehr Zutrauen in seine vollen Koffer zu setzen als in die göttliche Vorsehung und in die Ergebenheit seiner Söhne, der zu seinem Beistande stets bereiten Fürsten der Christenheit. Man befürchtet auch, daß die Anhäufung so großer Summen in der Engelsburg die Geldgier der Unzufriedenen rege machen und sie zu einem Handstreiche gegen Rom anstacheln könne." Sixtus lächelte über solche Redensarten. Er wußte, was er von der Ergebenheit und Uneigennützigkeit der Fürsten zu erwarten hatte, und vor den Banditen fürchtete er sich nicht. Was die Rathschläge der göttlichen Vorsehung anbelange, pflegte er zu sagen, so maße er sich keineswegs die Gabe an, sie zu durchschauen; aber er könne nicht zugeben, daß in diesem Punkte die Diplomaten oder das Publikum hellsehender seien als das Haupt der Kirche. Arme Fürsten und ein armer Papst seien der Kinder Spott, besonders in einer Zeit, wo man mit Geld Alles unternehmen könne. Einen großen Fehler hätten seine Vorgänger begangen, indem sie nicht gehandelt wie er; denn die Fürsten müßten dem Beispiele

der Ameise folgen, welche den Wintervorrath im Sommer einlege.

Die diplomatische Welt verfolgte die Finanzoperationen des Papstes mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und nicht ohne einiges Unbehagen. Man fragte sich, was er damit eigentlich bezwecke, ob er wirklich den sonderbaren Gedanken hege, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen?

Der Krieg mit den Ungläubigen, die Eroberung von Algier, die Bekehrung der Königin von England waren allerdings Sixtus' V. Jugendträume. Zuerst eröffnete er diese Projecte Philipp II. Sixtus liebte den König von Spanien nicht, wie auch dieser sich nicht zu dem Papste hingezogen fühlte; aber er wußte, daß Philipp unter den katholischen Fürsten nicht nur der mächtigste war, sondern auch der eifrigste, wo es galt, die Interessen der Kirche zu vertheidigen. Hierauf aber war Sixtus vor Allem, wenn nicht ausschließlich, bedacht. Auf diesem Boden begegneten sie sich. Kaum hatte Sixtus den Vatican bezogen, als er dem Botschafter des katholischen Königs, dem Grafen Olivares, der ihm übrigens persönlich ebenso wenig sympathisch war als sein Gebieter, sein politisches Programm auseinander setzte. Von England sprechend, drückte der Papst in allgemeinen Worten die Hoffnung aus, die Königin werde sich zu einem guten Schritte (zur Bekehrung) bestimmen lassen. Diese Hoffnung gründete sich auf eine Aeußerung des englischen Botschafters in Paris, welche von dem Nuntius nach Rom berichtet worden war, sowie auf die von den Jesuitenpatres in London gegebene Nachricht, daß die Königin günstig gestimmt sei. „Mit einem Worte", so schließt Olivares seinen Bericht an den König über die Mittheilungen des heiligen Vaters, „der Papst will irgend etwas Großes unternehmen."

„Es scheint“, bemerkt hierzu Philipp in eigenhändigen Randglossen, „daß der Krieg in Flandern ihm nicht genügt und daß er keinen Begriff von den Kosten desselben hat. Auch über England ist er im Irrthum und gibt sich leeren Träumen hin.“ Der König sowohl als sein Botschafter hatten damals von Sixtus als Politiker nur eine geringe Meinung.

Der Gedanke an einen Krieg gegen den Sultan hatte schon Gregor XIII. beschäftigt, und er war zu diesem Ende mit Persien in Verbindung getreten; der Verkehr mit diesem Lande war jedoch ein so schwieriger und langsamer, daß ein von Gregor entsandter Agent erst gegen das Ende des Pontificats Sixtus' V. nach Rom zurückkehrte. Der Brief, den derselbe von dem Schah zu überbringen hatte, war drei Jahre alt. Dessenungeachtet versprach sich Sixtus in den ersten Zeiten seiner Regierung viel von diesem ungläubigen Bundesgenossen. Uebrigens wollte er zuerst mit den Barbareskenstaaten kämpfen. Alle diese Pläne, die er unablässig in Madrid zur Annahme empfahl, kamen für Philipp, den die feindliche Haltung Englands zur Aufrechthaltung freundlicher Beziehungen mit der Türkei nöthigte, sehr zu ungelegener Zeit, und er verbat sich am Ende jede weitere Mittheilung darüber.

Unterdessen suchte der Cardinal Este den Papst zu einer Unternehmung gegen England zu bestimmen. Sixtus sollte den König von Frankreich und die durch den Vertrag von Clermont mit demselben versöhnten katholischen Prinzen zu einem Angriffe gegen Elisabeth bewegen, an deren Stelle der König von Schottland, der Sohn Maria Stuarts, auf den englischen Thron erhoben werden sollte. Der hiervon in Kenntniß gesetzte Graf Olivares eilte sogleich zu dem Papste, um den Bemühungen Este's ent-

gegenzuarbeiten. Solche Träume, bemerkte er ihm, seien nicht zeitgemäß, so lange die Ketzerei in Frankreich nicht vollständig vertilgt sei. Este suche durch dergleichen Pläne Seine Heiligkeit mit den Häuptern der Ligue zu verfeinden, denen man nicht zumuthen könne, Frankreich in diesem Augenblicke zu verlassen, da ihre Abreise nach dem Kriegsschauplatze in England den völligen Sieg der Hugenotten zur Folge haben würde. Erst wenn der Krieg in Flandern und Frankreich zu Ende geführt sei, könne man daran denken, Elisabeth zu vertreiben, die übrigens nicht durch den in religiöser Beziehung wenig verläßlichen König von Schottland, sondern durch dessen Mutter, Maria Stuart, zu ersetzen sei. Der Papst erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkungen und gerieth in heftigen Zorn, als Olivares ihm versicherte, daß Heinrich III. mit dem Sultan in Unterhandlungen stehe. Wenn der König von Frankreich, erklärte er, sich mit den Türken einlasse, werde er den Bann über ihn aussprechen, in eigener Person gegen ihn zu Felde ziehen, den Beistand sämmtlicher christlichen Fürsten gegen ihn anrufen und die Franzosen ihrer Unterthanenpflicht gegen ihn entheben. Mit großem Vergnügen vernahm der Vertreter Spaniens diese Worte, deren Aufrichtigkeit er nicht bezweifelte.

In dem Maße, in welchem Sixtus sich mit den großen politischen Tagesfragen vertraut machte, stiegen seine Ansichten zu Madrid im Ansehen. Er schrieb selbst an den König und unterhielt sich oft mit Olivares über die Angelegenheiten Englands. Die Gründe, welche Philipps und des Papstes Blicke vorzugsweise auf dieses Land gerichtet hielten, waren sehr verschiedener Natur; doch waren es gemeinschaftliche Besorgnisse, die zu gleicher Zeit in Madrid und Rom den ersten Anlaß zu dem Gedanken einer groß-

artigen Unternehmung gegen die Königin Elisabeth gaben. Durch ihr steigendes Ansehen, durch ihre Verbindungen mit dem Könige von Dänemark, mit den deutschen Protestanten, mit dem Sultan, vorzugsweise aber durch die glänzenden Erfolge ihrer zu hoher Blüthe emporgestiegenen Seemacht, war diese Fürstin in den Augen Philipps eine furchtbare Gegnerin, während Sixtus in der Zurückführung Englands zu der kirchlichen Einheit eine der großen Aufgaben seines Lebens erblickte. Auch dort, wie in Frankreich, war die Lage eine verwickelte. Die Sache des alten, jetzt besiegten Glaubens war durch eine Frau vertreten, die der Gegenstand des allgemeinen Mitgefühls geworden war. Ihr Unglück hatte die Jugendfehler glücklicher Tage in Vergessenheit gebracht und einen Schleier geworfen über den schweren Verdacht, der auf ihr lastete. Schon schien sie geschmückt mit dem Heiligenschein des ihrer harrenden Martyrthums. Auf dem Throne saß eine gewaltige Frau voll Thatkraft und unbändiger Kühnheit, offenbar der Aufgabe gewachsen, die sie mit der rücksichtslosesten Entschiedenheit verfolgte und die in nichts Geringerem zu bestehen schien, als in der Vollziehung des dauernden Bruches zwischen der Kirche und dem edlen, vor Kurzem noch so katholisch gesinnten Volke, über welches sie das Scepter führte.

Sixtus V. beklagte Maria Stuart und bewunderte Elisabeth. Zwei Mittel gab es, durch welche das hohe Ziel, das ihm vorschwebte: die Wiederherstellung des katholischen Glaubens in England, erreicht werden konnte: die Bekehrung oder die Entthronung der Königin. Er schlug beide Wege zugleich ein. Für den ersten Zweck ließ er in London durch einige Jesuiten wirken, die verkleidet und mit Gefahr ihres Lebens in England verweilten, in Paris durch seinen Nuntius, durch den er Heinrich III. unablässig

beschwören ließ, der Königin, mit welcher er in Verbindung geblieben, die Vortheile ihrer Bekehrung vor Augen zu halten. Auch durch den französischen Botschafter in Rom, Marquis von Pisany, suchte er in dem gleichen Sinne auf Heinrich III. einzuwirken. Sein König, sagte er ihm, möge Elisabeth vorstellen, daß ihr Leben in steter Gefahr schweben werde, so lange sie an der neuen Lehre hänge, während sie eine große und mächtige Königin sein könne, wenn sie zum katholischen Glauben zurückkehre. Dann gedenke er, ihr beizustehen mit aller Macht; sie selbst aber werde unter den christlichen Völkern unvergänglichen Ruhm erwerben. Der Botschafter, der diese Selbsttäuschungen nicht theilte, bemerkte dem Papste, daß Elisabeth für ihre Minister kein Geheimniß habe, und diese Letzteren sie von der Bekehrung, selbst wenn sie dazu geneigt wäre, zurückhalten würden. Die Lage der Königin von Schottland könne durch dergleichen Versuche nur verschlimmert werden. Ungeachtet dieser Einwendungen gab Sixtus die Hoffnung nicht auf. Eines Tages trug ihm Jemand an, „für wenig Geld" die Königin zu ermorden; er wies jedoch dies Anerbieten mit Abscheu zurück.

Bei der Nachricht von dem tragischen Ende Maria Stuarts brach Sixtus V. in Thränen aus. Mehr noch als das traurige Geschick der unglücklichen Fürstin, die er vergebens zu retten gesucht, beklagte er das Hinschwinden der letzten Hoffnungen für die Wiederherstellung des katholischen Glaubens in England, die mit ihr zu Grabe getragen wurden. Um den englischen Katholiken ein geistliches Oberhaupt zu geben, erhob er, wenige Monate nach der Hinrichtung der Königin von Schottland, auf Verlangen Philipps II. und zum nicht geringen Verdrusse Elisabeths, Monsignor Alan in außerordentlicher Promotion zum Car-

dinal. Derselbe sollte mit der spanischen Armada nach England abgehen, um dort das hohe Amt eines päpstlichen Legaten zu bekleiden.

Ungeachtet man im Vatican die Hoffnung auf eine endliche Bekehrung Elisabeths noch immer nicht aufgegeben hatte, wurde doch auch der entgegengesetzte Fall, für welchen ihre Thronentsetzung in Aussicht genommen war, nicht außer Acht gelassen. Für Philipp II. war die Entthronung Elisabeths der eigentliche Zweck, für Sixtus nur ein äußerstes, letztes Mittel zur Wiedervereinigung Englands mit dem apostolischen Stuhle. Während in Spanien gerüstet ward, schwankten die Hoffnungen und mit ihnen die Sprache und Haltung des Papstes unablässig, je nachdem die Nachrichten, die ihm aus Spanien und England zukamen, bald die eine, bald die andere der beiden so verschiedenen Lösungen in Aussicht stellten. Ueber den Ausgang der kriegerischen Unternehmung wuchsen seine Besorgnisse, und in dem gleichen Maße erkaltete sein Eifer für dieselbe.

Die alten Staatsmänner der römischen Curie mißbilligten die Theilnahme des Kirchenhauptes an dem englischen Kriege. Der Nuntius zu Madrid äußerte sein Bedenken darüber gegen den venetianischen Botschafter Gradenigo. „Dieser König", flüsterte er ihm in's Ohr, „will der Herr von England werden, während doch weder der Papst noch irgend einer der großen Fürsten zugeben können, daß das bedeutende Königreich mit der Krone Spanien vereinigt werde. Zwar ist der König ein weiser Herr. Er behauptet, nicht nach fremdem Gute zu trachten; aber die Gelegenheit macht Diebe; der Mensch hat den natürlichen Hang nach der Herrschaft. Alles dies und unberechenbare Zwischenfälle könnten zur Herstellung der Universalmonarchie führen."

Welchen Antheil auch immerhin der Ehrgeiz Philipps an seiner Unternehmung gegen England gehabt haben mag, gewiß ist, daß er einen großen Schlag gegen dieses Land zu führen gezwungen war, und ebenso gewiß, daß der Papst nicht nur ihn hiervon nicht abhalten konnte, sondern auch, von seinem Standpunkte aus, den Sieg der katholischen Waffen wünschen und, folgerichtig, innerhalb der Grenzen seiner Mittel zur Herbeiführung dieses Sieges mitwirken mußte. Bei der Ohnmacht des Kaisers wie des Königs von Frankreich konnte die Kirche nur von dem König von Spanien den weltlichen Schutz erwarten, dessen sie bedarf, wenn sie nicht zu den Katakomben zurückkehren will. Aber der ebenso fromme als mächtige König Philipp war nur so lange im Stande, der Kirche ausreichenden Schutz zu gewähren, als seine Macht durch die Herrschaft über das Meer gesichert war. Mit dem Verluste der Seeherrschaft waren Flandern, Sicilien, Neapel, Sardinien, die Besitzungen der neuen Welt zunächst bedroht, in der Folge für die Krone Spanien unwiederbringlich verloren. Die Geschichte der nachfolgenden Jahrhunderte hat in dieser Beziehung die Voraussicht und die Besorgnisse Philipps gerechtfertigt. Nun bestritt ihm aber die wachsende Seemacht Englands die Herrschaft über das Meer. Auf allen Meeren begegneten die schwerfälligen, unzureichend bewaffneten spanischen Schiffe den leichten Klippern des kühnen Drake, der den märchenhaften Ruhm der alten scandinavischen Seekönige bereits verdunkelte. Den Angriffen einer größeren Zahl feindlicher Schiffe beharrlich ausweichend, nahm er die spanischen Gallionen unter den Wällen von Cadix hinweg, schürte das Feuer in Portugal, nöthigte, bald an den spanischen Küsten, bald bei den Azoren, bald bei den Antillen, die stolze castilische Flagge, unter den Batterien spanischer Kü=

stenforts Schutz zu suchen. Nichts blieb dem König von Spanien übrig, als ein Versuch, durch einen Krieg gegen England das Uebel in der Wurzel zu zerstören. Es war ein Kampf um die Bewahrung der Herrschaft über das Meer, mittelbar um den Bestand Spaniens als Großmacht ersten Ranges. Blieb aber Philipp Sieger, so mußte dieser Krieg ihn zum Herrn Englands machen. Die Eroberung dieses Königreichs war, wenn auch nicht der Zweck, so doch die natürliche Folge des Unternehmens, wenn dasselbe gelang.

So sehr Sixtus auch aus diesem letzteren Grunde die Nothwendigkeit des Kampfes Philipps gegen England bedauern mußte, konnte er doch nicht umhin, einem Unternehmen Beifall zu zollen, das die Wiederherstellung des katholischen Glaubens in diesem Lande in Aussicht stellte. Er versprach zu demselben Subsidien im Betrage von 800,000 Scudi und erhöhte diese Summe später auf eine Million. Indessen beunruhigte ihn das Zögern Philipps, der seinerseits Tage der Entmuthigung hatte, und er erging sich in Klagen über die spanische Langsamkeit. Er sah sich genöthigt, den Eifer des Königs anzuspornen. „Diesen Morgen", schrieb er ihm eigenhändig unter dem 7. August 1587, „habe ich Consistorium gehalten, und, um Eure Majestät zu befriedigen, wurde Alan zum Cardinal gemacht. Obgleich ich bei dem diesfälligen Vorschlage alles vermied, was zu Gerede Anlaß geben konnte, so sagte man hier in Rom doch sogleich: Jetzt machen sie Ernst mit dem englischen Kriege. Dies Gerücht ist in der ganzen Stadt verbreitet. Eure Majestät wollen daher keine Zeit verlieren, damit jenen armen Christen (den englischen Katholiken) nicht noch größeres Unheil zugefügt werde; denn wenn Ihr zaudert, so wird das Gute, das Ihr im Sinne habt, sich in Uebel verkehren. Was meine Mit-

wirkung anbelangt, so habe ich, den Wünschen des Grafen Olivares gemäß, alles Nöthige angeordnet. Er wird, denke ich, Euch hierüber Bericht erstatten. Da nun also Eure Majestät zu dieser Unternehmung entschlossen sind, so solltet Ihr Euch früher recht ernstlich mit Gott versöhnen; denn die Sünden der Fürsten zerstören die Völker und vernichten die Reiche."

Inzwischen wurden in Spanien die Rüstungen auf das Eifrigste, wenn auch nicht mit praktischem Geschicke, betrieben. Seit dem Sommer 1586 waren alle Werften und Arsenale in Thätigkeit; dennoch schritten die Arbeiten nur langsam vorwärts. Von großer Wichtigkeit war die Stellung, welche Frankreich zu dem Kriege einnehmen werde; denn wohin konnten die spanischen Schiffe im Falle einer Schlappe flüchten, wenn die französischen Häfen ihnen verschlossen waren? Um sich über diese wichtige Frage Aufklärung zu verschaffen, wandte sich Philipp II. unmittelbar an Heinrich III. „Die tollkühne Vermessenheit der Königin von England", schrieb er ihm, „übertrifft alles Maß und erheischt, daß man ihr Einhalt thue. Nicht länger kann man die Schmach und die Nachtheile dulden, welche diese Fürstin nicht allein Spanien zufügt, sondern auch dem Papste, der katholischen Religion und selbst Eurer allerchristlichsten Majestät, indem sie unlängst die deutschen Fürsten aufforderte, den Bearnesen mit ihren Reitern zu unterstützen. So viele gemeinschaftlichen Unbilden müssen gerächt werden."

Die Antwort Heinrichs III. lautete zurückhaltend. Nicht ohne Selbstüberwindung gestehe er, so schrieb er an Philipp, es sei so weit gekommen, daß, wenn der Bürgerkrieg fortdauere, ein Jeder thun könne, was ihm beliebe, und daß, wenn der Friede zu Stande käme, es ihm, dem Kö-

nige, gleich unmöglich sein würde, Katholiken wie Hugenotten von der Parteinahme für die englische Königin abzuhalten. Weder der Papst, welcher umsonst von Heinrich für die Dauer des englischen Krieges ein Neutralitätsversprechen erbeten hatte, noch Philipps Botschafter in Paris konnten bestimmtere Aeußerungen erlangen. Ebenso unergründlich war die Sprache des französischen Gesandten in Madrid. Daß der König seine Unterthanen nicht abhalten werde, in England Dienste zu nehmen, lag am Tage, um so mehr, als die Unterstützung der Ligue durch Philipp im Louvre kein Geheimniß war. Alles, worauf man unter diesen Umständen zählen konnte, war Heinrichs Ohnmacht.

Endlich — es war im Sommer 1588 — verließ die Flotte die spanischen Häfen, um ihrem Untergange entgegenzusteuern. Die erste Nachricht von der erlittenen Niederlage gab der Herzog von Parma. Die Berichte des offenbar durch falsche Kundschaft getäuschten spanischen Botschafters in Paris hatten in Madrid den Glauben verbreitet, ein glänzender Sieg sei erfochten worden. Jetzt erfuhr man, die Flotte sei zerstreut, wenn nicht zerstört; die dem Feuer der Engländer entgangenen Schiffe hätten ihren Curs nordwärts genommen, der schottischen Küste entlang, oder sie irrten, von Drake verfolgt, in den wenig bekannten Gewässern Norwegens umher. In den schottischen Häfen Schutz zu suchen, gestatte ihnen die feindliche Haltung des jungen Königs nicht, der sich trotz der Ermordung seiner Mutter in die Arme Elisabeths geworfen. Selbst wenn es ihnen gelänge, die Nordspitze der britischen Inseln umschiffend, den Ocean zu erreichen, sei ihre Vernichtung unvermeidlich; denn der Mundvorrath sei erschöpft. Was war zu thun? Noch lagen einige Schiffe im Hafen von Corunna; aber würden sie nicht, wenn man sie den Ueber-

bleibseln der Flotte entgegensendete, das Loos der Armada theilen? Neue Rüstungen anzustellen, war unmöglich: es fehlte an Mannschaft, an Geld, an Munition. Spanien hatte alle seine Kräfte auf eine einzige Karte gesetzt und das Spiel verloren. Für lange Zeit war das Reich erschöpft, ja zu Grunde gerichtet.

Seit jenen Schreckenstagen lag tiefe Trauer über dem Escurial; dennoch ermüdete Philipp nicht in seiner gewohnten Thätigkeit. Eine zweite Flotte sollte geschaffen werden. Man sandte Verstärkungen nach Portugal, bildete die Cadres, ernannte die Offiziere. In Madrid witzelte man über diese fruchtlosen Anstrengungen. Wie hätte in der That eine neue Flotte in's Leben gerufen werden können, da weder Menschen noch Geld vorhanden waren?

Im Vatican rief gleichfalls die Schreckenskunde Bestürzung und Trauer hervor. Mit einer gewissen Schadenfreude erinnerte Pisany den Papst daran, wie er ihm von Anbeginn gesagt, daß ohne Zustimmung und Mitwirkung seines Königs das Unternehmen unausführbar sei. Sixtus war entschlossen, die Subsidien an Spanien einzustellen. Hierüber kam es zwischen ihm und Olivares zu heftigen Auftritten, und der Letztere rieth seinem Gebieter, auf der Zahlung der zugesagten Hilfsgelder zu bestehen und nöthigenfalls zu offenen Drohungen zu schreiten. Er beschuldigte den Papst unumwunden der Falschheit und des Geizes und behauptete, Sixtus habe die Subsidien nur versprochen, weil er gehofft, die englische Expedition werde nie zu Stande kommen.

Diese Anklagen tragen das Gepräge der Leidenschaftlichkeit und sind in der Hauptsache unbegründet. Wahr ist, daß Sixtus V. ein entschiedener Gegner der von Philipp erstrebten Universalmonarchie war. Zu laut und zu häu-

fig sprach er diese Ansicht aus; denn er war ein unermüdlicher Sprecher. „Die großen Fürsten“, sagte er zu dem venetianischen Botschafter Gritti, „bedürfen eines Gegengewichtes; denn wenn einer von ihnen zu mächtig wird, könnte er von den andern zu viel verlangen.“ Wahr ist auch, daß Sixtus nicht gern seine Ersparnisse ausgab, am wenigsten für solche Unternehmungen, bei denen eine mangelhafte Führung Nachtheil und Verlust in sichere Aussicht stellte. Deßhalb wollte er zur Ausrüstung einer zweiten Flotte nicht beisteuern. Hatte er doch bei der Vernichtung der spanischen Armada sogleich die Ueberzeugung gewonnen, daß bei der gänzlichen Erschöpfung der spanischen Monarchie der alte und kränkliche König den großen Kampf gegen die Feinde des Glaubens mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg nicht wieder werde aufnehmen können.

Gegründeter als das Urtheil, welches Graf Olivares über den Charakter des Papstes fällt, sind seine Klagen über dessen zorniges Naturell. Wenn Sixtus V. seine buschigen Augenbrauen faltete, sich langsam von seinem Sitze erhob, unter dem Baldachin hervortrat und, in seinem Gemache auf und niederschreitend, den ihm mit Zagen folgenden Besucher mit guten oder schlechten Gegengründen, meist jedoch mit guten, überschüttete, in solchen Augenblicken wird er als wirklich furchtbar geschildert. Seine laute Stimme ward in der Anticamera vernommen. Da stand sein geheimer Kämmerling, Monsignor Sangaletto, dieser treuergebene, aber nicht immer schweigsame Freund des ehemaligen Fra Felice, das Ohr an die Thüre gedrückt, lauschend in banger Erwartung, zitternd vor Bewegung, Neugierde und Angst, aber immer bald wieder beruhigt; wußte er doch, wie rasch solche Ungewitter vorüberzogen.

Auf das Benehmen Philipps gegen das Oberhaupt der

Kirche übten die fortwährenden Klagen seines Botschafters wenig oder keinen Einfluß. Immer zurückhaltend und schweigsam, seine Verstimmung klug verhüllend, überließ er seinen Vertretern die gehässige Aufgabe, mit dem Papste zu streiten, während er selbst nie aufhörte, sich als einen gehorsamen Sohn der Kirche zu bewähren. Sixtus fuhr seinerseits fort, nach wie vor für Philipps kostbares Leben zu beten. Nichtsdestoweniger hatten sich seit dem Scheitern der englischen Unternehmung die Beziehungen zwischen den beiden Fürsten wesentlich und für immer geändert.

Ueber die ungeheure Tragweite jenes Ereignisses gab es übrigens nur eine Stimme. Elisabeth erkünstelte Bescheidenheit, Philipp Stolz. Deus flavit et dissipati sunt. So lautete die Inschrift der englischen Denkmünze. „Ich habe meine Flotte gegen Menschen geschickt, nicht gegen die Elemente", mit diesen Worten hatte Philipp den mit den Trümmern der Armada zurückgekehrten Herzog von Medina Sidonia empfangen. Während Sieger und Besiegter in dem Ausgang des Kampfes nur die Hand der Vorsehung zu erblicken schienen, schrieb Sixtus denselben den Menschen zu: dem männlichen Geiste jener Königin, die ihm ebenso viele Bewunderung einflößte, als er Abscheu gegen sie empfand, und dem unpraktischen Sinne Philipps, der von nun an in seiner Meinung mehr und mehr sank.

Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte sich Sixtus V. durch den eroberungslustigen Herzog Karl Emmanuel von Savoyen bewegen lassen, einem Unternehmen seine Zustimmung zu geben, das er im Interesse der katholischen Religion fördern zu müssen glaubte. Es galt einen Kampf gegen Genf, damals einer der Hauptmittelpunkte der Reformation und die Zufluchtstätte vieler italienischen Protestanten. Karl Emmanuel hatte ihm die dringende Gefahr

vorgestellt, in welcher bei der Nähe dieses Herdes des Protestantismus die Rechtgläubigkeit seines Herzogthums schwebe, sowie die Nothwendigkeit, das Uebel in der Wurzel zu vernichten. Dabei hatte er nicht verfehlt, ihm die Versicherung zu geben, daß das Unternehmen, für welches er bereits in der Stadt Verbindungen angeknüpft, bei der religiösen Spaltung der Schweizer, der Billigung Philipps und der sicheren Neutralität Frankreichs sowie der katholischen Kantone, sehr leicht auszuführen sein werde.

So sehr dem Papste auch die Erhaltung des Friedens, besonders in Italien, am Herzen lag, ging er doch mit großer Bereitwilligkeit auf die Pläne des Herzogs ein, der es so wohl verstand, seinen ehrgeizigen Entwürfen den Anstrich des Eifers für den Glauben zu verleihen. Umsonst enthüllte der Nuntius in Turin in seinen Berichten dem Papste die wahren Hintergedanken des Herzogs: entschlossen, dem Unternehmen, das in seinen Augen ein heiliges war, seinen Namen zu leihen, sagte Sixtus seine Hilfe zu, ließ Truppen werben und ernannte Antonio Orsini und den Grafen von Sarno, zwei bekannte Kriegsmänner, zu Anführern derselben.

Von Seiten des französischen Hofes, der äußerst ungehalten über die Sache war und seiner Verstimmung darüber in Turin durch energische Proteste Luft machte, liefen ehrerbietige, aber nicht minder energische Vorstellungen im Vaticane ein. Sixtus blieb für dieselben nicht taub. Er zog den dem Herzog bewilligten Credit zurück, und Karl Emmanuel sah sich genöthigt, vor der Hand seine Pläne gegen Genf aufzugeben.

VII.

Sixtus' V. Kirchenregiment.

Zu der Zeit, in welcher Sixtus V. sein Pontificat antrat, übten die Päpste ihr Amt unter Mitwirkung der im Consistorium vereinigten Cardinäle. Der heilige Vater trug die in Rede stehenden Fragen vor, hörte die Meinungen der Mitglieder des heiligen Collegiums und faßte sodann seinen endgiltigen Beschluß. Dieser Geschäftsgang, der den Mitgliedern der Consistorien einen fortwährenden Ueberblick über die Gesammtheit der geistlichen Bedürfnisse gestattete und sie in fortlaufender Kenntniß der mit den religiösen Interessen oft so enge verbundenen staatlichen Verwicklungen hielt, wie er ihnen auch jedenfalls einen bedeutenden Antheil am kirchlichen Regimente sicherte, mochte in früheren Jahren den Anforderungen der Lage entsprechen: in dem Maße jedoch, als das Christenthum seine Eroberungen in immer fernere Gegenden trug; als mit der Zunahme der christlichen Völker die Geschäfte sich vermehrten und verwickelten und mit den Fortschritten der Gesellschaft neue Bestrebungen und Bedürfnisse auftauchten, erwies sich jenes ursprüngliche Geschäftsverfahren allmälig nicht nur als unzureichend, sondern auch als nachtheilig und am Ende geradezu als unhaltbar. Schon mehrere der Vorgänger unseres Papstes hatten dies gefühlt. Wenn es sich um dringende oder besonders wichtige Fragen handelte, pflegten sie, bevor dieselben den Consistorien vorgelegt wurden, die Meinung einiger Cardinäle zu vernehmen, welche durch Erfahrung, Einsicht oder sonstige Eigenschaften zur Beurtheilung des fraglichen Gegenstandes besonders tüchtig schienen. Diese Vorberathungen hatten jedoch einen wesentlich vertraulichen und zeitweiligen Charakter, standen mit dem

Organismus der Kirchenverwaltung in keinem Zusammenhang und gaben einem fortwährend bestehenden Bedürfnisse eine nur vorübergehende Befriedigung. Die erste dauernde Congregation war von Paul III. eingesetzt worden. Es war die unter dem Drange der Reformation entstandene Congregation des heiligen Officiums oder der Inquisition. Mit Ausnahme der dieser Congregation fortan vorbehaltenen dogmatischen Fragen lastete die kirchliche Regierung nach wie vor auf den ihr nicht mehr gewachsenen Consistorien.

Diesem Uebelstande beschloß Sixtus abzuhelfen. Zu diesem Ende gab er der Kirche für die Leitung der Seelen die noch heute bestehende Verfassung. Wenn auch der erste Gedanke hierzu sicher aus den soeben bezeichneten Bedürfnissen entsprang, so machten sich dabei doch auch noch andere Rücksichten geltend. In dem heiligen Collegium saßen, neben Mitgliedern regierender Familien, welche natürlich das Interesse ihres Hauses nicht aus den Augen verloren, die Protectoren des Kaisers, der Kronen Spanien und Frankreich, des Königs von Polen, der Signoria, des Herzogs von Savoyen, sämmtlich von Amtswegen berufen, die Sache ihrer Committenten zu vertreten, sowie eine große Anzahl von Vasallen, Staatsangehörigen und Beneficiären fremder Fürsten, welche die Gunst ihres Herrn nicht verscherzen wollten. Es machten sich also nothwendig neben den kirchlichen auch dynastische, politische, persönliche, jedenfalls den in dem Consistorium verhandelten Fragen fremde Interessen nur allzusehr geltend. Die Folge davon war für viele Cardinäle eine schiefe Stellung, ein mit dem Beruf eines Senators der Kirche in manchen Fällen unverträglicher Mangel an Selbstständigkeit und Freiheit der Bewegung. Wurde die Arbeit vertheilt, so entfielen, bei einer mit kluger

Umsicht vorgenommenen Zusammensetzung der Congregationen, diese sehr wesentlichen Uebelstände von selbst oder ließen sich doch auf ein sehr kleines Maß zurückführen.

Man hat Sixtus V. mehrfach beschuldigt, bei der Einführung der Congregationen auch andere Interessen im Auge gehabt zu haben, insbesondere den Hintergedanken, durch diese Neuerung den schwer zu bewältigenden Widerstand der allgemeinen Versammlungen zu brechen und dergestalt die unbeschränkte Macht des Kirchenhauptes zu stärken. Auch die Neuerung selbst hat ihre Gegner gefunden; doch ist die Zahl derselben nur eine kleine. Selbst heute noch hört man, wenn auch nur selten, die Ansicht aussprechen: die Congregationen seien eine den rechtmäßigen Einfluß des Cardinalcollegiums beschränkende Einrichtung. Die Vorarbeiten, auf welche sich die dem Papste unbestritten zustehende endgiltige Entscheidung meistens gründe, werde durch dieselbe einem allzu beschränkten Kreise bevorzugter Persönlichkeiten überantwortet. Diese Ansicht ist eines der Elemente der auch im Schooße der Kirche nicht fehlenden Opposition, die, als ein Bedürfniß aller menschlichen Institutionen, auch hier ihre Berechtigung hat, insofern die Kirche, wenn gleich in der Ueberzeugung der Gläubigen göttlichen Ursprungs, doch aus menschlichen, den Naturgesetzen unterworfenen Individuen gebildet ist. Die Opposition ist, als Kampf, eine Bedingung des Lebens; wo sie sich zeigt, ist Lebensfähigkeit, und wehe den Mächten, die nach errungenem Siege ihren Triumph bis zu den letzten Grenzen tragen wollen! Rom, welches allein den Umwälzungen von achtzehn Jahrhunderten widerstanden, hat, von den definirten Dogmen abgesehen, niemals den Kampf auf das Aeußerste getrieben. Zu allen Zeiten gestattete es der Speculation einen weiten Spielraum, und mehrmals

versagte es den schiedsrichterlichen Ausspruch, welchen die streitenden Parteien von ihm verlangten. Der Autokrat Sixtus' V., der keinen Anstand nahm, den Cardinal Oberkämmerer wegen Insubordination verhaften zu lassen, hat sich niemals an jenen vergriffen, welche ihm in den Consistorien Widerstand leisteten oder sich in denselben über eine von ihm, in seiner Eigenschaft als Kirchenhaupt, getroffene Maßregel tadelnd aussprachen. Es ist daher schwer zu glauben, daß er es bei Einsetzung der Congregationen auf eine Machtvergrößerung abgesehen habe. Zu den Vortheilen seiner Stellung, zu einer seltenen Willenskraft, zu dem schreckenverbreitenden Ansehen seines Namens gesellte sich eine unbestreitbare Ueberlegenheit an Einsicht, Gelehrsamkeit und praktischem Verstande. Er hatte keinen Grund, mündliche Dissertationen zu meiden, und er mied sie nicht; im Gegentheile, er suchte sie, jederzeit bereit und jederzeit froh, das Wort zu führen. In Reden voll sprudelnden Geistes und überreich an Bibeltexten, bekämpfte er den Gegner mit den Waffen der Satyre, oder er schmetterte ihn zu Boden unter der Wucht seiner unwiderstehlichen Logik. Den Consistorien legte er die größte Wichtigkeit bei. Er hielt sie wöchentlich einmal und brachte dort die wichtigsten Fragen zur Sprache: geistliche Angelegenheiten, zuweilen auswärtige Politik, stets alle Finanzmaßregeln. War die Bewahrung des Geheimnisses nöthig, so gab er den Congregationen den Vorzug, oder er legte den im Consistorium versammelten Cardinälen unter Androhung der schwersten Strafen Schweigen auf. Nichts verdroß ihn mehr, als wenn seine Vorschläge ohne Bemerkung angenommen wurden; er verlangte dann stets, daß Jeder seine Meinung frei heraussage.

Gänzlich unbegründet sind die endlosen Klagen über

Sixtus' V. geringe Beachtung der Ansichten, welche im heiligen Collegium geäußert wurden. Es ist erwiesen, daß er nicht nur die Cardinäle anhörte und sich mit ihnen berieth, sondern auch nicht selten seine Ansichten den ihrigen anbequemte. Andererseits liefern auch die umfassenden Berichte der fremden Botschafter den unumstößlichen Beweis, daß die Consistorien keineswegs aus geschmeidigen Werkzeugen bestanden, die Cardinäle vielmehr, mit wenigen Ausnahmen, dem feuerigen Greise gegenüber, bei dessen Namen man zitterte, in den wichtigsten Augenblicken eine edle Unabhängigkeit bewahrten.

Sixtus rief die Congregationen in's Leben durch seine berühmte Bulle Immensa aeterni Dei, die er unzweifelhaft selbst geschrieben hat. Im Ganzen wurden fünfzehn Congregationen eingesetzt, von denen sich diejenigen, welche geistliche Zwecke verfolgen, bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Die erste ist die von Paul III. errichtete Inquisition, welche durch die erwähnte Bulle bestätigt und umgestaltet wurde. Sie erkennt in allen Fragen des Glaubens, offenkundiger Ketzerei, der Schismen, des Abfalls vom Glauben, der Kirchenschändung und des Mißbrauchs der Sakramente. Von allen Congregationen ist sie allein mit den Vollmachten und Gerechtsamen eines Richterstuhles ausgerüstet. Der Papst führt den Vorsitz, und ihre Competenz erstreckt sich über alle Theile des Erdballes, wo die christliche Religion geübt wird. Sie galt und gilt noch für die wichtigste.

Die Segnatura prüft die Gesuche um Gnaden und Vergünstigungen, soweit diese nicht in den Bereich der gewöhnlichen Richter gehören.

Der Congregation für Errichtung von Kirchen

und Consistorialprovisionen werden die Gesuche um Einsetzung von Patriarchaten, Metropolen, Cathedralen und Capiteln zugewiesen.

Die Congregation des Ueberflusses im Kirchenstaate hat für die Verproviantirung der Stadt Rom und der Provinzen zu sorgen, das Loos der unbemittelten Klasse möglichst zu erleichtern. Sixtus wies ihr 200,000 Scudi an, wie er sagte, die Frucht seiner Sparsamkeit und das Eigenthum der Armen. In einer besonderen Bulle hat er seine Nachfolger, dies Kapital nicht anzugreifen und wo möglich zu vermehren.

Die Congregation der Riten und Ceremonien überwacht die Kirchenfeierlichkeiten. Die päpstliche Kapelle und sämmtliche Kirchen der Christenheit gehören in ihren Bereich. Auch beschäftigt sich dieselbe mit den auf Heiligsprechung bezüglichen Angelegenheiten.

Der Congregation für die Flotte wies Sixtus die Arbeiten für die kleine, aus zehn Galeeren bestehende Seemacht zu, die er zu schaffen beabsichtigte.

Die Congregation des Index verfaßt die Liste der verbotenen Bücher, zu welchem Ende sie sich mit den Universitäten von Paris, Bologna, Salamanca und Löwen in Verbindung setzen sollte. Offenbar gedachte der Papst durch Bekämpfung der von der Kirche verdammten Lehren mit den Waffen der katholischen Wissenschaft, deren Hauptsitze jene Hochschulen waren, das Uebel in der Wurzel auszurotten.

Der Congregation des Tridentiner Concils, deren Wirksamkeit sich über die gesammte katholische Welt erstreckt, steht die Auslegung der Concilsacten zu, insofern sich dieselben auf die Sitten und die Kirchendisciplin beziehen. Ueber alle von dem Concil behandelten Materien

des Glaubens dagegen behält sich der Papst ausschließlich das Recht der Auslegung vor.

Zwei andere Congregationen haben zum Zweck das allgemeine Volkswohl im Kirchenstaate und die Leitung der Sapienza, der von Leo X. gegründeten Universität. Sixtus tilgte die auf der Anstalt lastenden Schulden, gab ihr eine neue Organisation und errichtete die beiden noch bestehenden Flügel des Gebäudes.

Die Congregation der Regularen schlichtet die zwischen verschiedenen Mönchsorden vorkommenden Streitfragen, mit Ausnahme der Privatprozesse zwischen Klostergeistlichen, in welchen die betreffenden Ordensobern erkennen.

Die Congregation der Bischöfe empfängt die Bittgesuche und Vorschläge der Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten aus dem Stande der Weltpriester und schlichtet die zwischen solchen Personen vorkommenden Streitfragen.

Eine besondere Congregation wurde mit der Sorge für den Unterhalt der Straßen, Brücken und Wasserleitungen betraut. Eine andere führt die Oberaufsicht über die von Pius IV. in's Leben gerufene, von Sixtus V. vergrößerte und bereicherte Vaticanische Staatsdruckerei.

Die Congregation über die Staatsconsulten übt, als Appellgerichtshof, die Revision in Civil- und Criminalfällen, vorbehältlich der päpstlichen Bestätigung.

Nach der Absicht des Papstes sollten sich die Congregationen jährlich oder mindestens alle zwei Jahre erneuern, damit sämmtliche Glieder des Cardinalcollegiums allmälig durch alle Congregationen gehen und hierdurch eine umfassende und praktische Kenntniß der Kirchen- und Staatsgeschäfte erwerben könnten. Auf die Aussprüche der Congre-

gationen legte Sixtus stets das größte Gewicht. Aeußerst selten sind die Fälle, in welchen er sich über dieselben hinaussetzte.

Der neu eingeführte Organismus der Kirchenverwaltung erfuhr eine verschiedene Beurtheilung; die Kritik der Cardinäle und des Publikums traf jedoch weniger das Wesen als die Zusammensetzung der Congregationen. Die letzteren haben sich, abgesehen von allen Personenfragen, im Laufe der Jahrhunderte bewährt und bestehen mit einigen zeitgemäßen Abänderungen und Zusätzen bis auf den heutigen Tag fort. Die Arbeit der Kirche organisirt zu haben, ist die Ehre und das Verdienst Sixtus' V.

Sehr am Herzen lag dem Papste die Zusammensetzung des Cardinalcollegiums. Dem Drange seines Familiengefühles folgend, gestützt auf Beispiele, die bereits selten geworden und allgemein als verwerflich bezeichnet wurden, hatte er, wie man gesehen, einen vierzehnjährigen Knaben mit dem Purpur bekleidet. Die Bemerkungen einiger Cardinäle, das beredte Schweigen der andern, sowie die Stimme seines Gewissens führten ihn alsbald zur Erkenntniß des begangenen Fehlers. Er fühlte, wie viel er von seinem Ansehen als Kirchenhaupt einbüßen würde, wenn er das Papstthum zum Vortheil seiner Familie ausbeutete. Von da an traf er seine Wahlen im Allgemeinen mit großer Umsicht. Die meisten der von ihm ernannten Cardinäle waren fromme Männer von strengen Sitten und der kirchlichen Reform zugethan. Einer derselben, Aldobrandini, sollte als Clemens VIII. den päpstlichen Thron besteigen. Die Liste der letzten Promotion Sixtus' V. weist den Namen eines Pepoli auf. Man war der Ansicht, Sixtus V. habe durch die Ernennung eines Mitgliedes jener Familie zum Cardinal seine Unparteilichkeit bethätigen wollen. Vielleicht hatte auch

die Nähe des eigenen Grabes in seinem Herzen ein Gefühl schmerzlicheren Bedauerns für den edlen Greis wachgerufen, den er dem gebieterischen Drange einer äußerst gefahrvollen Lage geopfert hatte.

Zu wiederholten Malen wurde im Consistorium die wichtige Frage der fremden Cardinäle erörtert. Der Papst klagte über die Zumuthungen der Fürsten, welche ihm unwürdige Cardinäle aufdrängen wollten, und setzte eine Congregation ein, welche über die zur Erwerbung des Purpurs nöthigen Eigenschaften ihre Meinung abgeben sollte. Besonders übel vermerkte er es, wenn neuernannte Cardinäle sich der Pflicht des persönlichen Erscheinens in Rom zu entziehen suchten. Er erklärte im Consistorium, daß sie erst nach Erfüllung dieser Obliegenheit den Hut erhalten und in den Genuß ihrer Rechte eintreten würden. Die Zahl der Cardinäle wurde auf siebzig festgesetzt; alle diese Zahl überschreitenden Ernennungen sollten als ungiltig angesehen werden. Um Cardinal zu werden, mußte man mindestens zweiundzwanzig Jahre alt sein und die niederen Weihen erhalten, sowie wenigstens während eines Jahres das geistliche Kleid und die Tonsur getragen haben.

Vom Standpunkte der kirchlichen Angelegenheiten betrachtet, gewährte kein Land dem Papste ein befriedigenderes Schauspiel als Spanien; denn die protestantische Reform, welche noch vor Kurzem dies Land zu ergreifen gedroht hatte, war dort entschieden überwunden. Philipps II. Ergebenheit für die Sache des Glaubens und des heiligen Stuhles war über jeden Zweifel erhaben. Kein Fürst hatte in der Vertheidigung der kirchlichen Glaubenssätze größeren Eifer bewährt; keiner hatte, was immer auch die Trieb-

federn seiner Politik, die Ziele seines Ehrgeizes gewesen sein mögen, mehr geleistet im Kampfe gegen die Häresie; keiner war auch, ganz abgesehen von seinen religiösen Ueberzeugungen, mehr dazu angetrieben, ihre Vernichtung zu erstreben; denn durch die Macht der Verhältnisse war das Interesse seiner Herrschaft gewissermaßen eins geworden mit dem der Religion. Wenn Deutschland, Frankreich, Polen, Schweden dem Nachfolger des hl. Petrus die lebhaftesten Besorgnisse einflößten; wenn die englischen Zustände sein Herz mit Kummer erfüllten: so mußte ihm die Betrachtung Spaniens Beruhigung und Trost gewähren. Und dennoch gab kein anderes Land mehr Anlaß zu kleinlichen Reibungen, zu Verdruß, zu übler Laune und Anwandlungen der Ungeduld und des Zornes. Philipp hielt sich für berufen, nicht nur der Kirche den Schutz seines weltlichen Armes zu leihen, sondern auch sie zu überwachen, gewissermaßen das Amt des obersten Apostolats mit dem Papste zu theilen; deßhalb glaubte er, die Ausübung der päpstlichen Gewalt ohne Mitwirkung der königlichen in rein geistlichen Angelegenheiten, soweit diese Spanien betrafen, nicht zugeben zu dürfen. Seiner Ueberzeugung nach vereinigte er in sich zwei Aemter: er war vor Allem König und dann ein wenig Papst, sowie der Papst vor Allem Kirchenhaupt und erst in zweiter Linie weltlicher Fürst ist. Diesen Ansprüchen, die mit dem alten und immer wiederkehrenden Zusammenstoß zwischen der zeitlichen Gewalt der Fürsten und der geistlichen der Päpste Nichts gemein hatten, trat Sixtus mit rücksichtsloser Entrüstung entgegen.

Olivares und der in außerordentlicher Sendung in Rom anwesende Herzog von Sessa überwachten, tadelten, verschwärzten jedwede Maßregel der päpstlichen Regierung. Sie erzählten zwar die Thatsachen der Wahrheit gemäß, gaben

ihnen aber eine möglichst ungünstige Auslegung. Philipp II. setzte diesen systematischen, aus blindem Hasse entspringenden Bemühungen, ihn aufzureizen, eine merkwürdige Unbefangenheit des Geistes und eine unerschütterliche Ruhe entgegen. Er verlor seine vermeintliche Mission nicht aus den Augen; aber nie vergaß er die dem Oberhaupte der Kirche schuldige Achtung. Wenn man diesen Fürsten in der Nähe betrachtet; wenn man mit Hilfe der Staatspapiere, die er schrieb oder verbesserte oder mit Randglossen versah, seine stille, aber rastlose Thätigkeit verfolgt: so wird man geneigt, sich bezüglich seiner Persönlichkeit zu der in den spanischen Ueberlieferungen noch fortlebenden Anschauung zu bekennen, die allerdings von dem allgemein angenommenen Urtheile der modernen Geschichtschreibung bedeutend abweicht.

Die Veranlassungen zu gegenseitiger Verstimmung mehrten sich fortwährend. In Rom war mit Sixtus' besonderer Bewilligung eine Biographie Pius' V. erschienen. Dieses Werk wurde in Mailand verboten. „Die Spanier", schreibt bei dieser Gelegenheit Cardinal Este an Herrn von Villeroy, „wollen, daß Alles sich vor ihrem Hochmuthe beuge. Es verdrießt sie, daß die Geschichte, wo von ihnen die Rede ist, das erste Gesetz beobachtet, nämlich die Wahrheit sagt, über sie sowohl wie über Andere. Daher verboten sie das Werk in Mailand und an allen Orten, wo sie die Herrschaft üben. Der Papst war hierüber sehr erzürnt. Er sagte, das Verbot der Lebensgeschichte eines so heiligen Papstes sei eine der Häretiker würdige Handlung."

Zur Abstellung ärgerlicher Mißbräuche hatte Sixtus durch ein Decret die Abtretung von Beneficien zu Gunsten Anderer ohne vorläufige Zustimmung einer Cardinalcommission auf das Strengste untersagt. Diese Verordnung

wurde in Madrid wie in Paris als ein Eingriff in die Kronrechte getadelt.

Sixtus V. bestand darauf, daß die Bischöfe mindestens Ein Mal in Rom erschienen. Die spanischen Prälaten suchten diese Verordnung unter verschiedenen Vorwänden zu umgehen und zogen sich dadurch den lauten Tadel des Nuntius zu. Dieser hielt ihnen das Beispiel der polnischen Bischöfe vor, die, obgleich minder günstig gestellt und zu einer längeren und beschwerlicheren Reise genöthigt, dieser Pflicht willig nachkämen. In den amtlichen Kreisen von Madrid wurde dies übel vermerkt, und man ließ sich in heftigen Klagen über die Anmaßungen des Papstes aus.

In Spanien war bezüglich der Excommunicationen ein großer Mißbrauch eingerissen, in Folge dessen das Publikum äußerst gleichgiltig gegen dieselben geworden war. Nichts war leichter, als in Kirchenstrafen zu verfallen; aber ebenso leicht war es auch, die Lossprechung zu erhalten. Die von dem Nuntius hierüber erhobene Beschwerde führte an dem Hofe von Madrid zu neuen Klagen über die Einmischung Roms und über den unerträglichen Charakter des Papstes.

In seiner Fürsorge für die klösterliche Zucht hatte Philipp II. eine Visitation des berühmten Nonnenklosters de las Huelgas bei Burgos angeordnet, in Folge deren in diesem Ordenshause verschiedene Neuerungen eingeführt wurden. Sixtus verlangte die Einsendung des Protokolls und ließ an den Nuntius den Befehl ergehen, die Vollmachten zurückzuziehen, die derselbe zum Behufe der erwähnten Visitation dem Bischof von Osma ertheilt hatte. Die Visitation selbst erklärte er für null und nichtig.

Der Geheimschreiber der Nuntiatur war von Philipp mit dem Ehrentitel eines königlichen Kaplans begnadigt worden und hatte sich beeilt, die ihm gewordene Auszeichnung nach

Rom zu melden, in der Hoffnung, sich hieraus bei dem Papste ein Verdienst zu machen. Als Antwort lief der gemessene Befehl an den Nuntius ein, ihn sofort zu entlassen.

Wenn es unter diesen Verhältnissen zwischen Sixtus und Philipp nicht zum offenen Bruche kam, so war dies zunächst das Verdienst des Königs, der die ihm zugefügten Kränkungen schweigend ertrug, zugleich aber auch die natürliche Folge der zwischen Rom und Madrid obwaltenden Gemeinsamkeit der Interessen. Papst und König wollten dasselbe: die Wiederherstellung der Glaubenseinheit. Während jedoch Sixtus, der keine Hintergedanken hatte, in diesem erstrebten Ziele nichts Anderes sah, als den Triumph der Kirche auf Erden, galt dasselbe für Philipp, dessen Triebfedern verwickelter waren, für gleichbedeutend mit der Gründung der Universalmonarchie unter dem Scepter seines Hauses. Prüft man das Benehmen beider Männer, so findet man hier eine allzu leicht aufwallende Zornmüthigkeit, einen bedauerlichen Mangel an Selbstbeherrschung und die entschiedenste Rücksichtslosigkeit, dort eine musterhafte Haltung, Ruhe, Klugheit und wahre Würde. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, erscheint Philipp in vortheilhafterem Lichte: nicht so, wenn man den Grund der Dinge in's Auge faßt. Der Ehrgeiz Sixtus' V. wurzelte in dem Gefühle der ersten seiner Pflichten; der Ehrgeiz des Königs war ein durch die Umstände erklärbarer Traum, den die Geschichte verdammen müßte, wenn Selbsttäuschung und irrthümliche Auffassung nicht Anspruch gäben auf ein milderes Urtheil der Nachwelt.

Wir haben bereits der hervorragenden Stellung erwähnt, welche die Gesellschaft Jesu in der katholischen Welt ein-

nahm. „In Allem und Jedem", schreibt Montaigne in seinem römischen Tagebuch, „ist der Orden der Gesellschaft Jesu eine Pflanzschule großer Männer." — „Was Doctrin und Tüchtigkeit anbelangt", sagt Tiepolo, ehemaliger Botschafter Venedigs bei Pius V. und Gregor XIII., „sind unter allen Ordensgeistlichen die Jesuiten die ersten." — „Diese Väter", schreibt der toscanische Botschafter an den Großherzog Franz, „sind der Nerv unserer Religion."

Der Sieg der reformatorischen Bekenntnisse in Deutschland, England und den scandinavischen Reichen hatte der Welt eine neue Gestalt gegeben. Es war die tiefgreifendste Ummälzung, welche Europa seit der Einführung des Christenthums erlebt hatte. Sie schuf eine neue Lage, welche von Seiten der Vertheidiger der Kirche eine neue Kriegführung, neue Waffen und neue Kämpfer erheischte. Kein Wunder, daß die unter ganz andern Umständen im Mittelalter entstandenen großen Mönchsorden, obgleich noch voll Kraft und Leben, dieser Aufgabe nicht gewachsen waren. Für die ganz neuen Verhältnisse bedurfte man offenbar neuer Organe. Aus diesem Bedürfnisse entsprang die Gesellschaft Jesu. Ihre erstaunlichen Erfolge verdankte sie ihrer Verfassung und der Bedeutsamkeit der Männer, welche sich unter ihre Fahnen schaarten. Sie betraten den Kampfplatz, ausgerüstet mit tiefer Frömmigkeit, mit reichem Wissen, hauptsächlich mit unbedingtem Gehorsam, daher ihr Erfolg, ihr stets steigendes Ansehen, die ihnen von den Päpsten gewährte Unterstützung.

Nur einer dieser Letzteren, Sixtus V., zeigte sich kühl und zurückhaltend. Das rasche Emporblühen der jungen Genossenschaft und die ihr von Paul III. zuerkannten Vorrechte hatten ihr, insbesondere in den andern Orden, zahl-

reiche Neider und Gegner erweckt. Auch Sixtus, der ehemalige Minorit, fand an den Regeln Loyola's, die so bedeutend von denen der übrigen Orden abwichen und seinen Ansichten wie seinem Geschmacke und seinen Gewohnheiten vielfach widerstrebten, Manches auszusetzen. Dennoch bethätigte er in der ersten Zeit seiner Regierung diese ungünstige Stimmung durch keinen Act; er erkannte im Gegentheile bei verschiedenen Gelegenheiten die Verdienste der Gesellschaft an und nahm sogar einmal für dieselbe Partei. P. Toledo und einige anderen Väter des Ordens erfreuten sich seiner Gunst, und er bediente sich der Unterstützung des Ersteren bei der von dem tridentinischen Concil angeordneten, unter dem Pontificate Gregors XIII. in's Stocken gerathenen Durchsicht der Vulgata, die unter ihm zu Ende geführt wurde.

Die den Jesuiten wenig günstige Stimmung des Papstes wurde hauptsächlich durch den spanischen Botschafter genährt. In Spanien wie in Italien waren die Gefahren, die den Orden in's Leben gerufen, beinahe verschwunden. Man gab sich daher in Madrid wie in Rom in dieser Beziehung einem Gefühle der Sicherheit hin, das den beiden vorausgegangenen Generationen unbekannt gewesen war, und vergaß darüber das Verdienst derer, denen man diese Sicherheit zum großen Theile verdankte. In beiden Ländern gab es neben der den Jesuiten günstigen Mehrheit eine ihnen entschieden feindliche Partei. An der Spitze dieser letzteren standen in Spanien die Dominicaner, die Inquisition und in gewisser Beziehung, wenn auch aus andern Gründen, der König selbst. Während die Inquisition in den, ihrer Meinung nach, allzu ausgedehnten Vollmachten des Generals und der Vorgesetzten bezüglich der Glieder der Gesellschaft eine Verletzung ihrer eigenen

Vorrechte erblickte, sah Philipp II., der überdies den Jesuiten den großen Einfluß nicht vergeben konnte, den sie in Portugal unter den beiden letzten einheimischen Königen ausgeübt hatten und noch ausübten, eben diese Vollmachten als ein wirksames Mittel an, ihn des Einflusses und der Ueberwachung zu berauben, welche er sich über die Gesellschaft auszuüben für berufen hielt. Er beauftragte daher den Grafen Olivares, eine Revision der Regeln Loyola's zu verlangen. Zugleich bestand er auf der Ernennung eines Provinzials für Spanien, durch welche er den Einfluß des in Rom residirenden Ordensgenerals zu schwächen und den eigenen zu vermehren hoffte. Sixtus V. fand zwar Anfangs die spanischen Ansprüche verletzend für den heiligen Stuhl, lieh aber doch allmälig den fortgesetzten Einflüsterungen des spanischen Botschafters ein willigeres Ohr, und bald machte sich in seiner Stimmung ein bedeutender Umschwung bemerklich. Von jeher kühl für die Jesuiten, zeigte er sich ihnen jetzt entschieden abgeneigt. Ungefähr ein Jahr vor seinem Tode beauftragte er den Cardinal Caraffa, die Regeln der Gesellschaft noch einmal zu prüfen, und bezeichnete selbst die Punkte, die ihm einer Abänderung bedürftig schienen. Es waren dies die allzu ausgedehnten Vollmachten des Generals und der Superioren, die Art der Ernennung zu den verschiedenen Graden, die Mannigfaltigkeit der letzteren, der Name der Gesellschaft, die lange Dauer des Noviziats, die brüderliche Strafe und der unbedingte Gehorsam.

Obgleich der ebenso gewandte als muthige General des Ordens, Pater Acquaviva, auf alle diese Anklagepunkte mit Gründen antwortete, welche das ohnehin günstig gestimmte Cardinalcollegium vollends gewannen und selbst den Cardinal Caraffa zu seinen Ansichten bekehrten, gelang es ihm

doch nicht, auf den heiligen Vater irgend welchen Eindruck zu machen.

Der Pater Acquaviva hatte sich beeilt, die Collegien im Auslande von der sie bedrohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Diese Nachricht rief in allen Theilen Europa's eine mächtige Bewegung hervor. Ganz besonders groß war die Bestürzung in Deutschland. Die katholischen Reichsglieder, an ihrer Spitze der Herzog Wilhelm von Baiern, die Erzbischöfe, die Prälaten und viele eifrigen Katholiken des hohen Adels bestürmten den Papst mit Gegenvorstellungen und beschworen ihn, einen Orden nicht zu zerstören, der in dieser hartbedrängten Zeit ein so kostbares und unentbehrliches Werkzeug sei. Auch der Kaiser, der Anfangs die von ihm verlangte Unterstützung dieser Schritte mit dem Bemerken abgelehnt hatte, „seine besten Wünsche gehörten den Jesuiten; aber die Entscheidung stehe dem Papste zu, auf dessen Einsicht und Frömmigkeit man bauen müsse", ließ sich endlich herbei, den Cardinal Madruccio zu ähnlichen Vorstellungen zu ermächtigen.

Sixtus nahm die Einmischung der weltlichen Fürsten in eine, wie er sagte, rein geistliche Angelegenheit, äußerst übel; auch beschränkte er sich darauf, ihnen zu antworten, er wolle den Orden nicht zerstören, sondern nur dessen Institutionen verbessern. Die beabsichtigten Verbesserungen waren indessen von so großer Tragweite, daß sie einer Vernichtung des Ordens nahezu gleichkamen.

Mittlerweile gewannen die Jesuiten in Rom fortwährend an Boden. Nichtsdestoweniger beharrte der Papst bei seinen Ansichten. Als er bemerkte, daß der Cardinal Caraffa die ihm übertragene Untersuchung in die Länge zu ziehen suchte, um die Jesuiten zu retten, überwies er die Angelegenheit der Congregation des heiligen Offiziums mit

dem bestimmten Befehle, den Entwurf des von ihm zu erlassenden Beschlusses sofort durch vier Theologen ausarbeiten zu lassen.

Um diese Zeit meldete der Nuntius aus Madrid einen für den Orden verhängnißvollen Vorfall. Damals hatten die später ausführlich zu erzählenden Streitigkeiten des Papstes mit Philipp II. bezüglich der französischen Angelegenheiten, sowie die dem Ersteren nachgesagte Hinneigung zu Heinrich von Navarra in der spanischen Hauptstadt eine äußerst gereizte Stimmung gegen Sixtus V. hervorgerufen, welcher selbst die Prediger von der Kanzel herab häufig Ausdruck verliehen. Auch ein junger Jesuit, der P. Juan Geronimo, hatte die Keckheit gehabt, in einer seiner Predigten den heiligen Vater der Begünstigung des häretischen Bearnesen anzuklagen. Sixtus gerieth hierüber in den heftigsten Zorn und beauftragte den General, P. Juan nach Rom zu berufen, um ihm eine seinem Vergehen entsprechende Züchtigung zu ertheilen. Kurz darauf erfolgte sein Beschluß in Betreff der Regeln des Ordens. Die Cardinäle Santa Severina und Castagna (welcher Letztere in einem Monate den päpstlichen Stuhl besteigen sollte) eröffneten dem P. Acquaviva die endgiltige Entscheidung, wie sie unter unmittelbarer Einwirkung des heiligen Vaters von den hierzu beorderten Theologen abgefaßt worden war. Ueber einige Punkte wurden die Bemerkungen des Pater General angenommen, bezüglich der andern, und zwar der wichtigsten, blieb Sixtus unerbittlich. Insbesondere bestand er darauf, daß der Orden aufhöre, Gesellschaft Jesu zu heißen. Diese Benennung schien ihm nicht nur beleidigend für die anderen Orden, sondern auch an und für sich unpassend, weil es vorkommen könne, daß der allerheiligste Name vor die Gerichte geschleppt werde; endlich auch unbequem für die Gläu-

digen im Allgemeinen, weil, so oft von der Gesellschaft die Rede sei, die Frommen ihre Beschäftigung unterbrechen, das Kreuzeszeichen machen und ihr Haupt entblößen müßten. Pater Acquaviva begriff, daß jeder weitere Widerstand nutzlos war; er versprach daher, den Ordensgliedern den Gebrauch des bisherigen Namens zu untersagen.

Wahrscheinlich aus Rücksicht für die deutschen Fürsten, welche sich für die Gesellschaft verwendet hatten, ließ der Papst den General beauftragen, in dem Decrete, durch welches der Name abgeändert werde, des diesfälligen päpstlichen Befehles nicht zu erwähnen. Dies zu thun, weigerte sich indeß Pater Acquaviva auf das Bestimmteste. Sein Gewissen erlaube ihm nicht, erklärte er, aus eigener Macht die Regeln des Gründers abzuändern. Er unterwerfe sich, wie dies seine Pflicht, dem Willen des Oberhauptes der Kirche; aber diese Unterwerfung, welche allein sein Benehmen rechtfertigen könne, müsse in dem Rundschreiben an die Collegien ausdrücklich erwähnt und dargethan sein. Der General entwarf sein Decret, verlangte jedoch, ehe er dasselbe erließ, die vorläufige Billigung des heiligen Vaters. So standen die Dinge Anfangs August. Am 27. starb Sixtus V. Man fand das Papier in seinem Schreibtische; niemals hat es den Tag gesehen. Die Jesuiten behielten ihren Namen und ihre Regeln, und der zu Ende des Jahres auf den päpstlichen Stuhl berufene Gregor XIV. bestätigte neuerdings die Constitutionen des hl. Ignatius.

Seit der Thronbesteigung Sixtus' V. hatte der Tod die Reihen seiner Wähler gelichtet. Nur wenige Monate hatte Sirletto seine getäuschten Hoffnungen überlebt. Ihm war Cesi gefolgt, einer der wenigen dem Papste wirklich

befreundeten Cardinäle und ein treuer Rathgeber Donna Camilla's. Schon im zweiten Jahre des neuen Pontificats war auch der Cardinal Este, erst siebenundvierzig Jahre alt, dahin geschieden, und sein Tod hatte in dem Cardinalcollegium eine schwer auszufüllende Lücke geschaffen. Seine Stelle als Protector für Frankreich ging an den Cardinal Joyeuse über, einen noch sehr jungen, geistreichen Mann, dessen vorlautes, weltliches Wesen bald das Mißfallen des Papstes erregte.

Cardinal Savello, der so nahe daran gewesen, die Tiara zu ergreifen, starb, fünfundsechzig Jahre alt, im dritten Jahre der Regierung Sixtus' V.

Endlich schlug die letzte Stunde auch für den „großen Cardinal" Farnese. Er starb, siebzig Jahre alt, im März 1589. Seit dem Regierungsantritt Sixtus' V. hatte dieser Kirchenfürst sich gänzlich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen, in der letzten Zeit sogar von jedem Verkehre mit der Welt; dennoch erregte sein Tod in Rom allgemeine Trauer. Sein Leichenbegängniß fand unter ungeheuerem Volkszulaufe statt, und — ein niegesehenes Schauspiel — zweiundvierzig Cardinäle folgten seinem Sarge.

Ein anderes einflußreiches Glied war dem heiligen Collegium durch den Thronwechsel in Toscana entrissen worden. Am 19. October 1587 war der Großherzog Franz nach kurzer Krankheit verschieden, von Sixtus V., der in ihm einen erprobten Freund verlor, tief und aufrichtig betrauert. Da er kinderlos war, bestieg sein Bruder, der Cardinal Ferdinand von Medici, den toscanischen Thron. Sixtus V. liebte ihn nicht. Die aristokratischen Formen, das weltmännische Wesen und die Unbeugsamkeit des Prinzen-Cardinals hatten ihm stets mißfallen, und oft hatte er ihn in rauher Weise seine Unzufriedenheit fühlen lassen.

Die Klugheit rieth indessen, mit dem neuen Regenten gute Beziehungen zu unterhalten, und so entstand zwischen Rom und Florenz ein fortwährender Austausch von Artigkeitsbezeugungen, hin und wieder unterbrochen durch rasch vorübergehende Zerwürfnisse.

Daß ein Mitglied des heiligen Collegs den Purpurmantel ablege und aus dem geistlichen Stande scheide, hatte Sixtus V. bereits auf das Empfindlichste berührt; noch mehr verletzte ihn die bevorstehende Vermählung eines Fürsten der Kirche, obgleich Ferdinand als Diakon bloß die niederen Weihen empfangen hatte. Die Heirath war indessen durch die wichtigsten Staatsrücksichten geboten; Sixtus gewährte daher die Dispens ohne Zögern, wenn auch nicht in der freundlichsten Weise.

Nach dem Tode Savello's hatte Sixtus dem Cardinal Rusticucci das Vicariat der Kirche übertragen, die auswärtigen Angelegenheiten dagegen, die bisher in des Letzteren Händen gelegen, seinem Großneffen, dem Cardinal Montalto, der seit dem kurz vorher erfolgten Tode des Cardinals Azzolino bereits unter der Leitung des Papstes die diplomatische Correspondenz geführt hatte. So lag denn das Steuerruder in den Händen eines siebenzigjährigen Greises und eines kaum sechzehnjährigen Knaben und zwar zu einer Zeit, wo sich der politische Himmel mehr und mehr verfinsterte! Beide aber wurden den hohen Anforderungen der Lage gerecht, führten und erledigten die wichtigsten wie die unbedeutendsten Geschäfte und zeigten sich dieser außergewöhnlichen Aufgabe gewachsen, der Eine durch die Klarheit seines Verstandes, durch die Kraft seines Willens, durch die Unerschrockenheit, welche den Grundton seiner Seele bildete; der Andere durch die vollständigste Hingebung, durch schweigsame Zurückhaltung, durch einen in seinem

Alter seltenen Fleiß. Mit diesen Eigenschaften vereinigte der Cardinal Montalto in spätern Jahren einen hohen Kunstsinn, eine wahre Frömmigkeit und eine Fülle christlicher Tugenden.

VIII.

Die Bauten Sixtus' V.

Als die Päpste beim Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts von Avignon nach Rom zurückkehrten, fanden sie die Bevölkerung der Stadt auf 17,000 Seelen herabgesunken. In Felder, Weingärten und Weidegründe hatte sich der Wohnsitz der Cäsaren umgewandelt. Am Forum — es hat den Namen der Kuhweide, Campo Vaccino, bewahrt — weidete das Vieh. Drei Viertheile des Raumes, welchen Aurelians und Belisars Mauern umfingen, hatten sich in Einöden verwandelt. Nur im Marsfelde, der Ebene zwischen der Tiber, dem Pincio und dem Capitol, war einiges Leben zurückgeblieben. Dort gewahrte man, neben den Trümmern von Herrenhäusern, welche nach der barbarischen Sitte der Zeit von dem siegreichen Gegner geschleift worden waren, armselige Hütten und zierloses Gemäuer. Ueberraschend war der Anblick der zahllosen Thürme der Aristokratie. Vierkantig, mit Schießscharten versehen, oben gezinnt, erhoben sie sich in die Lüfte, schreckenerregende Zeugen des ununterbrochenen Kampfes, der die unglückliche Stadt verheerte. Rings um die Paläste oder vielmehr die Burgen der zahlreichen römischen Barone wohnten die Freunde und Vasallen. Allnächtlich wurden die Gassen durch schwere Ketten abgesperrt. Nur einer der sieben Hügel war nicht in die Hände des Adels gerathen: das Capitol gehörte dem Volke. Dort erhob sich, auf der Stelle, die er in veränderter Gestalt noch einnimmt, der massive,

mit Zinnen und Schießscharten versehene und an den vier Ecken bethürmte Palast der Senatoren.

Das Kunstleben, das im dreizehnten Jahrhundert in so hoher Blüthe gestanden, war seit der Entfernung der Päpste erloschen. Auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit herrschte Barbarei. Alle Ueberlieferungen hatten sich verloren. Die den Künsten dienenden Handwerke bestanden nicht mehr. Man mußte zum Auslande seine Zuflucht nehmen. Toscana und später Umbrien lieferten die Baumeister, die Bildhauer und sogar die Maurer.

Von den Bauten, welche die Päpste nach ihrer Rückkehr in die ewige Stadt durch fremde Meister aufführen ließen, tragen diejenigen, die dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, den Charakter der Frührenaissance mit ihren Mängeln und ihren Reizen. Glänzend in allem Beiwerke, in den Verzierungen, die mit Geschick den Alten nachgeahmt und in verschwenderischer Fülle angebracht sind, bekunden sie alle den gänzlichen Mangel des Verständnisses für die Hauptsache, die Verhältnisse. Diesem Mangel half Bramante ab, der zwischen der Frührenaissance und der Hochrenaissance, dem goldenen Zeitalter der modernen Architektur, den Uebergang bildet. Seine Schöpfungen, der Gegenstand der Bewunderung der Zeitgenossen, verbreiteten das Verständniß der Verhältnisse, die Kenntniß der Perspective, den Sinn für den Einklang zwischen dem Ganzen und den Einzelnheiten, veredelten den Geschmack und machten für immer Epoche im Profanbau. Bramante überlebte nur kurze Zeit Julius II. Das goldene Zeitalter war angebrochen. Raphael, Michel Angelo, Guilio Romano, Balthasar Peruzzi streuten mit verschwenderischer Hand die Schätze ihres Genie's aus. Es war die große Epoche der Einfachheit in der Größe, der Verschmähung des Kleinen

und Ueberflüssigen, der getreuen, aber edlen Ausführung des gegebenen Gedankens. Durch die den Künstlern gestattete Freiheit, in der Verzierung des Innern ihren individuellen Eingebungen freien Lauf zu lassen und sich ohne Bedenken über die strengen Regeln hinauszusetzen, welche sie in den Façaden und in der allgemeinen Anlage befolgten, wurde der Keim zum Verfalle gelegt. Allmälig wich die Einfachheit dem Reichthume, die Logik der Willkür; Ungebundenheit trat an die Stelle des Zwanges, welchen sich die Meister der großen Zeit freiwillig auferlegt hatten. In der ewigen Stadt erzeugte der Tod Michel Angelo's (1563) unter den Baukünstlern völlige Rathlosigkeit. Dreißig Jahre lang hatte er dort eine unbestrittene Herrschaft geübt. Nur ihm schenkten die Päpste Vertrauen. Ihren Architekten legten sie als erste Pflicht auf, in seine Fußstapfen einzutreten. Man beging den großen und verhängnißvollen Fehler, die Manen des geschiedenen Meisters amtlich zu schützen, in der irrigen Meinung, hierdurch sein Genie auf die Epigonen zu vererben.

Durch die Nachahmer Michel Angelo's wurde der Barockstyl ausgebildet, der im siebzehnten Jahrhundert auf dem Gebiete des Ungeheuerlichen das Aeußerste leistete. Dieser Styl, der eine Zeit lang die allgemeine Bewunderung zu erregen gewußt, wurde gegen das Ende des Jahrhunderts bekämpft durch den klassischen Styl, der das Heil der gesunkenen Baukunst in der strengen Nachahmung der antiken Denkmäler zu finden glaubte, in gänzlicher Ermangelung genialer Künstler jedoch nichts wahrhaft Großes hervorzubringen vermochte. Aus dem Vernichtungskampfe, den beide Stylarten sich geliefert, ist nichts Anderes hervorgegangen, als die vollständige Styllosigkeit, die das Wahrzeichen unseres Jahrhunderts bildet.

Sixtus V. besaß eine an Leidenschaft grenzende Vorliebe für bauliche Unternehmungen. Hatten ihm auch in den langen Jahren der Zurückgezogenheit, die seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl vorausgingen, seine beschränkten Mittel nicht erlaubt, dieser Neigung durch Errichtung großartiger Baudenkmäler Befriedigung zu verschaffen, so hatte er sich doch, wie im Vorgefühle einer späteren Möglichkeit der Ausführung, mit zahlreichen Plänen und Entwürfen beschäftigt, durch welche er sich eine staunenswerthe Fachkenntniß angeeignet.

Wenn Cardinal Montalto in seiner Carrosse unter unsanften Bewegungen den steilen Abhang der Monti herabfuhr, um sich nach dem Vatican zu begeben, entwarf er in Gedanken die breiten, unabsehbaren Straßenzüge, welche die Basiliken zugänglich machen und diese kaum bewohnten Gegenden dem Handel und Wandel erschließen sollten.

Wenn er neben der Sakristei von St. Peter den Obelisk des Nero gewahrte — die „Nadel", wie man damals sagte —, so gedachte er der vergeblichen Bemühungen so vieler Päpste, dies halb in Schutt begrabene Denkmal vor der Peterskirche aufzustellen. Sagte man ihm, dies sei unmöglich, so lächelte er und schwieg.

War er durch die Stadttheile, die der Wassermangel verödet hatte, nach seiner Vigna zurückgekehrt, so streifte sein Blick aus den Fenstern derselben über die quellenreichen Gebirge Latiums, die einst Rom mit Wasser versehen hatten, und er fragte sich, ob es nicht möglich sei, die verfallenen Wasserleitungen der Alten herzustellen. Zwei scheinbar unüberwindliche Hindernisse standen diesem Unternehmen im Wege: es fehlte an Geld, und in der Campagna herrschten die Banditen.

Neben dem Gedanken an diese großartigen Unternehmungen: die Anlage neuer Straßenzüge, die Herstellung von Wasserleitungen und die Aufstellung des Obelisken, be-

schäftigte die Gefahr, welche die Vollendung der Peterskirche bedrohte, den rastlos thätigen Geist des Cardinals. Seit dem Tode Michel Angelo's war die oberste Galerie nach seinen Zeichnungen vollendet worden. Auf dieselbe sollte die Kuppel gesetzt werden. Die Ausgaben und die Gefahren des Unternehmens erweckten allgemeines Bedenken. Man schätzte die Kosten dieses Riesenwerks auf eine Million Goldscudi, die Dauer der Ausführung auf zehn Jahre. Schon gewöhnte sich die öffentliche Meinung an den Gedanken, die Peterskirche könne nicht vollendet werden.

Für die Entwürfe, die der Cardinal Montalto in den Tagen seiner unfreiwilligen Muße in Gemeinschaft mit dem jungen Fontana ersonnen, war mit seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl die Stunde der Verwirklichung gekommen. Wären seine Pläne nicht früher schon zur vollständigen Reife gelangt, so würden die Riesenwerke, die er innerhalb der fünf Jahre seines Pontificats zur Ausführung brachte, die Grenzen des Möglichen überschritten haben. Auf die Zeitgenossen, die in der Meinung standen, er habe Alles zu gleicher Zeit erdacht und in's Leben gerufen, brachten sie den Eindruck des Wunderbaren und Unerhörten hervor.

Keine der Bauunternehmungen Sixtus' V. erregte größeres Staunen und erfüllte Rom mit mehr Bewunderung und Entzücken, als die Aufstellung der Neronischen Nadel im Mittelpunkte des Petersplatzes. Bis zur Hälfte in tausendjährigen Schutt vergraben, stand dieser Obelisk an der Westseite der Kirche. Als Paul III. die Absicht ausgesprochen, ihn nach dem Petersplatze zu versetzen, hatten Michel Angelo und Sangallo, die berühmtesten Architekten jener Zeit, diesen Gedanken für unausführbar erklärt. Sixtus V. nahm ihn sofort nach seiner Thronbesteigung wieder auf. Eine von ihm eingesetzte Commission

schrieb einen Concurs aus, und bald liefen aus allen Theilen Italiens, selbst aus Sicilien und Griechenland, Entwürfe und Zeichnungen ein. Die Arbeit Fontana's erhielt den Vorzug; doch sollte, in Anbetracht seiner Jugend, die Ausführung zweien andern Architekten übertragen werden. Fontana beklagte sich darüber bei dem Papste und gab demselben zu bedenken, daß Niemand einen Plan besser ausführen könne, als derjenige, in dessen Kopfe er entstanden. Der Papst fand diese Bemerkung richtig und legte die schwierige Aufgabe in die Hände des ehemaligen Maurergesellen.

Die Nadel mußte zuerst gehoben, dann in horizontaler Lage auf einen Schlitten gelegt, nach dem Petersplatz geschleift und dort aufgestellt werden. Ein nicht minder großes Erstaunen, als die ungeheuren Vorarbeiten, erregte die Raschheit, mit welcher dieselben betrieben wurden. Das Eisengerüst allein wog 40,000 Pfund und beschäftigte sämmtliche Schmiede in Rom, Ronciglione und Subiaco. Die Pinienwälder von Nettuno lieferten Balken von solcher Größe, daß für die Fortschaffung jedes einzelnen ein Gespann von vierzehn Büffeln nöthig war. Von Santa Severa kamen die Bretter von Ulmen und Eichenholz. Nicht nur Rom, sondern ganz Europa verfolgte die Arbeiten mit gespannter, fast banger Aufmerksamkeit. Im October 1585 hatte man die erste Hand an das Werk gelegt, und schon am 7. Mai des folgenden Jahres konnte zur Ausführung des gewagtesten Theiles der Aufgabe, nämlich der Niederlegung der Nadel auf den Schlitten, geschritten werden. Eine ungeheure Volksmenge drängte sich an Ort und Stelle. Die Cardinäle, Prälaten und Barone waren anwesend. Damit die Arbeiter die Befehle der Werkführer vernehmen könnten, legte ein Edict des Gouverneurs von Rom den

Zuschauern tiefes Schweigen auf *). Neunhundert Gesellen und eine große Anzahl von Pferden arbeiteten inmitten der tiefsten, nur durch Fontana's Commandoruf und das Knarren und Seufzen der Krähne und Seile unterbrochenen Stille, als mit einem Male der Ruf erscholl: „Befeuchtet die Taue!“ Die Reibung hatte in der That Feuer erzeugt; dasselbe wurde jedoch mit Leichtigkeit gelöscht. Es war eine Frau, eine Genueserin, Namens Bresca, welche den Obelisk gerettet hatte. Sie wurde vom Papste zum Fußkusse zugelassen und erhielt für sich und ihre Nachkommen das Privilegium, aus ihrem Garten in der Riviera für den Umzug in der Peterskirche am Palmsonntage alljährlich die Zweige zu liefern. Dieses Vorrecht ist bis auf den heutigen Tag in dem Besitz dieser Familie geblieben.

Da die Stelle, wo der Obelisk ausgegraben worden, höher liegt als der Petersplatz, so mußte ein Damm erbaut werden, auf welchem die Nadel am 13. Juni glücklich nach dem Orte ihrer Bestimmung geschleift wurde. Die Aufstellung selbst blieb wegen der heißen Jahreszeit auf den Herbst verschoben. Am 10. September fand dieselbe endlich unter ungeheurem Volkszulauf und mit dem glänzendsten Erfolge statt. Die Arbeiten hatten vor Tagesanbruch begonnen, und bei den letzten Strahlen der untergehenden

*) Daß auf die Uebertretung dieses Edictes die Todesstrafe gesetzt und zur sofortigen Vollstreckung derselben neben den Bühnen der Zuschauer eine Anzahl Galgen errichtet worden, ist eine der Leti'schen Fabeln, die lange nach Sixtus' V. Tod ersonnen, verbreitet und geglaubt wurden. Auf den gleichen Ursprung ist die Erzählung zurückzuführen, nach welcher der Papst, als Fontana sich am Morgen des denkwürdigen Tages den apostolischen Segen erbat, ihm bedeutet habe, daß er ihm im Falle des Mißlingens den Kopf abschlagen lassen werde, weßhalb der geängstigte Baumeister zur Vorsicht vor einem der Thore Roms ein gesatteltes Pferd habe in Bereitschaft halten lassen.

Sonne erhob sich der Obelisk Nero's auf dem Piedestal und an dem Platze, wo man ihn heute sieht. In diesem feierlichen Augenblicke erscholl der Donner des Geschützes der Engelsburg, vermischt mit dem enthusiastischen Beifallsjauchzen der Menge. Am nämlichen Abend brachten sämmtliche Trompeter Roms dem ruhmgekrönten Architekten ein Ständchen. Der heilige Vater machte ihn zum Ritter und adligen Bürger Roms, schenkte ihm eine goldene Kette und verlieh ihm zehn lauretanische Präbenten, welche 400 Scudi eintrugen, und überdies eine Pension von 2000 Scudi; auch überließ er ihm das bei den Arbeiten verwendete Material.

Die Correspondenzen jener Zeit, die diplomatischen Berichte, die dramatischen Dichtungen, die das große Ereigniß zum Gegenstande hatten, die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die dasselbe besangen, zeugen von dem regen Antheil, den die öffentliche Meinung an der glücklichen Vollendung eines Unternehmens nahm, das die ersten Vertreter der Kunst und Mechanik für unausführbar erklärt hatten. Sixtus V. beschloß, die Nadel dem Cultus der Kirche zu weihen. Nachdem er sie durch den Patriarchen von Constantinopel feierlich hatte reinigen und exorcisiren lassen, wurde die Spitze mit einem Kreuz von Goldbronze gekrönt. Die Engelsburg begrüßte dasselbe mit dem Feuer ihres Geschützes, die versammelte Geistlichkeit mit dem Gesang des Hymnus: O crux ave, spes mea.

Diese eigenthümliche Feier kennzeichnet den Gedanken Sixtus' V. Er wollte die Gläubigen erbauen, nachdem er sie durch seine die Hindernisse der physischen Welt überwindende Willenskraft mit Staunen erfüllt hatte. Versammelt um diesen Denkstein, der einst Zeuge der im Neronischen Circus verübten Gräuelthaten gewesen, sollten sie von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahr zu Jahr auf diesem Platze den Segen des Statthalters Christi empfangen.

Unter der Leitung Fontana's förderte Sixtus auch mit beispielloser Thätigkeit die Arbeiten, welche die Herbeischaffung des Wassers und die Erleichterung des Verkehrs in den hügeligen Stadttheilen zum Zwecke hatten. Er erstand von Marzio Colonna um den Preis von 25,000 Scudi eine unweit Palestrina gelegene, zwanzig Miglien von Rom entfernte reichhaltige Quelle, die Acqua Felice, die durch einen noch jetzt bestehenden Aquäduct nach dem Quirinal geleitet werden sollte. Diesem Riesenbau, der wenige Monate nach der Thronbesteigung Sixtus' V. begonnen worden, traten zahllose Schwierigkeiten entgegen; nichtsbestoweniger wurde derselbe, Dank dem eisernen Willen und der unerschütterlichen Beharrlichkeit des Papstes, binnen drei Jahren vollendet. Die Acqua Felice ergoß neues Leben über die seit dem Alterthume verödeten und verlassenen Gegenden. Zahlreiche Wohnhäuser entstanden längs den unabsehbaren Straßen, welche Sixtus durch Gärten und Weinberge zog, ohne Rücksicht auf das Murren der Römer alles niederwerfend, was ihm im Wege stand. Diese neu angelegten Straßen ermöglichten den directen Verkehr, nicht nur für Fußgänger, sondern auch für Wagen, zwischen der Trinita de'Monti und Santa Maria Maggiore, zwischen dieser Basilika und dem Marcuspalaste, zwischen der eben genannten Kirche und der Porta San Lorenzo, zwischen dieser und den Thermen des Diocletian, zwischen dem Lateran und dem Collisseum, zwischen der Porta Salara und der Strada Pia. Der Zugang zu Santa Maria Maggiore wurde durch große Erdarbeiten erleichtert und die lange Gasse, welche dies Gotteshaus mit dem Lateran verbindet, bedeutend erhöht. Wir sind in unsern Tagen Zeugen von Arbeiten, welche die so eben bezeichneten an riesiger Ausdehnung weit übertreffen. Aber wenn hierbei auch die

Veranlassung von den Regierungen ausgeht, so ist die Ausführung Sache des Credits, der Speculation, der eine Anlage suchenden Capitalien. Anders verhielt es sich mit den Bauten Sixtus' V. Er war es, der sie ersonnen, der sie leitete, der die zu ihrer Bezahlung nöthigen Geldmittel fand, indem er die gewonnenen Grundstücke verkaufte, welche wegen Mangel an Wasser, oder weil mit Schutt und Trümmern bedeckt, bisher unbebaut geblieben waren, und der es verstand, mit dem Erlös derselben nicht nur alle Ausgaben des Unternehmens zu bestreiten, sondern auch dabei noch die Truhen der Engelsburg zu füllen.

Unter den einzelnen Bauwerken, die Sixtus V. durch Fontana aufführen ließ, ist zunächst seine Kapelle in Santa Maria Maggiore zu erwähnen, die er bereits als Cardinal begonnen hatte. Jetzt ließ er die alte Krippenkapelle dahin schaffen, die Umgegend ebnen und den dort befindlichen Obelisken aufstellen. St. Johann von Lateran versah er mit seiner Südfaçade, die Loggia Sixtus' V. genannt, weil er dort den Segen zu geben pflegte. Er errichtete den Obelisk gegenüber der Loggia, ließ den Platz vor der Kirche erweitern und die Scala Santa in der Nähe aufstellen; endlich erbaute er auch von den Grundfesten aus den großen lateranischen Palast. Die päpstlichen Gemächer des Vaticans verband er mit der Kirche durch eine Treppe, welche, von der Sacristei der Sixtinischen Kapelle ausgehend, nach der Gregorianischen Kapelle führt. Den großen Thurm des Belvedere ließ er wieder aufrichten. Die Säulen Trajans und Antonins wurden restaurirt und mit den Statuen der Apostelfürsten gekrönt. Zur Aufnahme der Bettler, welche bisher in den Straßen Roms ihr Unwesen getrieben, wurde am Ponte Sisto ein Spital erbaut. Seiner slavischen Abkunft eingedenk, errich-

tete Sixtus die Kirche und das Hospiz von San Girolamo degli Schiavoni. Sein letztes Werk war der, von Clemens VIII. beendete Flügel des Vaticans, der bis auf den heutigen Tag von den Päpsten bewohnt wird. Die Bauthätigkeit Sixtus' V. blieb indessen nicht auf Rom beschränkt; auch die Wasserleitung von Civita Vecchia, das Collegium der Marchigiani, seiner Landsleute, in Bologna und die Stadterweiterungen von Loretto und Montalto sind sein Werk.

Zu den denkwürdigsten Bauwerken Sixtus' V. gehört die Kuppel von St. Peter, die innerhalb zweiundzwanzig Monaten vollendet wurde. Nur die Bleibekleidung und die Laterne fehlten, als er starb. Es ist das einzige Werk, das Sixtus nicht durch Fontana ausführen ließ. Er übertrug die Leitung der Arbeiten, denen die Zeichnungen Michel Angelo's zu Grunde gelegt wurden, dem siebzigjährigen Schüler des großen Meisters, Giacomo della Porta, gab demselben jedoch wegen seines hohen Alters seinen eigenen Architekten bei, und obgleich Giacomo in der Geschichte als Erbauer der Kuppel erscheint, gebührt doch ein großer Theil des Verdienstes dem unermüdlichen Dominico Fontana.

Dieser außerordentliche Mann vereinigte alle Eigenschaften, deren er bedurfte, um Sixtus zu gefallen: Raschheit, Augenmaß, Ehrlichkeit und Muth. In technischer Beziehung erreichte ihn keiner seiner Zeitgenossen. Während er als Maurer und Ingenieur seines Gleichen suchte, war er jedoch nur ein Künstler zweiten Ranges. Seinen Compositionen, denen eine gewisse Großartigkeit nicht abgesprochen werden kann, fehlte es meistens an Anmuth und Adel. Sein Styl schwankte zwischen dem Classicismus und dem bereits aufkommenden Barockismus. Fontana verdankt seine Berühmtheit offenbar weniger dem künstlerischen Werthe seiner Arbeiten als der Menge und dem Umfange derselben, so-

wie der fabelhaften Geschwindigkeit der Ausführung. Wenn es Sixtus V. war, der das Glück seines Baumeisters begründete, indem er ihm einen so ausgedehnten Wirkungskreis anwies: so verdankt seinerseits dieser Papst dem ihm geistig verwandten Fontana einen großen Theil seines unvergänglichen Ruhmes. Kurz nach dem Tode Sixtus' V. schreibt der geistreiche Abt des Benedictinerstiftes in Mantua, Don Angelo Grillo, als er nach zehnjähriger Abwesenheit nach Rom zurückgekommen: „Ich bin in Rom und kann es kaum glauben, so sehr macht mir Alles den Eindruck der Neuheit: Gebäude, Straßen, Plätze, Brunnen, Wasserleitungen, Obelisken und so viele anderen Wunder, alle das Werk Sixtus' V. Wäre ich Dichter, ich würde sagen, die begrabenen und in der lateinischen Campagna zerstreuten Gliedmaßen, erweckt durch den Posaunenschall des gewaltigen Pontifex, seien, seinem Rufe folgend, erwacht aus tausendjährigem Schlummer. Dank der Kraft dieses überreichen und schöpferischen Geistes, erhob sich ein neues Rom aus seiner Asche."

In dem Mittelpunkte der Stadt, dem großen, von langen, aber engen und gewundenen Adern durchzogenen Dreiecke zwischen dem Corso, der Tiber und dem Capitole, entfaltete sich zur Zeit Gregors XIII. und Sixtus' V. das weltliche Treiben Roms in sprudelnder Fülle. Von Sonnenaufgang bis zum Ave Maria drängte sich die Menge in den schlechtgepflasterten, aber schattigen und verhältnißmäßig kühlen Straßen. Je mehr man sich der Brücke nähert, desto zahlreicher werden die neuen Paläste. „Wahrhaftig", ruft Paolo Paruta im venetianischen Senate aus, als er, fünf Jahre nach dem Tode Sixtus' V., von seiner römi-

schen Botschaft zurückgekehrt, „die Stadt und der Hof von Rom haben die äußerste Höhe der Größe und des Wohlstandes erreicht, und ungeheuer sind die Pracht und der Glanz, die man dort entfaltet. Dem Aufwande, welchen sonst nur wenige der vornehmsten Cardinäle und einige Barone machen konnten, sind jetzt eine Menge von Leuten gewachsen. Die Bauten und die innere Einrichtung der Paläste entfalten eine wirklich königliche Pracht. Die öffentlichen und Privatgebäude, die Kirchen und Paläste, die Straßen, Springbrunnen und Landhäuser, welche in den letzten Jahren entstanden sind, würden allein hinreichen, um eine Stadt ersten Ranges zu zieren."

Die schönen Herrenhäuser, welche dieses Stadtviertel umschließt, waren der Wohnsitz neuer Männer, der Prälaten, welche durch Verdienst oder Zufall oder durch die Monti rasch emporgekommen waren. Auch die großen Bankiers, welche dem Viertel seinen Namen gaben, besaßen dort neben ihren Wechselstuben fürstliche Wohnhäuser. Die Fremden konnten sich nicht genug wundern über das Gedränge in den Straßen. Nur mit Mühe brach sich der Zug des Papstes Bahn, wenn er in einer nach allen Seiten offenen Säufte, unter Vortritt der Offiziere seines Hauses und der Schweizergarde, gefolgt von zahlreichen Cardinälen und Bischöfen, welche reichgeschmückte Maulthiere ritten, nach einer der Kirchen getragen wurde.

Nur wenige Edeldamen waren in den Straßen zu sehen; sie zeigten sich überhaupt selten und nie anders als zu Wagen. Auch die Barone zogen die Carrosse dem Pferde vor. Nur am Corso, um die Zeit des öffentlichen Spazierganges, sah man sie den Damen ihre Reitkunst zeigen.

Bei den endlosen Festmahlen seufzten die Tische unter der Last der Schüsseln. In dem Gemache, wo man eben

tafelte — denn einen eigentlichen Speisesaal gab es damals noch nicht, — oder in dem vorhergehenden Zimmer wurde auf geschnitzten Credenzen das meist sehr reiche Silbergeräthe der Bewunderung der Gäste ausgestellt. Die vornehmsten derselben nahmen neben dem Herrn vom Hause oder ihm gegenüber Platz. Damen erschienen nur selten. Der Wein wurde in Bechern gereicht, und Jedermann mischte ihn mit Wasser aus einer silbernen Kanne, welche die in reiche Livreen gekleideten Diener darboten. Nur die in der Nähe des Hausherrn sitzenden Gäste wurden von den Mundschenken des Hauses bedient; an den Enden der Tafel half man sich selbst zu Speise und Trank.

Bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften saßen die Damen den Wänden entlang auf vergoldeten Lehnstühlen oder Schemeln, während die Männer in Gruppen beisammen standen. Die Unterredung, die laut geführt wurde und leicht und zwanglos dahinfloß, drehte sich meist um Stadt- und Hofneuigkeiten. Besprechungen über Kunst und Wissenschaft überließ man den Akademien und einigen seltenen Versammlungen von Literaten. Die Gegenreformation war auch in die Paläste gedrungen. Man war weniger klassisch gebildet, und die Frauen, welche die griechischen Autoren lasen, waren selten geworden. Die ganze Stellung der vornehmen Frau hatte sich geändert. Die Dame von Rang war weniger unabhängig, aber frömmer, häuslicher und eine bessere Familienmutter als vordem.

Der Geschmack am Theater war allgemein verbreitet; doch gab es noch keine öffentlichen Schauspielhäuser. Kaum die Fürsten ließen in ihren Palästen irgend einen Saal zu solchem Zwecke einrichten. Man studirte die Alten und suchte sie nachzuahmen. Die äußere Ausstattung, die Decorationen und Maschinen erfüllten die Zuschauer mit Ent-

zücken; die Stücke selbst entbehrten jeden Gehaltes. Die Form galt als Hauptsache; Originalität, Erfindung, Phantasie fehlten gänzlich. Die Lustspiele waren geistlos und zeichneten sich nur durch Ausgelassenheit, Zweideutigkeit der Handlung und eine cynische Sprache aus. Bei Anlaß der Vermählung des Herzogs Karl Emmanuel mit der Infantin Katharina hatte Guarini das Schäferspiel geschaffen. Schwer begreift man die Begeisterung, die sein „Pastor Fido" erregte. Die gleichfalls beliebten Tragödien waren nüchterne und schwerfällige Nachbildungen der griechischen. Sie kamen hauptsächlich zur Aufführung in den Jesuitencollegien und in den Palästen der Cardinäle und der hohen Prälatur. Außer den Liebhabertheatern, die fast in allen einigermaßen bedeutenden Ortschaften entstanden waren, gab es auch wandernde Truppen, die abwechselnd in den größeren Städten spielten.

Obgleich die dem Italiener angeborene ungezwungene Einfachheit noch immer ihr Recht behauptete, so begannen doch allmälig die leichten Umgangsformen der steifen Schwerfälligkeit der spanischen Etiquette zu weichen, die in Rom wie in der ganzen Halbinsel immer mehr zur Geltung kam, während im Gegentheile florentinischer Geschmack und florentinische Sitte am Hofe der Valois herrschend wurden.

Die den Lehensgütern entnommenen Fürsten-, Herzogs-, Marchesen- und Grafentitel vervielfältigten sich; aber mehr als sie galt der Familienname. Die Aristokratie der Provinzen wurde von der römischen nicht als ebenbürtig anerkannt. Doctoren und Universitätsprofessoren zählten zum Adel. Auch mit der militärischen Laufbahn war der Adel verbunden. Die Zeiten der Condottieri waren vorüber; aber die römische Jugend diente gern im kaiserlichen Heere oder unter den spanischen, französischen und venetianischen Fahnen. Die Truppen der Kirche wurden von bewährten Kriegs-

männern befehligt. Ohne Rücksicht auf die Nationalität wählte der Papst diejenigen, die ihm das meiste Vertrauen einflößten.

Ein ganz besonders belebtes Bild bot Rom während der Faschingstage dar. Die an denselben üblichen Spiele waren unter dem Pontificate Gregors vielfach ausgeartet. Unter Sixtus V. wurde dies anders. Dieser Papst regelte die Carnavalsbelustigungen durch Vorschriften, die mit geringen Aenderungen noch jetzt bestehen. Als besonders belebt wird der Carnaval des Jahres 1588 geschildert. Dank der unerbittlichen Strenge, welche die Regierung Sixtus' V. gleich in ihrem Beginne entwickelt hatte, waren Ruhe und Sicherheit wiedergekehrt und damit auch die den Römern eigenthümliche Lebenslust. Selbst in den obersten Regierungskreisen war man heiter gestimmt. Wer dem Papste nahte, fand ihn in trefflicher Laune. Er hatte sogar den wandernden Schauspielern erlaubt, in Privathäusern aufzutreten. Das Maskenverbot wurde aufgehoben. Gegen Entrichtung eines halben Groschens, der frommen Stiftungen zu Gute kam, konnte Jedermann sich verkleiden. Ein neues Edict verbot bei Strafe des Prangers die Beschimpfung der Juden am Corso. Am Ende erreichte man sogar von dem heiligen Vater für die Schauspielergesellschaft der Desiosi, der ersten Italiens, die Ermächtigung, öffentlich zu spielen; doch mußten die Aufführungen bei Tage stattfinden, die Frauenrollen von Männern übernommen werden und die Zuschauer unbewaffnet im Theater erscheinen. Kein unangenehmer Vorfall störte die allgemeine Heiterkeit. Am Aschermittwoch verließ Sixtus seine Vigna, wo er die letzten Tage zugebracht, ließ sich, wie alljährlich, nach Santa Sabina tragen, hörte dort die von Cardinal Altobrandini gelesene heilige Messe und reichte hierauf eigenhändig die Asche.

Ungeachtet der ungeheueren Summen, die Sixtus' V. Bauten verschlangen, wuchs nicht nur der Staatsschatz von Jahr zu Jahr, sondern der Papst fand auch Mittel, gegen die Seinigen eine oft zu weit getriebene Freigebigkeit zu üben. Grundsätzlich dem Nepotismus abhold und in dieser Beziehung weniger verschwenderisch als die meisten anderen Päpste des Jahrhunderts, verschloß er sich dennoch nicht gänzlich dem Einflusse der herrschenden Ideen, denen zu Folge jedes Pontificat eine fürstliche Familie in den römischen Adel einführte. So hatte er dem vierzehnjährigen Alexander den Purpur und dessen achtjährigem Bruder Michele das Generalat der heiligen Kirche verliehen. Donna Camilla häufte Reichthümer an, indem sie Grundstücke kaufte und einen Theil des Esquilin mit Magazinen bebaute, die sie vortheilhaft vermiethete. Von dem Bruder wurde sie stets reichlich bedacht. Er schenkte ihr mehrere liegenden Gründe, unter andern seine Vigna bei den Thermen, und richtete ihren Haushalt auf seine Kosten ein. Eine Ehrendame, zwei Edelleute, ein Haushofmeister, ein Kaplan und ein Secretär bildeten ihren Hofstaat. Im Ganzen war ihr Leben einfach und zurückgezogen, besonders so lange ihr Bruder lebte. Sie empfing zuweilen einige Cardinäle zu Tische und veranstaltete während des Carnavals theatralische Vorstellungen zur Belustigung ihrer Enkel. Man bewunderte ihren Anstand, ihren feinen Tact, die Leichtigkeit, mit welcher sie sich in die neuen Verhältnisse zu finden wußte und den Ton der vornehmen Welt annahm. Den Papst sah sie täglich; doch blieb sie den Staatsgeschäften vollständig fern.

Obgleich die beiden Enkelinnen Camilla's noch Kinder waren, trug Sixtus dennoch Sorge, sie noch bei seinen Lebzeiten zu vermählen. Nachdem sein Plan, durch die Ver-

mählung der einen mit dem Erbprinzen von Parma eine Peretti auf einen italienischen Thron zu erheben, an dem geheimen Widerstande Philipps II. gescheitert war, fiel seine Wahl für die ältere seiner Großnichten, Flavia, auf Virginio Orsini, Herzog von Bracciano, den Sohn jenes Paolo Giordano, welcher den Oheim der Braut hatte ermorden lassen, und für die jüngere, Orsina (Ursula), auf Marco Antonio Colonna, Großconnetable des Königreichs Neapel. Die beiden Schwestern erhielten eine Mitgift von 100,000 Scudi und 20,000 Scudi Nadelgelder. Die letzteren wurden in den Monti angelegt, und Sixtus sicherte den Bräuten die freie Verfügung über die Zinsen, „damit sie", wie er sagte, „sich ohne Erlaubniß des Gemahls ein Paar Schuhe kaufen könnten."

Die Einsegnung des zwölfjährigen Connetable's und seiner zehnjährigen Braut geschah durch den Patriarchen von Jerusalem. Nach der Ceremonie zog die kleine Neuvermählte ein Papier aus der Tasche und übergab es dem Cardinal Ascanio Colonna. Es war die Bulle, durch welche der Papst ihm das Priorat von Venedig verlieh, und zugleich „das Trinkgeld", wie Donna Orsina sagte, das sie ihm bei Gelegenheit ihrer Hochzeit gebe.

Die Zukunft der so rasch emporgestiegenen Peretti beruhte auf der Person des Don Michele. Damit er und seine Nachkommen den Namen, der, vor Kurzem noch unbekannt, nunmehr in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben war, mit Glanz tragen könnten, überhäufte ihn der Papst mit Aemtern, Würden und Gütern, während Donna Camilla ihn zu ihrem Universalerben einsetzte und ihm dadurch den Besitz des Marchesats von Mentana, sowie der im Neapolitanischen gelegenen Städte Venafro und Piscina und der Herrschaft Colmo sicherte, die sie mit ihren

Ersparnissen angekauft hatte. Michele Peretti, dem Philipp II. den Titel eines Herzogs von Venafro verliehen, wurde, dreizehn Jahre alt, mit Donna Margarita Cavasio della Somaglia, der Tochter des mailändischen Grafen Alfonso, vermählt.

Sixtus V. hielt die glänzende Zukunft seines Namens für gesichert. Er ahnte nicht, daß in nicht allzu ferner Zeit der Tod das letzte Glied seiner Familie ereilen und von den Peretti Nichts bleiben sollte als der unvergängliche Ruhm seines Pontificats.

IX.

Sixtus' V. Beziehungen zu dem Auslande.

Die Lage Italiens erfüllte Sixtus V. mit lebhafter Besorgniß. Der augenblickliche Friede unter den einzelnen Regierungen erschien ihm von allen Seiten gefährdet; denn untergeordnete Rücksichten und kleinliche Interessen entfremdeten die Fürsten untereinander und öffneten dem Ehrgeize des Auslandes Thüren und Thore. Zum Glück für die Halbinsel hatten die großen Souveräne im eigenen Lande oder anderwärts zu thun. Rudolf II. war gelähmt durch die Nachwirkungen der Reformation und die unerquicklichen Zustände in seinen Erblanden. Heinrich III. hatte abwechselnd mit der Ligue und den Hugenotten zu kämpfen. Philipps II. Kräfte waren durch die Kriege in Flandern und mit England vollständig in Anspruch genommen. Den Sultan hielten die Verwicklungen mit Persien von Feindseligkeiten gegen das Abendland ab. Um aus diesen günstigen Umständen Nutzen zu ziehen, war Sixtus V. darauf bedacht, ein Zusammengehen Venedigs und Toscana's mit dem römischen Hofe zu Stande zu bringen und auf diese

Weise eine italienische Politik zu schaffen. Mit dem Großherzog Franz stand er, wie wir bereits gesehen, schon lange in vertraulichem Verkehr; auch zu der Signoria gestalteten sich seine Beziehungen, Dank seinem freundlichen Entgegenkommen, in der zufriedenstellendsten Weise: es galt daher hauptsächlich, für das gute Einvernehmen zwischen Florenz und Venedig zu wirken. Unablässig empfahl er dasselbe dem venetianischen Botschafter. „Der Großherzog", sagte er ihm, „ist ein mächtiger Herr, der von der Republik eine hohe Meinung hegt. Dies hat er bewiesen durch seine Heirath. Er hatte die Wahl unter den Fürstentöchtern Italiens und anderwärts, und er vermählte sich mit einer Tochter der Republik.*) Auch wir wollen gut stehen mit Euch, mit Savoyen, Mantua, Ferrara und Florenz. Alle italienischen Fürsten sollen einig zusammenstehen, aber ohne Bündnisse, ohne Liguen zu schließen; denn wir wollen Niemanden beleidigen. So lange die Fürsten in Eintracht leben, ist die Ruhe Italiens gesichert."

In der gleichen Weise suchte er seinen Einfluß bei dem Großherzog von Toscana geltend zu machen, nicht allein zur Aufrechthaltung guter Beziehungen zu der Signoria, sondern auch zu den übrigen italienischen Fürsten, wie er auch diese stets zur Eintracht unter einander ermunterte. Der Gedanke an eine italienische Ligue lag ihm fern. „Man schlägt uns", sagte er zu dem venetianischen Botschafter Gritti, „eine Ligue zwischen den italienischen Fürsten vor. Wir haben abgelehnt. Das hieße den Krieg heraufbeschwören, statt ihn zu vermeiden."

---

*) Die Venetianerin Bianca Capella wurde bei ihrer Vermählung mit dem Großherzog Franz von der Signoria mit dem Titel einer „Tochter der Republik" beehrt.

Den Frieden unter den Fürsten Italiens durch Bändigung ihres kleinen Lokalehrgeizes zu befestigen; sie zu einer übereinstimmenden Haltung zu vereinigen, damit unter seiner Leitung das Ueberwiegen fremder Fürsten in Italien verhindert und dadurch die Unabhängigkeit der Halbinsel soweit gesichert werde, als es die über ein Drittheil derselben sich erstreckende spanische Herrschaft möglich machte: dies war der Zweck seiner italienischen Politik, deren Grundlage die Wahrung der bestehenden Territorialverhältnisse bildete. Für die von verschiedenen Schriftstellern ausgesprochene Behauptung, daß Sixtus V. in Gemeinschaft mit dem Großherzog von Toscana ehrgeizigen, auf eine Umgestaltung der Karte von Italien zum Nachtheile Philipps II. gerichteten Plänen nachgehangen, findet sich nirgends ein Anhaltspunkt.

Die guten Beziehungen zwischen dem Papste und dem deutschen Kaiser erlitten in den ersten Jahren des neuen Pontificats mehrfache Störungen. Der Vater des Generals Alexander Farnese hatte, in seiner Eigenschaft als Herzog von Parma und Piacenza, ein kaiserliches Lehen des Grafen Landi, Val di Taro, in Anspruch und thatsächlich in Besitz genommen. Rudolf II., der hierin eine seinem kaiserlichen Ansehen wie seiner Person zugefügte Schmach erblickte, ließ durch die zur Beglückwünschung des neuen Papstes nach Rom entsandten außerordentlichen Botschafter, den Grafen Daun von Zimbern und den Doctor Curtius, die Vermittlung des Kirchenoberhauptes zur Herbeiführung einer seinen Wünschen entsprechenden Lösung dieser Angelegenheit verlangen. Sixtus V. befand sich in Verlegenheit. Schwankend zwischen seiner aufrichtigen Ergebenheit für das Kaiserhaus und der Rücksicht, die er Philipp II. und seinem großen Feldherrn schuldete, überdies unvermögend, die höchst un-

klare Rechtsfrage zu entscheiden, ließ er die Botschafter lange Zeit auf seine Antwort warten. Endlich von diesen gedrängt, erklärte er: ob Ansprüche der Kirche auf den Besitz des Val di Taro vorlägen, wisse er nicht; beständen solche Rechte, so trete er sie an den Kaiser ab. Seine Majestät möge die Rechte Landi's vertreten, sowie er seinen Vasallen, den Herzog von Parma, nicht hindern werde, seine Ansprüche geltend zu machen. Alle Bemühungen der Botschafter, eine günstigere Entscheidung zu erlangen, blieben fruchtlos. Rudolf war tief verletzt, doch nahmen bald andere, wichtigere Fragen seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Die Anhänger Gebhards von Waldburg, des ehemaligen Erzbischofs von Cöln, der zum Calvinismus übergetreten war, hatten sich der Stadt Neuß bemächtigt, die für den Schlüssel von Flandern galt. Da alle Versuche des neuen Erzbischofs und dessen Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, die Stadt wieder zu gewinnen, gescheitert waren, hatten beide Fürsten in Rom um Geldhilfe gebeten. Statt ihnen diese zu gewähren, versprach Sixtus ihnen seine diplomatische Verwendung am kaiserlichen Hofe. Da er indessen die Wichtigkeit der Festung Neuß erkannte und es seinem Scharfblicke nicht entgangen war, daß, nach Art aller deutschen Angelegenheiten, die Einnahme derselben nicht so bald zu erwarten stehe, so bewog er Philipp II., Farnese, der sich mit seiner flandrischen Armee von den Calvinisten in der Flanke bedroht sah, so lange diese im Besitze von Neuß waren, zur Eroberung dieser Festung zu ermächtigen. Farnese rückte in Eilmärschen gegen Neuß vor, und nach einer Belagerung von wenigen Tagen war die Festung in seinen Händen.

Wenn auch Rudolf als guter Katholik sich über die Niederlage der Glaubensfeinde freuen mußte, so bedauerte

er doch, ein ohnmächtiger Zeuge der Erfolge zu sein, welche spanische Truppen auf deutschem Boden erfochten. Die zum Theil selbst verschuldete Hilflosigkeit seiner Lage erfüllte ihn mit tiefem Kummer. Auch Sixtus sah mit Schmerz den kläglichen Zustand des Kaiserhauses und bedauerte, keine hilfreiche Hand leisten zu können. Er fühlte die Nothwendigkeit einer „guten Reform“ in Deutschland; aber er erkannte auch, daß hierbei auf den am meisten betheiligten Fürsten nicht zu zählen war. Die protestantischen Fürsten Deutschlands fürchteten, das neue Kirchenhaupt beabsichtige, gegen sie in derselben Weise vorzugehen, wie gegen den König von Navarra und den Prinzen von Condé, und so groß war noch der Einfluß, welchen sie dem Papste auf ihre Unterthanen beilegten, daß sie bei dem Gedanken zitterten, er könne eine Privativa*) gegen sie erlassen. Die Bemühungen Rudolfs, eine kategorische Neutralitätserklärung des heiligen Stuhles bezüglich der protestantischen Stände Deutschlands zu erlangen, blieben fruchtlos; alles, was er erreichen konnte, war die Versicherung des Papstes, daß er für den Augenblick eine Erklärung gegen die protestantischen Reichsglieder nicht beabsichtige.

Unter diesen Verhältnissen waren die Beziehungen zwischen dem kaiserlichen und dem päpstlichen Hofe bereits mehr und mehr erkaltet, als die Angelegenheiten Polens neue Verwicklungen zwischen beiden herbeizuführen drohten.

Der ritterliche und hochherzige König Stephan Bathory war gegen Ende des Jahres 1586 gestorben, und sein Tod hatte den Papst, dem der Dahingeschiedene unter allen regierenden Fürsten Europa's der theuerste gewesen, mit um so

---

*) Ein päpstlicher Erlaß, durch welchen die Unterthanen von dem Gehorsam und der Treue gegen ihren Fürsten enthoben werden.

tieferem Schmerz erfüllt, als mit demselben mehr als ein weitausschauender Plan, den Beide gemeinsam ersonnen, zu Grabe getragen wurde. „Von uns unterstützt", so schloß Sixtus seine Ansprache an das Consistorium, in welcher er seinem Schmerze Luft gemacht, „rüstete er sich zum Kampfe mit den Türken und, den Tartaren und Persern gegen den Sultan die Hand reichend, zum Einfalle in das Land der Moskowiten."

Um den erledigten Thron bewarben sich Erzherzog Maximilian von Oesterreich und Siegmund von Schweden. Beide riefen den Beistand des Papstes an. Obgleich im Herzen zu Siegmund neigend, erklärte Sixtus, dem vor Allem die Kräftigung der schwer bedrohten Kirche Polens am Herzen lag, neutral bleiben zu wollen, und verweigerte daher auch die von dem kaiserlichen Hofe zur Unterstützung des Erzherzogs nachgesuchten Subsidien. Die zwischen den beiden Thronbewerbern ausgebrochenen Feindseligkeiten endigten mit der Niederlage und Gefangennehmung Maximilians. Siegmund, der durch diesen Ausgang des Kampfes thatsächlich König von Polen geworden, wandte sich sogleich nach Rom, und es gelang ihm, den Papst vollständig für sich zu gewinnen.

Für den gefangenen Erzherzog verwendeten sich dessen Mutter, die Kaiserin Wittwe, sowie der Erzherzog von Toscana im Vaticane auf das Wärmste, während Philipp II. dem Papste seinen Entschluß mittheilte, nicht nur für die Befreiung des Erzherzogs, sondern auch für dessen Einsetzung auf den polnischen Thron die Waffen zu ergreifen. Gerührt durch den Schmerz der Mutter, nicht unempfänglich für die Sprache Philipps und, trotz der unüberlegten Reden, die ihm zuweilen über Rudolf entfielen, voll Rücksicht für die kaiserliche Familie, beeilte sich Sixtus, den

an ihn gestellten Forderungen möglichst nachzukommen. Nachdem über die ganze Angelegenheit in mehreren Consistorien verhandelt worden war, entschloß er sich, einen Mittelweg einzuschlagen. Ein Legat sollte nach Krakau entsandt werden mit dem Auftrage, mit allen betheiligten Parteien zu verhandeln. Der officielle Zweck war die Wiederherstellung des Friedens in Polen. Nachdem der Cardinal Farnese diese schwierige Mission wegen seines vorgerückten Alters und seiner erschütterten Gesundheit abgelehnt, wurde dieselbe dem Cardinal Aldobrandini übertragen.

Siegmund empfing den päpstlichen Legaten zwar mit den größten Ehrenbezeugungen, doch erklärte er, ohne den Senat Nichts thun zu können, und dieser letztere machte die Befreiung Maximilians von dessen Thronentsagung abhängig. Um diese Hindernisse zu beseitigen, begab sich Aldobrandini nach Prag, und die unter seiner Leitung angeknüpften Friedensunterhandlungen führten nach verschiedenen Zwischenfällen zu dem gewünschten Ziele. Um dem heiligen Stuhle seine Ergebenheit zu bezeugen, so hieß es in der Friedensurkunde, entsage Maximilian dem Titel eines Königs von Polen. Seine Freilassung sollte erfolgen, sobald die Oesterreicher die noch von ihnen besetzten polnischen Gebietstheile geräumt haben würden. Durch eine besondere, von Rudolf nicht ohne einiges Zögern angenommene Klausel, auf welche Sixtus ein ganz besonderes Gewicht legte, verpflichtete sich der Kaiser, in seinen zukünftigen Waffenstillstands- und Friedensverträgen mit der Pforte keine Verbindlichkeiten einzugehen, die für Polen ungünstig sein könnten. Eine entsprechende Zusage ertheilte auch Siegmund. Durch diese Bestimmung sollte der Keim gelegt werden zu einer dauernden, gegen den Halbmond gerichteten Verbindung beider Nachbarstaaten.

Der getroffenen Uebereinkunft gemäß sollte der Erzherzog vom Palatin und 6000 Reitern an die polnische Grenze geleitet werden und diese erst überschreiten, nachdem er den Friedensvertrag beschworen haben werde. Als jedoch Maximilian sich an der schlesischen Grenze von einer der polnischen überlegenen österreichischen Reiterei begrüßt sah, verweigerte er den Eid und ritt von dannen. Die natürliche Folge dieses Benehmens, das sowohl von dem Kaiser wie von dem Papste entschieden mißbilligt wurde, war eine dauernde Verstimmung zwischen Krakau und Prag, sowie die Vereitlung der von Sixtus aus religiösen Gründen so sehr gewünschten Vermählung Siegmunds mit einer Erzherzogin von Oesterreich.

Während Sixtus V. eifrig bemüht war, durch Herbeiführung einer friedlichen Lösung der polnischen Angelegenheit die Gefahren zu beschwören, welche bei einem andauernden Zerwürfniß zwischen Polen und dem habsburgischen Hause die türkischen Invasionsgelüste dem mittleren Europa bereitet haben würden, drohte ein plötzlicher Einfall des Herzogs von Savoyen in die der Krone Frankreich gehörige Markgrafschaft Saluzzo den Frieden Italiens ernstlich zu stören. Es war dem Herzog gelungen, zu diesem Unternehmen, zu welchem keine andere Veranlassung vorlag, als der Ehrgeiz und die Eroberungssucht Karl Emmanuels, die Zustimmung des Papstes zu erlangen, indem er demselben vorgespiegelt, daß es sich um nichts Anderes handle, als um eine vorübergehende Besetzung dieses Gebietes, durch welche dasselbe gegen einen Handstreich des häretischen Marschalls Lesdiguieres sicher gestellt und zugleich Italien vor der drohenden Invasion der Häresie geschützt werden solle. Die Besetzung von Saluzzo rief in ganz Frankreich eine ungeheuere Aufregung hervor, und die

in Blois versammelten Stände beschworen den König, sofort ein Heer nach Savoyen zu führen. Zu spät erkannte Sixtus, daß er sich in eine gefahrvolle Combination eingelassen. Während sein Legat im französischen Hoflager bemüht war, die kriegerischen Gelüste Heinrichs III. zu dämpfen, suchte er die Gegner des Unternehmens durch die Versicherung zu beruhigen, daß der Herzog von Savoyen die Markgrafschaft räumen werde, sobald der König von Frankreich Herr der Hugenotten geworden, und daß er, der Papst, ihn im Weigerungsfalle dazu zwingen werde. Dem Herzog ließ er durch dessen Gesandten sagen: „Er möge sich hüten, dem christlichen König ein Haar zu krümmen. Die Wache in Saluzzo solle er halten und keine Häretiker dort einlassen."

Die Ermordung der Guisen, durch welche die Lage der Dinge in Frankreich eine durchgreifende Veränderung erlitt, drängte die Angelegenheit von Saluzzo in den Hintergrund und überwies die Lösung dieser Streitfrage einer späteren Zeit.

In der politischen Wirksamkeit Sixtus' V. nahm Frankreich die bedeutendste Stelle ein. In Parteiungen gespalten, durch langjährige Bürgerkriege auf das Aeußerste erschöpft, schien das unglückliche Land dem nahen und unvermeidlichen Untergange geweiht. Die königliche Macht war im Erlöschen begriffen, der letzte Schimmer der von Heinrich III. getragenen Krone gänzlich erblaßt. Die Protestanten schaarten sich um den König von Navarra; die Männer der Ligue um die Guisen; die Politiker, ihr Glück in einem Schaukelspiele suchend, traten wechselsweise als Vertheidiger und als Feinde des alten Glaubens auf. Nur

in Einem begegneten sich die Häupter sämmtlicher Parteien: in dem Bestreben, die oberste Gewalt und mit derselben die Thronfolge an sich zu reißen. Ohne Bedenken riefen sie das Ausland zu Hilfe: der Herzog von Guise Spanien, Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé die Königin von England und die protestantischen Reichsfürsten.

In dem Jahre, welches der Thronbesteigung Sixtus' V. vorausging, hatte der Tod des Herzogs von Anjou, des Bruders Heinrich III., die Hoffnungen und die Thätigkeit des Herzogs von Guise neu belebt. Noch wagte er nicht, selbst als Thronbewerber aufzutreten. Er schloß daher mit Philipp II. den geheimen Vertrag von Joinville, durch welchen der greise Cardinal von Bourbon als Nachfolger Heinrichs III. für den übrigens unbezweifelten Fall, daß Letzterer kinderlos sterben würde, anerkannt wurde und Philipp II. sich zur Unterstützung der Ligue verpflichtete. Der Abschluß dieses Bündnisses erfüllte die protestantische Partei mit Schrecken. Auf Heinrich von Navarra's Veranlassung griff sie zu den Waffen, und so entbrannte der Bürgerkrieg auf's Neue.

Während die Königin-Mutter ihren Sohn beschwor, sich mit seinen rebellischen Vasallen zu verständigen, schien dieser vielmehr geneigt, sich den Protestanten in die Arme zu werfen. Er nahm die Freundschaftsbezeugungen des Königs von Navarra, der Königin Elisabeth und der niederländischen Insurgenten mit Wohlgefallen entgegen und empfing die Abgeordneten der Letzteren und den Hosenbandorden aus den Händen einer englischen Botschaft. Um Heinrich III. günstig zu stimmen, erließ der König von Navarra die Erklärung von Bergerac. Er glaube, sagte er in derselben, an die katholischen Symbole und unterwerfe sich den Beschlüssen der alten und gesetzmäßigen Concile. Auch sei er bereit, die

in seinen Händen befindlichen Sicherheitsplätze zurückzustellen, vorausgesetzt, daß die Leiter der Ligue ihre Statthalterschaften aufgäben. Am Schlusse forderte er, zur Vermeidung von Blutvergießen, den Herzog von Guise zum Zweikampfe auf. Dieser Schritt Navarra's blieb erfolglos, und der gefürchtete Abfall Heinrichs III. vom katholischen Glauben erwies sich als eine leere und ohnmächtige Drohung.

Als Sixtus V. in den Vatican einzog, fand er dort eine vollkommen spanische Luft. In den französischen Angelegenheiten hatte Gregor XIII. stets aus Madrid das Losungswort erhalten, und das heilige Collegium neigte in seiner großen Mehrheit zu Spanien. Gleich nach der Thronbesteigung des neuen Papstes suchten sowohl die Freunde der Ligue, insbesondere Olivares und der Cardinal von Sens, als die Vertreter der Interessen Heinrichs III., der Cardinal Este und der Marquis von Pisany, Sixtus V. für ihre Sache zu gewinnen. Jene wandten sich an das religiöse Gefühl des heiligen Vaters. Die Ligue, sagten sie, vertheidige den Glauben: ihr gebühre die Billigung, der Segen, der offenkundige und wirksame Beistand des Kirchenhauptes. Cardinal Este und Pisany suchten auf die monarchischen Anschauungen des Papstes zu wirken. Sie stellten die Liguisten als Rebellen dar, die unter dem Deckmantel des Glaubens ihre ehrgeizigen, der Nation zum Verderben gereichenden Entwürfe verhüllten und selbst die Religion in Gefahr stürzten, weil sie den König in die Arme der Hugenotten trieben. Der venetianische Diplomat Priuli hob die politische Seite der Frage hervor. „Die Ligue", flüsterte er dem Papst in das Ohr, „ist nicht stark genug, um zu siegen. Sie bedarf eines Beistandes. Diesen Beistand wird ihr der König von Spanien leisten. Er

wird den Sieg davontragen und die Früchte des Sieges ernten."

Diesem fortwährenden Kreuzfeuer ausgesetzt, noch neu auf dem Stuhle Petri, unvertraut mit den französischen Zuständen und unvermögend, sich dem Einfluß der im Vaticane vorherrschenden spanischen Atmosphäre gänzlich zu entziehen, sah sich Sixtus inmitten eines Wirrsals von Schwierigkeiten, aus dem sich ihm kein Ausweg zeigen wollte. Seine Unerfahrenheit in diesen Fragen, die Folge seiner langen Entfernung von den Staatsgeschäften, vermehrte seine Verlegenheit. Daß Heinrich von Navarra als rückfälliger Ketzer keinerlei Berücksichtigung verdiene und seiner Thronansprüche für verlustig zu erklären sei, unterlag damals bei ihm nicht dem geringsten Zweifel. Diesen Theil der französischen Frage betrachtete er ausschließlich mit den Augen des Priesters. Während indessen einerseits sein klarer Verstand ihm in der Vereinigung aller Katholiken des Königreichs unter Einer Fahne das einzige Rettungsmittel für das schwer geschädigte Frankreich zeigte, ließ ihn andererseits seine Unbekanntschaft mit den Menschen und Dingen die Unmöglichkeit einer aufrichtigen Versöhnung der streitenden Parteien übersehen. Seine Sympathien schwankten zwischen Heinrich III., als dem rechtmäßigen König, und den Liguisten, die zwar in seinen Augen Rebellen, aber die einzigen Vertheidiger des Glaubens waren, wenigstens sich dafür ausgaben, während der allerchristlichste König im Gegentheil immer wieder mit dem Abfall vom Glauben drohte.

Im Sommer 1585 entsandte die Ligue den Herzog von Nevers, von dem Cardinal von Vaudemont begleitet, nach Rom, mit dem Auftrage, zwei Bullen zu erwirken, von denen die eine die offene Parteinahme des heiligen Stuhles

für die Ligue aussprechen, die zweite Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé für unfähig erklären sollte, den französischen Thron zu besteigen. Der Papst antwortete ausweichend, betonte aber die Nothwendigkeit einer Verständigung. „Tretet“, sagte er ihnen, „mit Pisany und Este in Verkehr. Verhandelt mit ihnen, aber sanft und freundschaftlich. Vereinbart alle vier gemeinsam den Entwurf einer Ausgleichung; zeigt ihn uns, und wir werden sehen, was zu thun ist. Könnt ihr nicht einig werden, so nehmen wir die Sache in die Hand.“

In der Abschiedsaudienz machte Vaudemont einen letzten Versuch, die Privationsbulle gegen Navarra zu erlangen. Der heilige Vater antwortete Anfangs in gnädigem Tone: „Wir dürfen nicht thun, was Ihr verlangt; wir sind nicht gewohnt, die Leute ungehört zu verurtheilen.“ Als der französische Cardinal dessenungeachtet fortfuhr, zu drängen, wies er ihn mit den Worten ab: „Wir haben Euch gesagt, daß wir es nicht thun können; jetzt sagen wir Euch, daß wir es nicht thun wollen.“

Ungeachtet dieser entschiedenen Weigerung hatte Sixtus seinen Entschluß beinahe gefaßt. Die Excommunication Navarra's und dessen Ausschliessung von der Thronfolge erschienen ihm als eine Nothwendigkeit; doch sollte dieser Act kein politisches Gepräge tragen und nicht als eine Eingebung der Gesandten der Ligue, sondern als ein Ausfluß der kirchlichen Gewalt erscheinen. Noch wurde über die Fassung der Bulle von der Inquisition und im heiligen Collegium berathen, als man Kunde erhielt von dem Abschlusse des Friedens von Nemours, dem mühevollen Werke der Königin-Mutter. Für den Papst war die Aussöhnung zwischen dem Könige und der Ligue ein Grund mehr, den Abgrund zwischen dem Hugenottenkönige und den katholi-

schen Franzosen aller Parteien durch den Erlaß seiner Bannbulle zu erweitern. Am 9. September wurde dieselbe zu Rom an den gewöhnlichen Orten angeschlagen. Dieser Act war ein Mißgriff, den Sixtus alsbald bedauerte. Abgesehen von diesem Fehler, welchen seine Unerfahrenheit und der bei seiner Thronbesteigung im Vaticane vorherrschende spanische Einfluß hinreichend erklären, hatte er das Verdienst, vom ersten Tage an in dem Zusammenstehen aller Katholiken Frankreichs mit Ausschluß der Einmischung Spaniens die Lösung des Knotens zu suchen. Auf diesem Wege würde der alte Glaube und mit demselben Frankreich gerettet worden sein, wenn die durch den Frieden von Nemours besiegelte Aussöhnung zwischen dem Könige und den Guisen eine aufrichtige gewesen wäre. Sixtus zweifelte nicht daran; er sollte jedoch allzubald aus seiner Täuschung gerissen werden.

Während der Papst, trotz der neu ausgebrochenen Zerwürfnisse zwischen Heinrich III. und der, ungeachtet des Friedens von Nemours nicht aufgelösten Ligue, die Hoffnung auf eine dauernde Aussöhnung nicht aufgab, war Philipp II. durch den Gedanken beunruhigt, Sixtus möchte sich durch eine erheuchelte Bekehrung Heinrichs von Navarra bestimmen lassen, die Privationsbulle außer Kraft zu setzen. Dies durch fortgesetzte Beeinflussung des heiligen Vaters zu verhindern, war die Hauptaufgabe des Grafen Olivares, dem Philipp zu diesem Ende ausführliche Instructionen zukommen ließ. Sixtus, der sich für alle Fälle die Hände frei halten wollte, wich zwar den Erörterungen des spanischen Botschafters nicht aus; er sprach bei diesen Gelegenheiten sogar mehr, als der Klugheit angemessen war; aber er vermied es, zu handeln. Während er, den Verlauf der Ereignisse beobachtend, sich auf die

Rolle eines, allerdings nicht gleichgiltigen Zuschauers beschränkte, erging sich Olivares in endlosen Klagen über die Unbeständigkeit des Papstes. Diese Klagen sind indessen völlig unbegründet; denn nur die Menschen und die Dinge in Frankreich änderten sich, nicht Sixtus.

Mittlerweile drängten sich die Ereignisse. Die Häupter der Ligue, die im Januar zu Nancy, später in Soissons zusammengekommen waren, unterstützten in der Hauptstadt den geheimen Gemeinderath der Sechzehn und bereiteten die aufständische Bewegung vor. Am „Barrikadentage“ entfloh der König aus Paris; der Aufruhr blieb siegreich: der Herzog von Guise war Herr der Stadt. Die Kunde von diesen Vorgängen rief in Rom eine große Aufregung hervor. Als Souverän fühlte sich Sixtus durch die dem Könige widerfahrene Schmach verletzt. „Warum“, rief er, „hatte der König nicht zwanzig Männer bei der Hand, um den Rebellen zu ergreifen, in ein Zimmer zu sperren und dann mit ihm zu verfahren, wie ihm beliebte?“ Als er jedoch erwog, daß die Ligue die eigentliche Vertheidigerin des Glaubens und von dem schwachen Könige weder für die Religion noch für Frankreich irgend Etwas zu erwarten war, schien ihm das Auftreten des Herzogs von Guise weniger tadelnswerth. Der siegreiche Herzog verlangte von Heinrich unbedingte Unterwerfung, und der eingeschüchterte und völlig rathlose König versuchte keinen Widerstand. Er unterzeichnete das Unionsedict, durch welches Heinrich von Guise, den der König zum Generallieutenant der französischen Heere ernannte, vollständig Herr der Lage wurde.

Alle diese Ereignisse hatten einen bedeutenden Umschwung in den Auffassungen Sixtus' V. zur Folge. Er ließ dem König die Versicherung geben, daß er ihn nicht verlassen, vielmehr ihm mit Rath und That beistehen und

ihm Truppen und Geld schicken werde. Mit Lebhaftigkeit ergriff er den von dem päpstlichen Legaten am französischen Hofe, Monsignor Morosini, angeregten Gedanken einer Allianz zwischen Heinrich III. und Philipp II., die er durch seine Dazwischenkunft zu Stande zu bringen hoffte. Ehe jedoch Philipp II. seine Ansicht darüber zur Kenntniß des Papstes gebracht, erlitt die ganze Sachlage durch die von Heinrich angeordnete Ermordung des Herzogs und des Cardinals von Guise eine durchgreifende Veränderung. Der Papst war entrüstet über die Handlungsweise des Königs. „Der König ist Souverän", sagte er zu Pisany, „der Herzog war sein Unterthan, und der König kann handeln gegen seine Unterthanen, und über seine Handlungen ist er Niemanden Rechenschaft schuldig. Aber nachdem er sich mit ihm versöhnt, nachdem er ihn in seinen Rath und in seinen vertraulichen Umgang aufgenommen hatte, den Herzog nach seinem Gemache berufen und den Mann, der nichts Arges ahnte, ermorden lassen, ist ein Vorgehen, welches wir nicht billigen können; es ist nicht ein Act der Gerechtigkeitspflege: es ist ein Mord. Er mußte ihn verhaften lassen, ihm den Prozeß machen und dann handeln nach seinem Gefallen; denn er ist König, und wenn er die Gesetze und die gewöhnlichen Formen der Justiz beobachtete, so war Alles wohlgethan. Wäre zugleich ein Aufstand ausgebrochen, so konnte er ihn auch ohne Procedur tödten lassen; ihm aber das Leben nehmen, wie er es that, ist Mord und nicht Gerechtigkeit. Es ist eine Sünde, und es thut uns leid, daß der König sie begangen hat. — Was nun den Cardinal anbelangt, warum hat der König sich nicht an uns gewandt, wenn er irgend Grund zur Klage hatte? Wir hätten den Cardinal nach Rom citirt, und Alles hätte sich gegeben. Wäre er nicht gekom-

men, so hätten wir ihm den Purpur genommen, und dann konnte der König mit ihm nach Gutdünken verfahren. Kurz und gut, der König hat elend gehandelt, derart gegen Leute zu verfahren, mit denen er sich versöhnt hatte."

In dem Consistorium, das am folgenden Tage stattfand, beschuldigte der Papst den König von Frankreich unumwunden der Ungerechtigkeit, der Grausamkeit, des Undankes, der Unehrerbietigkeit gegen den heiligen Stuhl. Er rief die Strafen des Himmels herab auf sein schuldiges Haupt und erkannte sich selbst das Recht und die Pflicht zu, ihn zu strafen. „Die Botschafter des Königs", sagte er, „haben sich uns zu Füßen geworfen und für ihren Gebieter die Lossprechung erbeten; aber er selbst sagt Nichts davon in seinem Briefe. Kein Wort der Reue findet der verbrecherische Fürst."

Die erste und natürliche Folge des Guisenmordes war eine vorübergehende Annäherung zwischen Sixtus und dem spanischen Hofe. Philipp II. war zum Kampfe gegen Heinrich III. entschlossen, und Olivares erhielt Befehl, den Unwillen des heiligen Vaters gegen denselben zu nähren. Die spanische Faction sowie die Agenten der Ligue suchten den Papst zu einer offenen Erklärung zu Gunsten der heiligen Union zu bestimmen. Sixtus aber wollte je nach den Umständen handeln und darum vor Allem Zeit gewinnen; daher gab er vor, er müsse zuerst die Ansichten der Congregation vernehmen, die er zur Prüfung der Blutthat von Blois eingesetzt hatte.

Unterdessen deutete in Frankreich Alles darauf hin, daß Heinrich III. entschlossen war, sich den Hugenotten in die Arme zu werfen, und in der That wurde am 3. April 1589 der Waffenstillstand zwischen ihm und Heinrich von Navarra unterzeichnet. Den Bemühungen des Grafen Oli-

vares, den Papst zu einem entscheidenden Schritte gegen Heinrich III. zu bewegen, arbeitete der neuangekommene Botschafter der venetianischen Republik, Alberto Badoer, entgegen, da die Signoria sich, um die Pläne Philipps auf Frankreich zu durchkreuzen, zur Beschützerin Heinrichs III. aufgeworfen hatte. Nichtsdestoweniger erließ der Papst mit Zustimmung des heiligen Collegiums unter dem 12. Mai ein Monitorium, durch welches der König von Frankreich unter Androhung der Excommunication aufgefordert wurde, den Cardinal von Bourbon und den Erzbischof von Lyon, die Beide von ihm gefangen gehalten wurden, binnen zehn Tagen in Freiheit zu setzen und binnen sechzig Tagen persönlich oder durch Procuration in Rom zu erscheinen. Seiner Ansicht nach mußte dieses Monitorium nicht nothwendigerweise zum Bruche führen; er hoffte vielmehr, als Priester und als Kirchenhaupt, immer noch auf die Reue Heinrichs, wenn er auch als Staatsmann die Unterwerfung des Königs mehr wünschte als erwartete. Der König von Spanien dagegen hielt den Untergang Heinrichs für eine vollendete Thatsache; auch erklärten die Freunde des Letzteren für unmöglich, daß sich der König dem Ausspruche des Papstes unterwerfe.

Einen letzten Versuch, das Oberhaupt der Kirche wieder auf die Seite des Königs zu ziehen, machte der Herzog von Nevers, der sich nach seiner römischen Gesandtschaftsreise an die königliche Partei angeschlossen hatte. Das Benehmen desselben machte auf den Papst den ungünstigsten Eindruck. „Der Herzog", sagte er zu Badoer, „ist vor einigen Jahren hier gewesen. Damals sprach er von dem Könige in wegwerfender Weise, beschwor uns, in die Ligue einzutreten, versicherte uns, daß König Philipp, Erzherzog Ferdinand, der Herzog von Parma und andere Für-

sten hierzu entschlossen seien; wir wollten aber von der Ligue Nichts hören. Heute will derselbe Herzog den Vermittler spielen und das Bündniß des Königs mit den Ketzern entschuldigen; wir aber sagen Euch, wenn der König nicht in sich kehrt und Buße thut, so wird er, wie Saul, ein schlechtes Ende nehmen." Zwei Tage nachdem dieses prophetische Wort ausgesprochen worden, fiel Heinrich III. durch die Hand eines Meuchelmörders. Dumpfe Gerüchte von diesem Ereigniß waren schon seit längerer Zeit in Rom verbreitet; da aber damals der Verkehr im südlichen Frankreich unterbrochen war, so erhielt man die amtliche Bestätigung erst am 20. August Abends durch einen toscanischen Courier.

Mit dem Tode des letzten Valois traten die Angelegenheiten Frankreichs in eine neue Phase. Die Ausrufung Heinrichs IV. zum Könige und die Zustimmungsacte, welche die Häupter des katholischen Adels um ihn schaarte, ohne daß er sich zu einem Religionswechsel herbeigelassen hatte, machten im Vatican einen schmerzlichen Eindruck. Fortan, so sagte man sich dort, gibt es in Frankreich nur mehr zwei Lager: auf der einen Seite die Ligue unter dem Herzog von Mayenne, auf der anderen der Anführer der Hugenotten, allerdings anerkannt von vielen Katholiken, aber doch nur stark, abgesehen von seiner persönlichen Begabung, durch das von ihm befehligte Heer, das seiner Wesenheit nach protestantisch ist. Wenn Heinrich mit Hilfe der Hugenotten den Sieg erringt, so siegt mit ihm die Häresie; denn offenbar werden diejenigen, welche ihn auf den französischen Thron erhoben, nicht zugeben, daß der von ihnen errungene Erfolg zu Gunsten des katholischen Glaubens den Ausschlag gebe. Wenn aber die katholischen Herren, Prälaten und Städte in immer größerer Anzahl

sich für Heinrich erklären, so wird er nicht mehr ausschließlich der Vertreter des Protestantismus sein; ja es könnte sogar der Tag kommen, an welchem die protestantischen Truppen nur mehr eine Minderheit bildeten, und in diesem Falle wäre der Triumph Navarra's nicht nothwendigerweise der Sieg der Häresie. Beide Lösungen waren möglich; aber die letztere schien dem Papste damals noch die weniger wahrscheinliche. Noch lief seiner Meinung nach der Glaube in Frankreich die äußerste Gefahr. Ihn zu retten um jeden Preis, selbst auf die Gefahr hin, daß Philipp II. der Schutzherr Frankreichs werde, schien ihm eine heilige, eine alle anderen Rücksichten überwiegende Pflicht. Welches die Ansichten Philipps II. über die Successionsfrage waren, wußte Niemand. Sixtus sprach sich über diesen Punkt nicht aus, billigte jedoch die Proclamirung des Cardinals von Bourbon, welche mittlerweile in Paris und im liguistischen Lager stattgefunden hatte. Einstweilen beschloß der Papst, den Cardinal Gaetani als päpstlichen Legaten nach Frankreich zu entsenden mit dem Auftrag, für die Wiederherstellung der Eintracht und des Zusammenwirkens sämmtlicher Prinzen, Adeligen und Bevölkerungen des Landes zum Behufe der Erhaltung des katholischen Glaubens und der Ausrottung der Häresie zu wirken und dadurch das bewaffnete Vorgehen gegen Heinrich von Navarra vorzubereiten, zu welchem damals Sixtus in Gemeinschaft mit Philipp II. entschlossen war.

Ehe sich die Dinge auf diesem Wege weiter entwickelten, drohte der plötzliche Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit der Signoria von Seiten des Nuntius und die unerwartete Rückkehr des Letzteren nach Rom ein ernstes Zerwürfniß zwischen dem heiligen Stuhle und der venetianischen Republik herbeizuführen. In den ersten Tagen

des Monats October hatte Heinrich von Navarra den früheren Vertreter des verstorbenen Königs in Venedig, Herrn von Maisse, beauftragt, den Charakter eines Botschafters von Frankreich bei der Republik in seinem Namen zu entfalten, und die Signoria hatte denselben in feierlicher Audienz empfangen, ungeachtet der Nuntius für diesen Fall mit seiner sofortigen Abreise gedroht hatte. Sixtus war mit der Handlungsweise des Nuntius um so weniger einverstanden, als der Verlauf der Ereignisse in Frankreich nicht ganz ohne Einfluß auf seine Stimmung geblieben und der Gedanke an die Möglichkeit einer aufrichtigen Bekehrung Heinrichs bereits mehrfach in ihm aufgestiegen war. Auf den Rath des venetianischen Botschafters befahl er dem Nuntius, sofort auf seinen Posten zurückzukehren. Im Verlaufe seiner Unterredung mit Badoer äußerte er: „Die Republik hat eine gute Gelegenheit, Navarra mit der Kirche zu versöhnen. Wenn er sich hierzu entschließt, so kann er auf die günstigste Aufnahme zählen, und dann wollen wir Alle zu gleicher Zeit ihn umarmen.“

Die Rücksendung des Nuntius nach Venedig erfuhr indessen vielfachen Tadel, besonders von Seiten der spanischen Partei. Dies veranlaßte den Papst, in dem nächsten Consistorium die Erklärung abzugeben: er habe dieselbe angeordnet, weil der Nuntius, ohne vorher seine Befehle einzuholen, eigenmächtig seinen Posten verlassen habe. Uebrigens werde derselbe abberufen werden, falls die Signoria Herrn von Maisse als ständigen Botschafter empfange.

Unterdessen hatte die venetianische Regierung, eifrig bemüht, einen Bruch mit dem heiligen Vater zu verhüten, den Beschluß gefaßt, den Nestor der venetianischen Diplomatie, Leonardo Donato, zur Erledigung der Streitfrage

nach Rom zu entsenden. Dieser traf in den letzten Tagen November dort ein und wurde von dem Papste auf das Gnädigste empfangen. Bei der Erörterung der Gründe, welche das Benehmen der Signoria in Hinsicht auf die Zulassung des französischen Botschafters geleitet, äußerte er: „Es kann Eurer Heiligkeit nicht unangenehm sein, in Venedig einen Agenten Navarra's zu wissen. Es gewährt dies der Signoria die Möglichkeit, zu vermitteln." So sehr der Papst auch mit dieser Auffassung einverstanden war, wagte er doch in diesem Augenblicke nicht, ohne Wissen und mit Ausschließung der spanischen Diplomatie sich mit Heinrich, wenn auch nur mittelbar, in Verhandlungen einzulassen. In den folgenden Audienzen kam es mehrfach zu heftigen Auftritten, indem der Papst auf Zusagen bestand, welche die Grenzen der Vollmachten Donato's überschritten. Wenn die Republik Venedig vereinzelt Heinrich von Navarra als König von Frankreich anerkannte, bevor er abgeschworen, so trat die Frage in eine neue Phase, die nach der Ueberzeugung des Kirchenhauptes verhängnißvoll werden konnte. Er suchte daher die Republik in ihren Entschließungen aufzuhalten, ohne sich jedoch mit ihr zu überwerfen. Die Aufregung, in welche ihn die ganze Angelegenheit versetzte, riß ihn zu den heftigsten Aeußerungen hin, und ohne die seltene Geistesgegenwart und den feinen Tact Donato's würde ein Bruch unvermeidlich gewesen sein. Es gelang demselben, den Papst zu beruhigen, und dieser entließ ihn mit den Worten: „Ihr habt uns besiegt; aber wer Gesellschaft hat, muß sich nach ihr richten. Wir müssen zuerst mit den Cardinälen und in der Congregation für Frankreich hierüber sprechen. Wir werden sagen, daß wir uns mit Euch überworfen, aber daß Ihr uns besiegt habt. Schreibt dies an den Senat,

den wir ersuchen lassen, künftig in Sachen der Religion vorsichtiger und klüger zu sein und dem heiligen Stuhle größere Rücksicht zu bezeigen.“ Er fühlte sich offenbar erleichtert, ungeachtet des von dem spanischen Hofe ausgeübten Druckes den Bruch mit der ersten italienischen Macht vermieden zu haben, deren Haltung, seiner Ueberzeugung nach, bei der Lösung der französischen Angelegenheit jedenfalls schwer in die Wagschale fallen mußte.

Mittlerweile hatte Sixtus, beunruhigt durch den Verlauf der Ereignisse in Frankreich und nicht minder durch den immerhin möglichen Abfall der Signoria, Philipp II. durch Olivares seine Bereitwilligkeit zum Abschluß eines Allianzvertrags zum Behufe einer gemeinsamen bewaffneten Intervention in Frankreich erklären und ihn zugleich zur möglichen Beschleunigung seiner Rüstungen auffordern lassen. Noch hatte der Courier, der diese wichtigen Mittheilungen nach Spanien bringen sollte, Rom nicht verlassen, als Sixtus, durch Donato in seinen bisherigen Ansichten über die Sachlage erschüttert und mit neuen Hoffnungen für die Möglichkeit eines Verständnisses mit Heinrich von Navarra erfüllt, seine Annäherung an Spanien zu bereuen begann; eingeschüchtert durch die drohende Haltung des spanischen Botschafters, die ihn irgend welche Gewaltthätigkeit befürchten ließ, und noch immer nicht vollständig beruhigt über die Absichten der Signoria, die sich zu keinerlei Zugeständniß herbeigelassen, wagte er jedoch nicht, durch Zurückziehung seiner Vorschläge sich mit Philipp zu überwerfen. Dieser beeilte sich, dem Papste seine Befriedigung über dessen Entgegenkommen auszudrücken und sich zur Annahme der gemachten Vorschläge bereit zu erklären.

Noch ehe diese Antwort anlangte, war der Herzog von Luxemburg in Rom erschienen, um den Papst von der Ver-

einigung der Prinzen von Geblüt und des katholischen Adels mit Heinrich von Navarra in Kenntniß zu setzen und eine Verständigung mit demselben zu Gunsten Heinrichs anzubahnen. Ein officieller Empfang wurde umgangen; doch empfing Sixtus den Herzog in seinem Cabinet auf das Gnädigste und zeigte sich durch dessen Mittheilungen, welche die Bekehrung Heinrichs in sichere Aussicht stellten, auf das Höchste befriedigt. Der Herzog erbat für die katholischen Anhänger des Königs die Ermächtigung, in ihrer Treue gegen Heinrich zu verharren, ohne in Kirchenstrafe zu fallen, sowie die Entsendung von Priestern mit dem Auftrage, seinem Gebieter Religionsunterricht zu ertheilen. Ueber die erste Bitte beobachtete der Papst ein zurückhaltendes Schweigen; dagegen sagte er die Gewährung der zweiten zu.

Während der Abgesandte Heinrichs täglich im Vatican an Boden gewann, wuchs die Erbitterung der spanischen Partei mehr und mehr. Kein Mittel des Druckes, der Ueberredung, der Einschüchterung blieb unversucht, um den heiligen Vater zur Wegsendung Luxemburgs zu bewegen. Diesem war es jedoch, unter Mitwirkung des venetianischen Botschafters, bereits gelungen, in den Ansichten des Papstes den von Donato vorbereiteten Umschwung zu vollenden. Durch die Versicherungen Luxemburgs von dem aufrichtigen Entschluß Navarra's, in den Schooß der Kirche zurückzukehren, überzeugt, waren seine Bemühungen fortan nur darauf gerichtet, sich von den gegen Spanien eingegangenen Verbindlichkeiten loszumachen. Olivares, dem dies nicht entging, drang immer entschiedener auf die Entfernung Luxemburgs und ging schließlich selbst zu der Drohung über, daß er im Namen seines Königs, der ihn hierzu ermächtigt habe, öffentlich gegen das Benehmen des heiligen Vaters protestiren werde. Außer sich vor Zorn, drohte Six-

tus ihm mit dem Bannfluche, ja sogar, wie er später selbst erzählte, mit dem Tode. Ungeachtet nach diesen Vorgängen ein Bruch mit Spanien unvermeidlich schien, wurde die Sache beigelegt; doch setzte Olivares den Kampf für die Sache seines Königs mit unerschütterlicher Zähigkeit fort, und es kam zwischen ihm und dem Papste zu neuen heftigen Auftritten.

Unterdessen hatten Arbeiten und Sorgen und mehr noch die heftigen Gemüthsbewegungen, zu welchen die französischen Angelegenheiten unausgesetzt Veranlassung gaben, die früher so kräftige Gesundheit des Papstes untergraben. Er litt an häufigen Fieberanfällen, die einen um so bedrohlicheren Charakter annahmen, als er ein äußerst unfügsamer Patient war, der sich wenig um die Vorschriften des Arztes kümmerte und sich weder in seiner Lebensweise Zwang auferlegen noch seiner gewohnten Thätigkeit entsagen wollte. Die Abnahme seiner Körperkräfte blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Riesenkraft seines Geistes. Energische Entschlüsse, wie sie seinem Charakter und seinen Ansichten entsprachen, wechselten mit Anwandlungen von Rathlosigkeit und Entmuthigung. Er kämpfte zwar fort und fort; aber sein Widerstand wurde schwächer. Endlich gab er zu, daß der Herzog von Luxemburg, unter dem Vorwande einer Wallfahrt nach Loretto, Rom zeitweilig verlasse. In der That reiste derselbe am 7. März zu einem Besuche des Gnadenbildes ab. Man war allgemein der Ansicht, daß er nicht wiederkehren werde, und die spanische Partei hielt sich des Sieges gewiß. Nichtsbestoweniger beharrte Sixtus bei seiner Weigerung, die Veröffentlichung der spanischen Protestation zu bewilligen und über die katholischen Anhänger Navarra's die Excommunication auszusprechen.

Die Lage des Papstes gestaltete sich indessen immer trostloser. Durch die eifrigen Rüstungen im nahen Königreich

Neapel mehr und mehr beunruhigt, von dem unerbittlichen Olivares mit steigender Heftigkeit bedrängt, sank der Greis in sich zusammen, erliegend unter der Last der auf ihn einstürmenden Gefahren, der spanischen Drohungen, der steten Gemüthsbewegungen, der geistigen Spannung, der Schlaflosigkeit, des an seinem Marke zehrenden Fiebers. Nirgends einen Ausweg erblickend, beschloß er, die Entscheidung über die spanischen Forderungen einer absichtlich nur aus Cardinälen der spanischen Partei zusammengesetzten Congregation anheimzugeben, um die Verantwortung für den ihm unabweisbar erscheinenden Schritt eines definitiven Uebergangs in das spanische Lager von sich abzuwälzen. Ganz gegen seine Erwartung entschied die Versammlung, die am 19. März stattfand, auf den Antrag des Cardinal-Bischofs Aragon, der mit edler Freimüthigkeit die spanischen Forderungen als unvereinbar mit der Würde des Kirchenhauptes wie mit dem Interesse der ganzen christlichen Welt und insbesondere Frankreichs erklärte, die ihr vorgelegten Fragen ganz nach dem Sinne des Papstes. Sixtus athmete freier auf. Als er sich des Abends auskleidete, fanden ihn seine Familiären in freudiger Stimmung. „Gott", sprach er, „erbarmt sich unser. Man kann nicht sagen, daß wir die Männer gewählt haben; denn sie (die Spanier) haben die Listen für die Congregation entworfen, und dennoch wurden unsere Vorschläge angenommen."

Zum großen Verdrusse des spanischen Botschafters und seiner Freunde, zur lebhaften Befriedigung der französischen Faction und des venetianischen Botschafters kehrte der Herzog von Luxemburg, den man bereits auf dem Wege nach Frankreich geglaubt, von Loretto nach Rom zurück. Es war wie ein plötzlicher Wechsel der Witterung. Es war

zwar keine Lösung der brennenden Frage; aber die augenblickliche Gefahr war abgewendet. Man hatte Zeit gewonnen und durfte sich auf's Neue der Hoffnung hingeben. Erschien doch das von den spanisch gesinnten Cardinälen gegen Spanien abgegebene Votum wie ein Wunder, durch welches die Vorsehung den Muth des greisen Papstes neu beleben wolle. Aber — man verhehlte sich dies weder im venetianischen Palaste noch in den navarresischen Kreisen — es bedurfte eines neuen und größeren Wunders, wenn der Bestand Frankreichs und mit demselben die Unabhängigkeit Europa's gerettet werden sollten.

Das Ereigniß, durch welches diese ersehnte Rettung herbeigeführt und Philipps Traum der Gründung einer Universalmonarchie für immer vernichtet wurde, war bereits eingetreten. Am 14. März hatte Heinrich von Navarra über den Herzog von Mayenne bei Jvry einen entscheidenden Sieg davon getragen, der allen Hoffnungen der Ligue ein Ende machte. Die Nachricht von diesem hochwichtigen Ereigniß, die officiell erst in den letzten Tagen des Monats nach Rom gelangte, während dumpfe Gerüchte davon schon früher dahin gedrungen waren, brachte im Vatican und im Escurial sehr verschiedene Wirkungen hervor. „Der Feldzug“, sagte der König von Spanien zu seinen Ministern, „muß baldigst eröffnet werden.“ — „Der siegreiche Navarra darf nicht gereizt werden“, meinte der Papst. Gegen Badoer aber äußerte er: „Wenn Heinrich aufrichtig abschwört, so wird sich Alles zum Guten wenden.“

Für den bedrängten Papst war indessen immer noch keine Zeit der Ruhe gekommen. Die Zusammenziehung der spanischen Truppen an der neapolitanischen Grenze beunruhigte ihn immer mehr, und in der That schienen seine Befürchtungen gerechtfertigt durch den Rückblick auf die

Plünderung Roms und den kläglichen Ausgang des von Paul IV. gegen Philipp geführten Krieges.

Olivares spottete der Angst des heiligen Vaters. „Wir haben“, schreibt er dem Könige, „an der Grenze einige Rekruten und Invaliden.“ Uebrigens änderte er seine Sprache, ging selten zur Audienz und erwähnte der beabsichtigten Protestation nicht mehr. Sixtus hob seinerseits den Befehl auf, durch welchen er, unter Androhung der Excommunication, den Gliedern des heiligen Collegs jeden Verkehr mit dem spanischen Botschafter untersagt hatte. Es war ein kurzer Waffenstillstand, während dessen man neuere Nachrichten des Legaten abwarten wollte.

Es ist nothwendig, sich die Lage klar zu machen, in welcher Sixtus V. sich befand, um seine Haltung richtig zu beurtheilen. Seit der Ermordung der Guisen war er der Ueberzeugung gewesen, der Glaube sei in Frankreich nur unter der Mitwirkung Philipps II. zu retten, und um dieses Ziel zu erreichen, war er bereit, im Nothfalle selbst die Unabhängigkeit Frankreichs zu opfern. Ein Umschwung in seinen Ansichten war, wie wir gesehen, zuerst durch Donato, dann durch die Mittheilungen des Herzogs von Luxemburg bewirkt worden, welche ihm die Bekehrung des Königs von Navarra in Aussicht stellten. Die Nachrichten aus Frankreich bestärkten ihn in der neuen Richtung, indem sie ihn mehr und mehr von der Ohnmacht der Ligue, sowie von der Gewißheit des schließlichen Sieges Heinrichs von Navarra und endlich auch von der inneren Triebkraft, von der Lebensfähigkeit des Frankreich beseelenden katholischen Geistes überzeugten. Und in diesem Augenblicke, wo der Glaube ihm nicht mehr gefährdet schien, sollte Sixtus das schöne Königreich dem Ehrgeize Philipps überliefern, den eigenen Schatz und seine Soldaten dazu hergeben, um

Frankreich zu opfern und mit Frankreich Italien, Europa, das Papstthum, jedenfalls die Unabhängigkeit des heiligen Stuhles, über welche der Beherrscher der Welt fortan nach seinem Gutdünken verfügen würde? War er aber nicht gebunden, durch die Entsendung Gaetani's nach Frankreich und die ihm ertheilten Instructionen, die dieser, ohne Rücksicht auf die veränderten Verhältnisse, buchstäblich ausführte? War er es nicht mehr noch durch die Philipp II. gemachten Vorschläge? Man begreift die Herzensangst des Papstes, die Vorwürfe, die er sich machte, seinen heißen Wunsch, sich der gegen Spanien übernommenen Verbindlichkeiten zu entledigen.

In dieser beinahe verzweifelten Lage that er, was man in ähnlichen Fällen gewöhnlich zu thun pflegt: er suchte Zeit zu gewinnen. Zu diesem Ende verschanzte er sich hinter der Nothwendigkeit, vor Allem über die französischen Zustände aufgeklärt zu werden, nicht durch leeres Gerede, sondern durch die amtlichen Berichte des Legaten. Unterdessen dauerten die Reibungen mit dem spanischen Botschafter das ganze Frühjahr hindurch und einen Theil des Sommers fort und erhöhten die Reizbarkeit des Papstes, der mit jedem Tage physisch schwächer wurde und offenbar dem Grabe zuwankte, nichtsdestoweniger aber entschlossen war, bis zum letzten Athemzuge dem furchtbaren Gegner die Stirne zu bieten.

Der im Mai 1590 eingetretene Tod des Cardinals Bourbon, den die Ligue als Karl X. zum Könige ausgerufen, hatte insofern eine Aenderung in der Sachlage herbeigeführt, als dadurch für die Ligue wie für Philipp der französische Thron thatsächlich erledigt war. Der Legat meldete bezüglich dieser brennenden Frage des Tages: Frankreich besitze keinen Prinzen, welcher Aussicht habe, den Thron

zu besteigen. Navarra sei als rückfälliger Ketzer unfähig; das Gleiche gelte von dem jungen Condé. Cardinal Vendome sei allzu enge mit Navarra verbunden und kein Kriegsmann, der Prinz von Conti beinahe taubstumm, Soissons von zweifelhafter Rechtgläubigkeit, der Herzog von Montpensier, gleich seinem Sohne, ein unfähiger Schwächling. Die Häuser Guise und Lothringen bezeichnete er beide, weil fremd, als unmöglich. Sixtus war überzeugt, daß nur Heinrich von Navarra möglich sei und daß er nach erfolgter Einnahme von Paris zum katholischen Glauben zurücktreten und alsdann nahezu mit Einstimmigkeit werde zum Könige ausgerufen werden. Philipp gab sich der Hoffnung hin, daß die Lösung der Frage ihm allein zufallen werde, und er gedachte den Thron mit einem Prinzen zu besetzen, der durch die Vermählung mit seiner Tochter, der Infantin Clara Eugenia — durch ihre Mutter ein Valois —, ein Vasall Spaniens werden sollte. Die Pläne des ehrgeizigen Herzogs von Mayenne liefen auf nichts Geringeres hinaus, als auf eine Theilung Frankreichs. Als Preis seiner Wahl war er bereit, Burgund, die Provence, das Delphinat und die Bretagne an Spanien abzutreten.

Am 21. Juni langte der Herzog von Sessa, dessen Sendung schon seit längerer Zeit angekündigt worden war, als außerordentlicher Botschafter Philipps in Rom an. Mit seiner Ankunft begannen für Sixtus neue stürmische Kämpfe, deren Endresultat die Vereinbarung eines Capitulationsentwurfes war, in welchem der Papst seine Absicht aussprach, in Gemeinschaft mit Philipp die Angelegenheiten Frankreichs durch eine bewaffnete Intervention derart zum Abschlusse zu bringen, daß durch die Vereinigung sämmtlicher Prinzen und Bevölkerungen des Landes unter einem gemeinsamen Banner die Wahl eines katholischen Königs

ermöglicht und dadurch sowohl der katholische Glaube als auch die Unabhängigkeit und Integrität des Königreichs sicher gestellt werde. In einer geheimen Capitulation verpflichtete sich der heilige Vater, den von Philipp bezeichneten und gewählten Prinzen, vorausgesetzt, daß derselbe wirklich katholisch sei, als König von Frankreich anzuerkennen; doch knüpfte er diese Zusage an eine Reihe von Bedingungen, zu deren Annahme die spanischen Bevollmächtigten erst durch die bestimmte Erklärung des Papstes, daß er im Weigerungsfalle die Verhandlungen abbrechen werde, bewogen werden konnten.

Sixtus V. war es indessen bei diesen Vereinbarungen nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, da die Lösung der französischen Frage in seinem Sinne ihm als unausbleiblich und nahe bevorstehend erschien. Als daher die Zeit für die Unterzeichnung des vereinbarten Vertrags gekommen war, legte der Papst der Congregation für Frankreich, die er, da er fieberkrank darnieder lag, in seinem Schlafcabinete versammelt hatte, zur großen Ueberraschung der Cardinäle die Frage vor, ob bei Erledigung des französischen Thrones dem Papste die Wahl des Königs gebühre? Olivares und Sessa waren wie vom Donner gerührt. Nachdem sie alle Mittel erschöpft hatten, um die Ratification des Vertrags zu erzwingen, stellten sie endlich dem Papste ein Ultimatum. Wenn derselbe, so erklärten sie, bis Mittwoch, den 1. August, die Capitulation nicht ratificirt habe, so würden sie ihren Courier abfertigen, die beiden Schriften ihrem Souverän zusenden und ihm von dem Vorfalle Kenntniß geben, der offenbarer Verrath sei. Sixtus verharrte jedoch in seiner Weigerung. Seine Pflicht als Oberhaupt der Kirche, ließ er ihnen sagen, gebiete ihm, die Rechte des heiligen Stuhles zu wahren; ehe er sich end-

giltig gegen den katholischen König verpflichte, müsse er die Congregation vernehmen. Alle Bemühungen der Botschafter, einen andern Bescheid zu erlangen, blieben fruchtlos. Wuth und Verzweiflung im Herzen, fertigten sie nach Ablauf der dem Papste gesetzten Frist ihren Courier nach Madrid ab, um dem Könige, statt des erwarteten Vertrags, ein werthloses Papier zu übersenden, werthlos, weil ihm mit der Unterschrift der Bevollmächtigten die bindende Kraft fehlte.

In diesen kritischen Tagen fand der gebeugte Papst Trost in seinen vertrauten Unterredungen mit dem venetianischen Gesandten Badoer, der ihn über die Vorgänge in Frankreich in genauer Kenntniß erhielt*) und mit der Hoffnung auf die baldige Uebergabe der von Heinrich von Navarra belagerten Stadt Paris, die nach der Meinung Aller den Uebertritt des Königs zur Folge haben mußte, seinen Muth und seine Standhaftigkeit aufrecht zu erhalten suchte.

Nachdem die Congregation für Frankreich ihre Arbeit über die Königswahl vollendet und Sixtus die verschiedenen Ansichten vernommen hatte, erklärte er seinen Entschluß, zwei Prälaten nach Frankreich zu entsenden mit dem Auftrage, einerseits die Prinzen von Geblüt, die Prälaten und den Adel dieses Königreichs und andererseits die zur Ligue haltenden Städte und Ortschaften zur Wahl eines katholischen Königs aufzufordern und zugleich dahin zu wirken, daß die Wahl auf einen Prinzen falle, welcher sich der allgemeinen Zustimmung zu erfreuen habe, und welchen er, der Papst, nachdem derselbe in der angegebenen Weise er-

*) Dank ihrem periodischen Courier, der venetianischen Post, welche regelmäßig einmal die Woche kam und ging, waren die Botschafter der Signoria die bestunterrichteten Glieder des diplomatischen Corps.

wählt worden, mit allen ihm zu Gebote stehenden geistliche
und weltlichen Mitteln zu unterstützen gedenke.

Olivares und Sessa, welche in diesem Beschluß die Absicht erkannten, den Uebertritt Heinrichs zu beschleunigen, verlangten sogleich eine Audienz. Diese verlief, wie alle vorhergehenden, in höchst stürmischer Weise, und die Botschafter verließen das Cabinet des Papstes mit der Ueberzeugung, daß ihre Sache verloren sei. Nichtsdestoweniger ließen sie nicht ab, den todtmüden Greis, dessen Kräfte von Tag zu Tag abnahmen, mit ihren Forderungen zu bestürmen. „Sie werden uns umbringen", sagte Sixtus zu Badoer, vierzehn Tage vor seinem Tode; „sie wollen uns nicht leben lassen, diese Spanier; sie wollen uns lehren, was wir zu thun haben; aber wir bedürfen ihrer Lehren nicht. Ja, wir werden Truppen nach Frankreich schicken, aber nicht jetzt und nicht gemeinsam mit Spanien, sondern um den von Frankreich erwählten katholischen König zu schützen, und mittlerweile schicken wir Prälaten."

Noch einmal, am 19. August, empfing er, obgleich sehr leidend, die beiden Botschafter; doch dauerte die Audienz nur wenige Minuten. Olivares und Sessa erneuerten ihre Bitten und Vorstellungen, verwahrten sich gegen die Entsendung der Prälaten nach Frankreich und verlangten, unter Berufung auf die von Seiner Heiligkeit „beinahe" übernommene Verpflichtung, daß die Truppen für das päpstliche Contingent sofort gewählt würden. Sixtus, auf's Höchste gereizt, überhäufte sie mit Vorwürfen und Schmähworten, und als sie erklärten, daß sie eine solche Behandlung nicht länger dulden könnten und vorzögen, nicht mehr vor ihm zu erscheinen, rief er ihnen zu, sie könnten sich sofort entfernen. Sie zogen sich zurück, um ihn nicht wiederzusehen.

Mit dieser letzten Audienz war, das fühlte Jedermann,

die Krise gelöst. Es war entschieden, daß Sixtus nicht nachgeben, das Papstthum sich nicht zu einem Werkzeuge politischen Ehrgeizes erniedrigen werde. Sixtus V. ging als Sieger aus dem langen und heißen Kampfe hervor; aber der Sieg war errungen um den Preis seines Lebens. Das fortwährende, oft so hoffnungslose Ringen mit den Vertretern Philipps, die wachsende Sorge um den Ausgang, die unausgesetzten Gemüthsbewegungen, die stete geistige Spannung, dies Alles hatte die Heftigkeit seiner Fieberanfälle bedeutend erhöht, sowie durch diese selbst die Reizbarkeit seines Temperaments fortwährend gesteigert wurde. Während der heißen Sommermonate wurden die Anfälle häufiger, länger und heftiger, und sein Zustand flößte die ernstesten Besorgnisse ein. Seine kräftige Natur und die ihm eigene unbeugsame Willenskraft rangen mit dem Uebel; aber er selbst fühlte, daß seine Tage gezählt waren.

Am 13. August hielt er sein letztes Consistorium. Seine Allocution war gewissermaßen ein geschichtlicher Ueberblick seines Pontificats, ein Wort des Abschieds an die Cardinäle. Wie Jesus Christus, der Erlöser, sagte er, Freude und Leid mit seinen Aposteln theilte, so fühle auch er, sein Statthalter auf Erden, sich verpflichtet, den Cardinälen zu eröffnen, was sein Herz mit Befriedigung oder mit Schmerz erfülle. Des Schmerzlichen aber gab es für ihn weit mehr als des Erfreulichen. Neben dem Zerwürfniß mit Spanien und der Sorge um die Zukunft Frankreichs, trübte auch noch anderer Kummer seine letzten Lebenstage. Eine große Hungersnoth hatte im Jahre 1590, gleich vielen andern Ländern Europa's, auch den Kirchenstaat schwer heimgesucht, weßhalb Sixtus der Versammlung vorschlug, 500,000 Ducaten aus dem Staatsschatze zur Erleichterung seiner

Unterthanen zu bestimmen. Auch die Banditen zeigten sich wieder: Piccolomini in Toscana, andere an der neapolitanischen Grenze, wenige Tage vor dem Tode des Papstes sogar vor den Thoren Roms. Die üble Kunde, die man Anfangs dem heiligen Vater zu verheimlichen gesucht, erfüllte ihn mit tiefem Gram; doch ordnete er sogleich energische Vorkehrungen an.

Die Audienz, welche Sixtus am 19. August den spanischen Botschaftern bewilligt, hatte für ihn eine schlechte Nacht zur Folge. Am nächsten Tage berief er, ungeachtet seiner Schwäche, zum letzten Male die Congregation für Frankreich zusammen. Seine Reden waren die eines Fieberkranken, verworren, unzusammenhängend, voll von Widersprüchen. Nach aufgehobener Sitzung stellte sich das Fieber mit erneuerter Heftigkeit ein, und man befürchtete einen schlimmen Ausgang. In der Nacht wiederholte sich der Anfall, und während zwei Stunden glaubte man, der Papst werde erliegen. Ungeachtet der dringenden Bitten der Aerzte, stand er am Morgen auf, um längere Zeit mit verschiedenen Personen zu arbeiten. Am folgenden Tage las er, obgleich sehr schwach, die heilige Messe und führte während vier Stunden in der Congregation der Inquisition den Vorsitz, worauf sich am Abend eine neue Krise einstellte. Die Aerzte erklärten seinen Zustand für bedenklich, weniger in Folge der Natur des Uebels, als weil er ihre Vorschriften unbeachtet lasse. „Möge es Gott gefallen“, schreibt Badoer, nachdem er den Verlauf der Krankheit in der vorstehenden Weise geschildert, „in diesen Zeiten großer Bedrängniß das Leben dieses weisen und guten Papstes zu erhalten, welcher, wie man sieht, so zärtlich besorgt ist für die Ruhe und den Wohlstand des armen Königreichs Frankreich.“

Der 26. August, ein Sonntag, war für den Papst ein Tag großer Leiden. Er unterwarf sich den Anordnungen der Aerzte; aber seine Kräfte nahmen rasch ab. Er hörte die Messe in seinem Zimmer. Donna Camilla kam unangemeldet, umarmte weinend ihren Bruder und verweilte mehrere Stunden an seinem Lager. Nach einer sehr unruhigen Nacht verlangte er am folgenden Morgen nach dem heiligen Meßopfer. Nur mit Hilfe des geheimen Kämmerers Sangaletto, seines treuen Pflegers, vermochte er sich während der Wandlung auf seinem Lager zu erheben und auf die Kniee niederzulassen. Gegen Mittag fiel er in eine tiefe Ohnmacht, und Donna Camilla, sowie mehrere Cardinäle und sein Beichtvater wurden eilends gerufen. Der junge Montalto sank, vom Schmerz überwältigt, zu Boden. Die Krisen wiederholten sich; nur für Augenblicke kam der Kranke zu sich, seufzte und öffnete die Augen, um sie alsbald wieder zu schließen. Er erhielt die letzte Oelung und verschied um sieben Uhr Abends, während ein heftiges Ungewitter sich über Rom entlud.

Die Botschafter fertigten sofort ihre Couriere ab, welche, einen Fuß im Bügel, die Depeschen mit der großen Nachricht erwarteten. Badoer fügte dem Bericht über die letzten Phasen und den tödtlichen Ausgang der Krankheit Sixtus' V. die Bemerkung bei: „Alle seine Angehörigen sind in äußerster Betrübniß, alle Wohldenkenden erfüllt mit lebhafter Besorgniß. Dieser Todesfall kommt äußerst ungelegen; ich selbst bin sehr bekümmert im Hinblick auf den Dienst Eurer Durchlaucht; denn ungeachtet der angeborenen Strenge Seiner Heiligkeit, konnte man doch bei seiner Vorliebe für die durchlauchtige Republik, einige Geduld und Gewandtheit vorausgesetzt, in allen vorkommenden Geschäften auf ein befriedigendes Ergebniß mit Sicherheit zählen."

Der Tod Sixtus' V. erregte in Spanien und im Schooße der Ligue unverhohlene Freude, in Prag einiges Bedauern, in Venedig tiefe Trauer; in ganz Europa galt er als ein Ereigniß von äußerster Tragweite.

Donna Camilla überlebte ihren Bruder während einer langen Reihe von Jahren und starb hochbetagt im Palaste der Cancellaria.

Cardinal Alexander Montalto verfügte über die zahlreiche Faction der von seinem Großoheim promovirten Cardinäle und übte daher in den nachfolgenden Conclaven einen bedeutenden Einfluß. Niemand war mehr eingeweiht in die Stimmungen der Cardinäle, und Niemand verstand es besser, daraus Vortheil zu ziehen; doch glänzte er weniger durch geistige Ueberlegenheit als durch die trefflichen Eigenschaften seines Herzens. Noch lebt im römischen Volke in Anecdotenform die Erinnerung an seine Prachtliebe und christliche Mildthätigkeit. Als er, noch jung, im Jahre 1623 starb, schlossen die Kaufleute ihre Läden; ganz Rom eilte nach der Cancellaria, um dem Leichnam nach San Andrea della Valle zu folgen, diesem prachtvollen Tempel, welchen Alexander Montalto größtentheils aus eigenen Mitteln erbaut hatte.

Mit dem einzigen Sohne Don Michele's, dem Cardinal Francesco, verschwand der von den Damasceni adoptirte Name Peretti. Giulio Savelli, der Sohn der einzigen Schwester des Cardinals und durch diese der letzte Peretti, starb in völlig zerrütteten Vermögensverhältnissen, nachdem er den größten Theil der Besitzthümer der beiden Familien, deren letzter Sproß er war, veräußert hatte.

Wir versuchen es nicht, zum Schlusse eine Charakteristik Sixtus' V. zu entwerfen. Der Leser hat ihn kennen gelernt in seinen Worten und in seinen Thaten. Wie er in beiden uns entgegentritt als eine Erscheinung von ungewöhnlicher Größe, der wir bei aller Beimischung menschlicher Schwächen und Unvollkommenheiten unsere Bewunderung nicht versagen können, so lassen die Verhältnisse, unter welchen er den päpstlichen Stuhl bestieg, in ihm ganz den Mann der Vorsehung erkennen, berufen, die zeitliche Macht des Papstthums und mit derselben die Unabhängigkeit der Kirche und den schwerbedrohten Glauben zu retten. Segensreich hat er gewirkt in Kirche und Staat, und auf beiden Gebieten hat seine unermüdliche Thätigkeit Spuren zurückgelassen, die ihm nicht nur den Beifall der unparteiischen Zeitgenossen erworben, sondern ihm auch ein Anrecht gegeben haben auf den Dank der Nachwelt. Daß er in dem langen und schweren Kampfe mit den Vertretern Philipps II. der Gewalt die List entgegengesetzt und sich, um Zeit zu gewinnen, da die Zeit allein die Lösung bringen konnte, die er erstrebte, aller Waffen bedient hat, die ihm zu Gebote standen, das Alles kann und soll nicht geleugnet werden. Wenn man jedoch die Größe des Zieles bedenkt, das ihm vor Augen schwebte, so wird man sich weniger berechtigt fühlen, mit ihm darüber zu hadern, daß er den Weg eingeschlagen, auf welchem dasselbe allein zu erreichen war. Nach dem einstimmigen Urtheile der Zeitgenossen, insbesondere der hervorragendsten Staatsmänner jener Epoche, wäre ein bewaffnetes Zusammengehen Sixtus' V. mit Philipp II. gegen Heinrich IV. gleichbedeutend gewesen mit der schließlichen Niederlage des Letzteren. Aber nach dem Siege, bei den Verhandlungen über die endgiltige Regelung der Nachfolge, würde der Einfluß Sixtus' V.,

so groß er auch während des Krieges gewesen, wohl schwerlich durchgedrungen sein gegen die Anforderungen des Königs von Spanien. Um den Ehrgeiz seines Verbündeten zu bekämpfen, konnte er nicht zu geistlichen Waffen greifen; er konnte über den katholischen König nicht den Bann aussprechen, weil dieser die Thronfolge in seinem Sinne lösen wollte; denn er hatte sich ihm gegenüber verpflichtet, den von Philipp begünstigten Bewerber als König von Frankreich anzuerkennen. Wie aber hätte sich unter diesen Verhältnissen die Lage Europa's gestaltet? Spanien unbestritten die überwiegende Großmacht; seine Herrschaft mit Unwillen ertragen und früher oder später abgeschüttelt; das Papstthum herabgesunken; Rom nach Madrid versetzt; die katholische Religion allen Gefahren preisgegeben, die früher oder später über Spanien hereinbrechen mußten; das französische Volk die Beute furchtbarer, blut- und thränenreicher Umwälzungen. Diese schweren Prüfungen hat Sixtus V. durch sein muthvolles Ausharren Europa erspart, und mit vollem Rechte darf man behaupten: er starb hochverdient um Kirche und Menschheit.



Sammlung historischer Bildnisse. 12°.

Zweite Serie.

Vollständig broschirt *M.* 15.; einzeln geb. in Leinwand *M.* 25.; geb. in 3 Leinwandbände mit Goldpressung *M.* 18.

I. Daniel O'Connell. Von R. Baumstark. Mit Titelbild. Zweite Auflage. (VI u. 232 S.) *M.* 1.80.

II. Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg. Von Franz Binder. (VI u. 195 S.) *M.* 1.50.

III. Kaiser Leopold I. Von R. Baumstark. (VII u. 213 S.) *M.* 1.50.

IV. Eberhard im Bart, der erste Herzog von Wirtemberg. Von Anton Schneider. (VIII u. 203 S.) *M.* 1.50.

V. Kaiser Friedrich I. (V u. 180 S.) *M.* 1.20.

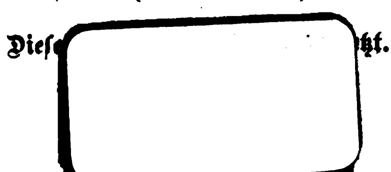
VI. Julian der Abtrünnige. Von Dr. Fr. J. Holzwarth. (VI u. 105 S.) 90 *Pf.*

VII. Reginald Pole, Cardinal der hl. römischen Kirche und Erzbischof von Canterbury. Ein Lebensbild von M. Kerker. (VI u. 132 S.) *M.* 1.

VIII. Joseph II. Von Sebastian Brunner. (VIII u. 304 S.) *M.* 2.10.

IX. Sandwirth Andreas Hofer. Von P. Cölestin Stampfer. (XII u. 248 S.) *M.* 2.80.

X. Isabella von Castilien und Ferdinand von Aragonien. Von R. Baumstark. (VIII u. 212 S.) *M.* 1.80.

Dies  st.

